
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07597267 3

# Wanderungen

aus

# meinem Gefängnisse

am Ende des Sommers und im Herbste 1839.

Von

Dr. Sylv. Jordan,
Professor in Marburg.

Frankfurt a. M.
Verlag von Johann Valentin Meidinger.
1847.

# Wanderungen

aus

# meinem Gefängnisse

am Ende des Sommers und im Herbste 1839.

Von

Dr. Sylv. Jordan,

Professor in Marburg.

---

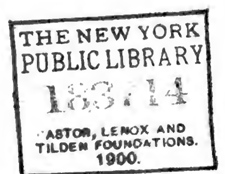
„No smiles of fortune ever blest the bad,
Nor can her frowns rob innocence of joys. —
'Tis moral grandeur makes the mighty man."

YOUNG.

Frankfurt a. M.

Verlag von Johann Valentin Meidinger.

1847.




Druck von August Osterrieth
in Frankfurt a. M.

# Vorrede.

Das Manuscript der vorliegenden Schrift war bereits im Juni 1840 beendigt. Es durfte jedoch das Gefängniß nicht verlassen, ja wurde sogar im Februar 1841 mit mehreren englischen und deutschen Gedichten, die ebenfalls im Gefängnisse verfaßt worden sind, in gerichtlichen Beschlag genommen und erlangte erst am 12. Januar dieses Jahres seine völlige Freiheit. Meine bald darauf eingetretene Krankheit machte es mir unmöglich, das Manuscript näher zu prüfen und sodann zu bestimmen, ob es dem Drucke oder der Vernichtung übergeben werden solle. In Frankfurt, wohin ich mich im Juni zur Wiederherstellung meiner Gesundheit begeben hatte, faßte ich jedoch, nach eingeholtem Rathe sachkundiger Freunde und in väterlicher Milde gegen mein in Fesseln gebornes Kind, den Entschluß, es ganz in derselben Gestalt, die es im Gefängnisse erhalten hat, dem Publikum zu übergeben, hoffend, dieses werde es, als zu meiner Familie gehörig, wenn auch nicht mit Liebe, so doch mit Schonung und Nachsicht aufnehmen, und die Gebrechen, welche es an sich trägt, nicht seinem Vater, sondern seinem Geburtsorte und der nach der Geburt erlittenen Mißhandlung zuschreiben. Dieses mein Kind, das sich übrigens durch sich selbst empfehlen muß, wird wenigstens nicht durch

Gelehrsamkeit langweilen, sondern beabsichtigt vielmehr den Leser durch das Quodlibet seiner Gabe zu amüsiren. Es hofft nämlich, und mit ihm sein Vater, der Leser werde in diesem Quodlibet nicht bloße Spreu, sondern hier und da auch ein Waizenkörnchen als Stoff zum Selbst- und Nachdenken finden. Der Vater glaubt insbesondere noch, daß dieses Kind zugleich ein treues Abbild seines eigenen Ich's, wie es wenigstens damals im Gefängnisse leibte und lebte, und somit ein Beitrag zur Kenntniß seiner eigenen Persönlichkeit sein werde. Wenn übrigens mein Kind auch von Marburg und seiner Umgebung hier und da erzählt, so geschieht dieß bloß, um Fremde, welche künftig Marburg berühren sollten, zu bewegen, sich dort auch ein wenig aufzuhalten und umzusehen, anstatt nur durchzupassiren, wie es bisher zu geschehen pflegte. Nur möchte ich den Gasthof, in welchem dieses Kind geboren ist, den Besuchern Marburg's nicht empfehlen.

Wenn schließlich etwa die Herren Recensenten (in Bezug auf welche ich mich übrigens dem anschließe, was mein damaliger Reisegefährte im XIII. Kapitel äußert) mein Kind deßhalb zurückweisen und tadeln sollten, weil es in keiner vollendeten Gestalt auftritt, so bitte ich nur zu bedenken, daß eine so unvollendete Gestalt bei einem bloßen Quodlibet-Kinde nicht besonders auffallend sein könne, und daß ich zudem die Erzählung aller meiner damaligen Wanderungen hier nicht vollendet, sondern bloß abgebrochen habe, um dieselbe, wenn das Publikum — die Herren Kritiker mit eingeschlossen — daran Geschmack finden sollte, später wieder fortzusetzen und zu vollenden.

Der Anhang bedarf, bei der unvollendeten Gestalt des Ganzen, wohl keiner besondern Rechtfertigung oder Entschuldigung.

Dürkheim a. d. H., im September 1846.

**S. Jordan.**

# Erstes Kapitel.

Vorwort. — Das Gefängniß, oder der Gasthof. — Die Lage des Schlosses zu Marburg. — Wunderbares Ereigniß.

---

Es ist heutzutage fast zur Mode geworden, die Lesewelt mit Wanderbüchern, Reisebildern ꝛc. zu regaliren, auch wohl zu ennuyiren. „Exempla trahunt;“ ich will es auch dieser Mode nachmachen, und die Wanderungen, die ich in meinen vielen Musestunden aus dem Gefängnisse unternommen habe, dem lieben Publikum auftischen. Denn ich sitze schon seit dem 28. August 1839 in demselben, und es ist der 11. November 1839, an welchem ich die Aufzeichnung der Wanderung beginne, die ich seit dem 28. Aug. durchgemacht habe. Ich wollte schon am 28. Sept. dieses Wanderbuch anfangen, als an dem Tage, wo mir zuerst eine Feder, dieser Commandostab über das gefürchtete kleine Heer der Buchstaben, anvertraut wurde. Allein es geschah nicht; aus Gründen, die nicht hierher gehören. Genug, ich zog es vor, meine Ausflüge noch fortzusetzen, und die Stunden, in welchen ich wieder in der Clausur war, mit W. Scott, Byron, Shakspeare, Th. Moore, Bulwer, Cooper, Victor Hugo und anderen Dichtern abwechselnd zu verplaudern. Welch' vergnügte Stunden! Diese Männer sind jedoch nicht körperlich, sondern nur geistig bei mir und senden mir nur ihre Gedanken, Gefühle, Gesinnungen ꝛc. — kurz, Dinge, die man im gewöhnlichen Leben nicht mitzutheilen pflegt — in Faust's schwarzen Mantel eingehüllt, zu. — Aber Wanderungen aus dem Gefängnisse! Wie geht das zu? Nur Geduld, die Sache wird sich aufklären. Ich bedauere bloß, daß mir die Gabe anmuthiger Darstellung, kunstreicher Schilderung und anschaulicher Beschreibung ganz abgeht. Ich bin kein Heine, Laube ꝛc., überhaupt kein

Dichter, sondern ein trockener Jurist. Zum Unglücke steht mir auch keine Gansfeder zu Gebote, die mir vielleicht mit dem Erbtheile ihrer lieben Mamma, die bekanntlich sehr redselig ist, einigermaßen aushelfen könnte. Ich habe nur eine Stahlfeder, und der Stahl ist kalt und spröde. Ich muß daher um Nachsicht bitten, wenn auch meine Erzählungen kalt und stählern ausfallen; sie sollen darum an Wahrheit nichts verlieren. Vielleicht ist es auch nicht ohne Nutzen, wenn die Leser nach den vielen honig- und zuckersüßen Genüssen zur Stärkung des Magens etwas Hausmannskost, Pumpernickel u. dgl. zu sich nehmen und nicht immer auf den schwindelnden Höhen der Poesie in Phaetons dahinschweben, sondern zuweilen auch eine prosaische Miethkutsche oder gar eine ächt kurhessische Extra-Postchaise besteigen und sich — zwar nicht das Zwerchfell, sondern die Knochen und den ganzen Inhalt ihrer Leiber recht derb erschüttern lassen, um dadurch wieder den Appetit zu den wonnigen Luftfahrten zu reizen.

Der Mensch liebt überhaupt Veränderung; er will immer etwas Neues haben, und es ist ein wahres Glück für ihn, daß es nichts Unveränderlicheres hienieden gibt, als — die Veränderung, die im unaufhörlichen Kreise sich fortbewegt. Wanderungen aus dem Gefängnisse sind gewiß etwas Neues, und darum darf ich sicher hoffen, daß sie wenigstens nicht ohne Käufer bleiben werden, wenn auch der Inhalt nicht sehr ergötzlich sein sollte. Der Titel ist bei einem Buche, wie bei dem Menschen, die Hauptsache, nicht der innere Gehalt. Denn wer, wenn er sich anders auf den hohen oder vornehmen Ton versteht, wird bei einem Buche oder Menschen nach mehr fragen, als nach dem Titel? Ist dieser bei einem Buche neu oder bizarr, und bei einem Menschen hoch, so muß man das Buch besitzen und den Menschen verehren, oder doch beknicksen. Das Lesen des Buches überläßt man den Recensenten, die wenigstens den Titel, die Vorrede, wenn sie nicht zu lang ist, und das Inhaltsverzeichniß lesen, das Buch selbst aber auch nur zu durchblättern pflegen; und der innere Gehalt eines hochbetitelten Menschen wird durch den Titel allein schon respectabel gemacht. Denn bei uns, in dem lieben guten Deutschland, wird der Werth des Menschen nach dem Titel, in England dagegen nach dem Gelde bestimmt. Jedes Land hat seine eigene Sitte, wobei wir nicht länger verweilen wollen. Bevor ich jedoch zu der Erzählung meiner Wanderungen übergehe, muß ich meine Leser — oder Käufer — des Buches mit meinem Gefängnisse bekannt machen. Ich habe es in ein Gasthaus umgetauft, weil ich in demselben bloß auf unbestimmte Zeit

logire, und ich keineswegs die Absicht des Wohnenbleibens (den animus sedem fixam ibi habendi, wie wir Juristen sagen) habe, und weil es überall, wie ich so eben bemerkte, nur auf einen gefälligen Titel ankommt, um die Sache selbst gefällig zu machen, und ihm bei dieser Taufe (bei der ich die Klerisei um die Stolgebühren betrogen habe, wogegen ich aber auch auf die allgemeine Gültigkeit der Taufe verzichte) den Namen:

„Gasthof zum Landgrafen Philipp dem Großmüthigen"
gegeben.

Dies geschah aus folgendem Grunde. Das Gefängniß, oder nun Gasthof, befindet sich in dem schönen Bergschlosse bei Marburg, dessen alterthümliche Außenseite ein weiser Polizeidirector weiß übertünchen ließ, um demselben auch das letzte Ehrwürdige, das ihm bis dahin geblieben war, zu nehmen.

Es ist doch gut, daß die zwergige Gegenwart sich auf das Uebertünchen versteht, um dadurch die finster zürnenden und warnend mahnenden Falten an der Stirn der riesenhaften Vergangenheit verdecken zu können! Dieses Bergschloß, das mit fürstlicher Würde Oberhessen überschaut und mit tiefem Ernste überwacht, war einst die Wiege des Landgrafen Philipp des Großmüthigen, des größten hessischen Fürsten. Ihm zu Ehren gab ich bei meiner Phantasie-Taufe dem Gefängnisse als Gasthof das genannte Schild, das ihm zu Ehren auch bleiben und die Impietät beschämen möge, welche die Geburtsstätte des großen Ahnherrn auf eine solche Weise entweiht hat. Man kann analog der Schrift, wo es heißt: aus meinem Bethause haben sie ein Kaufhaus gemacht, hier ausrufen: Seht, aus dem Nationalheiligthume haben sie ein Zuchthaus gemacht, die Perle des Landes in den Koth getreten! Wehe einem Volke, das die schönen Bilder, welche die erhabensten Scenen aus dessen eigener Biographie darstellen, mit eigenen Händen verunstaltet und aus der großen Tapete der Geschichte ausmerzt! Du sollst Vater und Mutter ehren, heißt es in der Schrift, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe auf Erden! Und deine Eltern, o Volk, sind deine Vorfahren, die für dich sich abgemüht, für deine Erziehung und dein Wohl väterlich gesorgt haben. Auf dem Sohne, der seinen Vater mißhandelt, ruht der Fluch, daß er auch von seinem Sohne wieder mißhandelt werden solle. Ein verdienter Fluch! denn der Sohn ist nur ein Glied der Familie, die aus den Ahnen und den lebenden und noch kommenden Personen desselben Geschlechts besteht. So ist ein jetzt lebendes Volk nur das Mittelglied, welches seine Vergangenheit mit seiner Zukunft verbindet; es soll darum mit

dem einen Auge auf seine Geschichte, und mit dem anderen auf seine Nachkommen blicken; es soll in den weiten Hallen seiner Geschichte die großen Ahnen verehren, sich an ihrem Beispiele erbauen, und sich so Muth und Kraft erwerben, um für die kommenden Geschlechter in gleicher Weise, wie jene, wohlthätig wirken zu können, und sich dadurch eine gleiche Verehrung und Dankbarkeit bei denselben zu verdienen.

Der Tempel der Geschichte ist in moralischer und politischer Hinsicht nicht weniger ein Gotteshaus, als es die Kirche in religiöser Hinsicht ist. Ein Volk ohne Pietät gegen seine Geschichte steht eben so tief, wie ein Volk ohne Achtung für Religion. Nur der schmutzigste Egoismus, der Hauptcharakterzug kleiner entarteter Seelen, kann, ohne schamroth zu werden, bei den öffentlichen Angelegenheiten äußern: „Was brauchen wir für unsere Nachkommen zu sorgen? Diese mögen sich selbst einst helfen!" Was wärest du, selbstsüchtiges Volk, das du eine solche Sprache führst, wenn deine Vorfahren eben so gedacht und gehandelt hätten? Wovon zehrst du denn anders, als von dem materiellen und intellectuellen Erbe deiner Ahnen? Und zehrst du dieses auf, ohne für deine Nachkommen in gleicher Weise, wie deine Väter für dich gethan haben, auszusäen, so werden sie physisch und geistig absiechen und in der schmerzhaften Todesstunde dir und deiner pflichtvergessenen Selbstsucht fluchen!

Die Lage des Schlosses ist so malerisch schön, daß diese allein schon die Landesfürsten hätte vermögen sollen, sich dieses Schloß wenigstens als ein Belvedere zu erhalten. Die ganze Umgebung Marburg's breitet sich ringsum dem Berge, der das Piedestal des Schlosses bildet, in ihrer schweizerischen Ueppigkeit aus. Fast nach einem jeden Schritte am Fuße des Schlosses öffnet sich dem Auge ein neues Bild, eine neue ländliche Scene.

An dem Fuße der Südseite des Berges liegt die alterthümliche Stadt Marburg, in welcher die von Philipp dem Großmüthigen gestiftete Universität, Philippina, bereits das zweite Decennium des vierten Jahrhunderts ihres Alters angetreten hat.

Unter dem Ministerium des H********** wollte man dieser alten ehrwürdigen Dame die Ehre anthun, ihr das Schloß als Wohnung einzuräumen. Schon waren die Zeichnungen für ihre Gemächer fertig und es fehlte nur noch die Kleinigkeit, die Ausführung des Baues, die unterblieb. Die Auslegung ist über die Veranlassung dieses Planes noch im Zweifel; Einige sagen, man hätte dabei das hohe Alter und die

schwächliche Gesundheit dieser Dame berücksichtigt, und darum ihr eine gesunde Wohnung mit frischer Bergluft und heiterer Aussicht einräumen wollen; Andere dagegen wollen bei den bekannten constitutionellen Gesinnungen des genannten Ministers den Veranlassungsgrund in der Verfassungs-Urkunde finden, welche es der Staatsregierung zur Pflicht macht, die Universität nach Kräften zu heben.

Wir können keiner dieser Meinungen, soviel sie auch für sich zu haben scheinen, unsern Beifall schenken. Der genannte Minister hatte nämlich neben seinen constitutionellen Gesinnungen auch einen hohen Sinn für die Geschichte, besonders des Mittelalters; und er wollte, entrüstet über die Entweihung dieses ehrwürdigen Gebäudes der Vorzeit, demselben eine angemessenere und würdigere Bestimmung geben. Die Idee war groß und edel, und es ist zu bedauern, daß zu deren Ausführung gerade die Universität gewählt wurde, da von selbst einleuchten mußte, daß man Hörsäle nicht wohl auf hohe, mühsam zu ersteigende Berge verlegen kann.

Dicht am Fuße erhebt sich die schöne lutherische Kirche, deren Thurm sich, einer optischen Täuschung gemäß, nach allen Seiten hinneigt, wie ein Pfarrer, der, um seinen Collegen bei Taufen, Copulationen und Begräbnissen den Vorzug abzugewinnen, alles, was sich ihm auf der Straße entgegen bewegt, zuvorkommend begrüßt, das entblößte Haupt tief zur Erde neigend. Von dem Marktplatze schaut das Rathhaus zum Schlosse herauf. Auf seiner Front zeigt es den Mondeswechsel, vermuthlich als Symbol der Beständigkeit, der Gesinnungen und Ansichten bei denjenigen, die innerhalb seiner Mauern das Wohl der Stadt zu berathen haben; vielleicht auch deßhalb, damit die guten Bürger sicher erfahren können, wann der Mond am Himmel leuchtet, und die Stadtbeleuchtung unterbleiben kann. Auf dem Giebel der Front kräht ein Hahn zu jedem Schlage der Viertelstunden; bei jedem Glockenschlage der Stunden stößt ein rechts neben dem Zifferblatte der Uhr stehender Engel in die Posaune, und wenn die Stunde ausgeschlagen hat, kehrt ein Saturnus auf der linken Seite das Stundenglas, worauf eine gravitätische Themis unten am Zifferblatte mit dem Schwerte auf die Wage schlägt.

Lange schwieg der Hahn und war die Scene des Gerichts stumm und unbeweglich. Erst seit den dreißiger Jahren wurde der Hahn und das genannte Personal wieder restaurirt und in Activität gesetzt*); allein der Hahn ächzt so jämmerlich, als wenn ihm das Messer in die Kehle gestoßen

---

*) Diese Activität hat seitdem wieder aufgehört.

würde, und der Engel bläſ't ſo weinerlich, als wenn er ſeine eigene letzte Stunde abzuposaunen hätte. Dagegen iſt der alte Saturnus noch ziemlich rüſtig und die Themis gewandt mit ihren Schwertſtreichen wie ein durch lange Praxis geübter Scharfrichter.

Der Hahn ſoll zwar offenbar die Wachſamkeit auf die Stunde des Todes, welche der Engel verkündigt und deren Ablauf Saturnus anzeigt, ſo wie auch das ſodann erfolgende Gericht Gottes andeuten; man will aber auch der ganzen Vorſtellung einen andern Sinn unterlegen, den ich jedoch nicht vertheidigen mag.

Hiernach wäre der Hahn ein Demagog, deſſen Verurtheilung das Kabinet in der Perſon des Engels dem Richter in die Ohren blaſe, der Miniſter mit dem Sande in der Urne des Saturnus begründe, und der Richter ausſpreche und vollziehe. Denn der Hahn, der in's Blaue hineinſchreie, einen rothen Kamm und Sporen trage, womit er das Volk zur Revolution anſporne, ſei offenbar das Symbol eines Demagogen, wie ſchon die Analogie des galliſchen Hahnes beweiſe; der Engel ſtehe, wie es dem Herrſcher gezieme, rechts, und zeige als Engel die von Gott ſtammende Herrſchergewalt an; der Miniſter ſei darum durch den Saturn repräſentirt, weil er ſich nach Zeit und Umſtänden richten müſſe; der Saturn drehe ferner die Sanduhr ſo, daß ein Theil des Sandes in die Wage und ein Theil in die Augen der billig unter dem Kabinette und Miniſter ſtehenden Themis falle, die mit dem Schwerte das Zeichen gebe, wann ſie der Gründe genug in der Wage und in den Augen habe. Hiernach ließen ſich auch die verbundenen Augen auf eine ſehr natürliche Weiſe, ſo wie ferner erklären, warum der Richter in der Geſtalt eines Weibes dargeſtellt wird. Ich ziehe jedoch die erſtere Erklärung vor.

Von derſelben Südſeite aus erblickt man Weidenhauſen, einſt eine eigene Gemeinde, jetzt ein durch die Lahn abgeſonderter Theil der Stadt.

Wenn man ſich der Brücke naht, ſieht man links auf düſteren Mauern das Univerſitätsgebäude mit der reformirten Kirche, und rechts das ſogenannte Grün, wie man den an der Straße längs der Lahn ſich hindehnenden Theil der Stadt nennt.

Bei dem Eingange der Brücke wurden einſt die Hexen in die ſtillen Wellen der Lahn verſenkt. Der Prozeß über dieſe Maitreſſen des Satans war kurz; ein paar Zeilen Anklage, ein ſodann erfolgendes Geſtändniß, das der Torturapparat, gut applicirt, im Nu bewirkte, und zwei Zeilen Urtheil, dem ſodann die Execution auf dem Fuße nachfolgte. Das

waren glückliche Zeiten für die Richter! — Die Tortur, dieses herrliche Institut des nicht genug zu lobenden Mittelalters, machte das Inquiriren leicht, zu einer bloßen Handarbeit und zu einem ergötzlichen Schauspiele; es war keine Anstrengung des Verstandes nöthig, die Henkersknechte und Schergen waren das eigentliche Triebwerk, das die Inquisitionsgeschichte in Bewegung setzte, — und jeden, einigermaßen mürben Inquisiten, den man der Maschinerie anvertraute, sicher in einen geständigen Verbrecher verarbeitete.

Die verwünschte Aufklärung — unter dieser Maske trat die Demagogie zuerst auf — diese Heidin und Justizverächterin, hat auch dieses sinnreiche und sinnige Institut der Vorzeit mit frecher Hand eingerissen und die armen Richter in die peinlichste Verlegenheit gebracht. Du hast recht, aufrichtiger Herr Sch******, daß du die Aufhebung der Tortur bejammerst! Du warst lange Inquirent und weißt am Besten die Lage eines Untersuchungsrichters zu würdigen, und wie er sich jetzt, wo ihn Aller Augen belauschen, und er nicht mehr in der trauten Folterkammer, dieser camera charitatis obscura, mit ihrem juristischen Handwerkszeug und Ameublement, unbelauscht mit dem Inquisiten conversiren kann, drehen und wenden muß, um durch irgend ein Surrogat jenes unentbehrliche Handwerkszeug einigermaßen zu ersetzen. Denn was sind die noch bei einfältigen Inquisiten hie und da wirksamen Versprechungen, die geistigen Quälereien, Stockprügel, Entziehung des Lichts und der Nahrung, Kerker u. dergl. für erbärmliche Dinge im Vergleiche mit den Daumenschrauben, den spanischen Stiefeln, dem gespickten Hasen, dem mecklenburgischen Bocke, den Seilen rc.? Und selbst bei diesen Surrogaten ist keine geringe Klugheit nöthig, um sie unter der Firma von Ungehorsams- und Lügenstrafen, von Vermeidung der Collisionen rc. unbemerkt und ungerügt in den Proceß einzuschmuggeln.

Nur Geduld! lieber Herr Sch******! Wir sind auf dem Restaurations- d. i. Retourwege zum lieben und lieblichen Mittelalter und haben die schönste Hoffnung, auch das beglückende Institut der Tortur wieder im alten Flor erstehen zu sehen! Du hast in deiner Stellung die schönste Gelegenheit, die Wiedereinführung der Tortur zu veranlassen und Deutschland wird dein Andenken segnen und die Geschichte deinen Namen unter die Reformatoren des Restaurationssystemes zählen! In unserer Zeit hält man ohnehin viel auf Maschinenwesen; man wird sich daher um so leichter überzeugen, daß es bei der Justizpflege nicht weniger vortheilhaft sei, als bei der Industrie. Die Justiz wird dann auch wieder ihren alten Respect erlangen; weil sodann kein Inquisit, der in ihre Hände geräth, ungerupft

und ohne Notabene ihr entwischen kann. Denn sollte er auch dem Galgen oder Rad entgehen, so wird doch die überstandene Tortur ihn die scharfen Zähne der Themis nicht vergessen lassen.

Die verwünschten Hexen haben mich wahrhaftig auf einen Abweg gebracht und mich behext. Wartet nur! Die Jesuiten und Pietisten werden euch bald wieder auswittern und euch gebraten oder in kalter Sauce als regelmäßige Fourage in die höllische Hofküche liefern!

An die Schilderung der übrigen Umgebung, die man vom Schlosse aus überschauen kann, wage ich mich nicht. Hierzu wäre eine kunstgewandte Hand, geführt von einer lebendigen Phantasie, erforderlich, die mir dem prosaischen Juristen, ganz und gar fehlt. Ach welch' herrliche Zeichnung würde ein Walter Scott von dem anmuthigen Lahnthal entwerfen! Er würde die Lahn von Kölbe an, wo sie von Nordosten in das vom Schlosse aus sichtbare Thal eintritt, in ihrem Laufe bis unterhalb der Nähbrücke verfolgen, wo sie sich dem Gesichtskreise, den das Schloß gewährt, wieder entzieht, und erzählen, wie sie, obgleich sie vor ihrem Eintritte in dieses Thal das Flüßchen Ohm, diesen treuen Vasallen, der ihr seine ganze Habe als Tribut bringt, in sich aufgenommen, dennoch so schwach ist, daß sie kein Schiffchen, ja kaum einen Kahn zu tragen vermag; wie sie gleichwohl neugierig sich an das Dorf Werda hinwagt, und da in diesem Thale zuerst gezwungen wird, eine Mühle zu treiben; wie sie — —

Doch ich bin kein Scott, und daher außer Stande, weiter anzuführen, wie dieser Maler malen würde. Ich will deßhalb lieber in meiner trockenen Manier ferner Einiges über das Lahnthal bemerken.

Von Werda schleicht sich dieser Fluß so langsam neben dem Wege am Berge nach Marburg hin, daß man glaubt, er besinne sich, ob er wieder umkehren oder weiter vorwärts gehen solle. Vielleicht schaut er auf die Elisabethkirche und auf das Schloß hin und vergißt bei diesem entzückenden Anblicke seine Reise, auf welcher er bis dahin noch nichts Aehnliches gesehen hat.

Wer von Werda nach Marburg lustwandelt, der kann sich recht von der Eitelkeit der Natur überzeugen; Alles links und rechts an den Ufern begafft und bespiegelt sich in diesem Flusse, selbst das Himmelsgewölbe nicht ausgenommen. Da sieht man die blaue Wölbung des Aethers mit ihren Wolken von der Tiefe der ruhigen Silberwellen heraufblicken, die riesigen Thürme der Elisabethkirche in jene Wölbung hinabragen und die Berge, Gesträuche, Bäume und Fluren in antipodischer Richtung ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit in diesem Wasserreiche neu entfalten.

Wahrlich ein bezauberndes Bild für den sinnigen Beschauer, der, wie der Fluß, ob dieses Anblicks das Vorwärtsschreiten vergißt. In Marburg wird dieser bescheidene Fluß sehr mißhandelt. In Kanäle zerschnitten, muß er, wie ein Galeerensklave oder ein Bauer des frommen Mittelalters, verschiedene Gewerke in Bewegung setzen, wofür ihm die Stadt bloß die balsamischen Opfer, welche in derselben der Göttin Cloaka täglich gebracht werden, zukommen läßt und freien Abzug ohne Thorgeld und Paßvisirung gewährt. Dagegen muß er noch eine herrschaftliche Abgabe an das Schloß entrichten. Da er sich hierzu freiwillig nicht verstand, so hat man außerhalb der Stadt, da, wo er zuletzt noch eine Schlag- und Papiermühle *) zu treiben gezwungen wird, eine Torturanstalt, die man das Wasserkunstwerk nennt, errichtet, mittelst welcher ihm das Wasser aus seinem Busen gewaltsam herausgepumpt und durch Wasserleitungen bis auf den Schloßhof getrieben wird. Nachdem er die frohnmüden Wellen wieder in ein Ganzes gesammelt, schlendert er, wie ein Betrunkener (vielleicht machen ihn die reichlich mit Fusel gemengten Opfergaben der Stadt wirklich berauscht) bald links bald rechts sich wendend, durch das Thal, bis er die Nähbrücke erreicht, vor welcher er jedoch noch zweimal, bei der Kappler- und Nähmühle, zum Frohndienste angehalten wird.

Dieser Fluß bestätigt indessen auch die Wahrheit, daß der Feigste und darum Kriechendste der grausamste Tyrann wird, sobald er zur Macht gelangt. Denn der so schüchterne Lahnfluß, der, so lange er schwach ist, sich jede Mißhandlung gefallen und selbst Knaben ungeneckt durch seine seichten Wellen waden läßt, wird zum furchtbaren Wütherich, sobald er durch die außerordentlichen Tribute seiner verschiedenen Vasallen eine solche Macht erlangt, daß er jedem Widerstande zu trotzen fähig wird. Er, der sonst so still und sanft durch das Thal schleicht, und seinen Wellen auf flacher Bahn jedes laute Geplauder untersagt, stürzt in einem solchen Falle erhöhter Macht mit Sturmesbrausen, wie ein wildes Heer, in das friedliche Thal, nimmt es mit schäumender Wuth in Besitz, plündert alles, dessen er habhaft werden kann, reißt selbst Bäume und Häuser nieder und schleppt die Trümmer schadenfroh mit sich fort. Kein Keller ist in dem flachen Theile der Stadt vor seinen frechen Pandurenwellen sicher, die, was sie nicht fortbringen können, wenigstens zu verderben suchen.

Die Weitung des Thales zieren an beiden Ufern der Lahn, da, wo diese sich nicht ganz dem Berge naht, von dem sie je-

---

*) Jetzt eine Tuchfabrik.

doch stets durch die Straße getrennt wird, Wiesen und Felder mit dem nach Verschiedenheit der Jahreszeit wechselnden Farbenspiele, und in der nächsten Umgebung der Stadt Obst- und Gemüse-Gärten, in welchen Lauben, Pavillons, Häuschen rc. gegen Wind, Regen und Sonne sicheren Schutz, so wie zu einsamen Betrachtungen, zu traulichen Gesprächen, zur Ruhe rc. einladende Gelegenheit gewähren. Der Schloßberg selbst ist fast rings umher von solchen Gärten umgeben. Ein schöner Frühlingsmorgen gewährt, vom Schlosse aus, einen wahrhaft bezaubernden Anblick, einen himmlischen Genuß.

Rings umher die Bäume in dem festlichen Schmucke ihrer Blüthen, wie hochzeitlich gekleidete Jungfrauen, an den Blüthen die Thautropfen, die in den goldenen Strahlen der Morgensonne wie Perlen, dem Auge entgegenglänzen. Aus diesem beperlten Blüthenhain, der in die weite Ferne rings um Berg und Hügel, wie ein schillernder, mit zartem Grün durchwebter Gallamantel eines Titanenfürsten, sich hindehnt, ertönt der tausendstimmige Choralgesang der munteren Vögel, die in wahrhaft evangelischer Sorglosigkeit sich nicht kümmern, wovon sie am folgenden Tage sich nähren werden; sondern in ächt horazischer Laune sich des Augenblicks freuen und im idyllischen Wettkampfe die Natur und ihre Liebe besingen. Der köstliche Duft der Blüthen und Blumen, die von summenden Bienen gekoset werden; unten im Thale das Grün der Wiesen und Wintersaaten; die Lahn, wie ein Silbergürtel dem bunten Teppich des Thals eingewebt; die das Thal einsäumenden Hügel und Berge, deren Bäume ihren Blätterschmuck im wundersam abwechselnden Grün zu entfalten beginnen; hinter diesen da der heitere Horizont im hehren Blau und dort die fernen Gebirge, die, in finsteres Grau gehüllt, wie Riesen sich erheben und staunend in das festlich geschmückte Thal herüberschauen.

Von der Nordseite des Schlosses sieht man unten die Ketzerbach (ein Theil der Stadt, der sich in das nach dem romantischen Marbach führende Thal hineindehnt), die majestätische Elisabethkirche; ein Monument der Kunst, der Frömmigkeit, Kraft und Ausdauer der Vorzeit, die Zierde der Stadt und ein beißendes Pasquill auf das jetzige Geschlecht; die Kirchspitze und den Weinberg.

Von jedem dieser Punkte hat man die herrlichste Aussicht. Auf der Kirchspitze haben die Marburger eine Pyramide errichtet, um das Andenken an den Tag zu verewigen, an welchem die allgeliebte Frau Kurfürstin Carolina, königl. Hoheit, das erstemal auf

diesem Berge weilte und an dem Anblicke des schönen Thales sich ergötzte.

Von der Südseite gewähren dem Auge noch angenehme Ruhepunkte der Tammelsberg, wohin eine Pappelallee vom Schlosse aus führt, die Allee vor dem Barfüßerthor, das vielbesuchte Ockarshausen, der Schwanhof, der englische Hof, der Pfeifer'sche Garten, die Papiermühle *) vor dem Grünerthor, die Dörfer Gieselberg und Kappel, die Nähbrücke, der Frauenberg, der Hansenhof, und Spiegelslust.

Mein Gastzimmer, um zu diesem zurückzukehren, ist Nr. 12. Es befindet sich an der Südseite des Schlosses im dritten Stockwerke, wohin vom inneren Schloßhofe aus eine steinerne Wendeltreppe von 70 Stufen führt und bildet einen oval hervorstehenden Erker mit zwei Fenstern. Von dem einen sieht man im späten Herbste und Winter die Sonne auf- und von dem andern untergehen.

Man kann von diesem Zimmer aus die Stadt vom Markte an westlich, Weidenhausen, Gießerthal bis in die Gegend von Gießen und den Tammels- und Rodenberg überschauen; wahrlich die reizendste Aussicht, die sich der Naturfreund wünschen kann. Der Boden des Erkers ist mit Steinen belegt, die noch von der Zeit, wo der Erker gebaut worden, herzurühren scheinen.

Von dem Erker steigt man eine Stufe hinab in den mit Dielen belegten Fußboden des übrigen Zimmerraums, der ungefähr 9 Fuß breit und 14 Fuß lang ist. Die Höhe des Zimmers beträgt etwa 20 Fuß. Die Frontseite besteht aus der ursprünglichen festen Schloßmauer, die Seitenwände sind dagegen aus Brettern gefertigt und doppelt, so daß in dem Zwischenraume die Mäuse ihre Colonien anlegen und von da aus Ausfälle in das Zimmer machen können.

Auf dem Gange der dritten Etage sind noch vier Gastzimmer, Nr. 9, 10, 11 und 13 und hinter diesem letzten Departement befindet sich in einer Art von Erker derjenige Thron, den einst Blumauer in seiner eigenen Manier besungen hat, auf dem man nicht drückende Sorgen übernimmt, sondern sich von den lästigsten irdischen Beschwerden befreit, und den auch der eifrigste Republikaner gern besteigt. Diese Zimmer sind gegenwärtig ohne Gäste; nur Nr. 10 ist mit meinem Gefolge besetzt, das bloß aus einem, vom Gastwirthe mir zur Bedienung und Aufsicht beigegebenen Polizei-Sergeanten besteht. Wir sind demnach ein seltsames Paar; wir sind nicht verheirathet, nicht wie Orestes und Pylades, und doch wenn wir die

*) Jetzt eine Tuchfabrik.

Zimmer verlassen, von einander unzertrennlich; er ist mein Diener und zugleich meine Gebieter; und ich sein Herr und wieder sein Unterthan. Dieses wunderlichen Verhältnisses ungeachtet, vertragen wir uns sehr gut miteinander, da jeder von uns die Gränzen seiner Rechte und Pflichten genau kennt und achtet, und sonach zwischen uns keine Competenzstreitigkeiten entstehen, wie solche zwischen Staatsbehörden und zwischen Eheleuten einzutreten pflegen, so lange wenigstens bei den letzteren, die durch unvordenkliche Verjährung begründete Hausordnung noch nicht hergestellt ist; das heißt, der Ehemann noch über oder neben und nicht unter dem Pantoffel seiner Ehehälfte steht.

Für Meubles, Bett und Tisch mußte ich selbst sorgen, da der Gastwirth blos eine Britsche mit Strohsack und Decke stellt, und eine erbärmliche Küche und einen noch schlechtern Keller führt.

Ich begnügte mich mit der Britsche, auf welcher sich mein Bett befindet, und neben welcher ein zwergiger Ofen, mit eisernen Banden befestiget, damit er nicht echarpiren kann, lauert und eben so nach Zeit und Umständen Kälte oder Wärme von sich gibt, wie der Athem des Menschen. Die Wände und Decke meines Zimmers sind weiß.

Außerhalb der Fenster befinden sich Eisengitter, durch welche nur ein Kindeskopf durchschlüpfen könnte. Ob diese Gitter oder Eisenstangen mit einem Quereisen den Zweck haben, das Eindringen des Lichtes zu hemmen, das bekanntlich ein sehr schädliches und verhaßtes Element ist; oder ob sie zur Sicherung des Eigenthumes des Bewohners, damit dieses oder er selbst nicht so leicht durch Einbruch entwendet werden könne, oder dazu dienen, daß er, wenn er des Lebens müde werden sollte, demselben nicht durch einen Sprung vom Fenster hinab, sondern nur durch das Zerschellen des Schädels an diesen Stangen ein Ende mache; darüber konnte ich noch nicht recht klug werden.

Die Vorhänge fehlten ganz, als ich einzog; seitdem waren aber einige Spinnen so gefällig, die Fenster mit einer Art von Vorhängen ihres eigenen Gewebes zu versehen, ohne dafür eine Bezahlung zu fordern. Die Arbeit ist zart und elegant und sogar den gewöhnlichen, von Menschen verfertigten Vorhängen vorzuziehen, die in der Regel die Hälfte der Fenster verdecken und so die Zimmer verdunkeln, was bei den meinigen nicht der Fall ist.

Die närrischen Menschen lassen sich große Fenster machen, um sie sodann wieder mit theurem Flitter verhängen zu können! Die Eitelkeit ist die Quelle von gar mancher Thorheit! sie bemißt die Schönheit und den Werth der Dinge in der Regel nach der Größe der Summen, die man

dafür hingegeben hat; und wer so kostbare Sache besitzt, mit prunkenden Möbeln sein Gemach ausgeschmückt, die Fenster mit seidenen Gardinen verfinstert hat; wer aus silbernen Tellern essen, aus goldenem Pokale trinken und mit den feinsten Kleidern der neuesten Mode die Blöße seiner belebten Staubmasse bedecken kann, der dünkt sich vornehm und respectabel, der blickt mit Stolz und Verachtung auf Alle herab, die außer Stande oder zu weise sind, solchem Luxus zu fröhnen, und schaut schmunzelnd und selbstgefällig bald auf seinen Tand und sein liebes Ich und bald auf Andere, um Bewunderung, Beifall und Weihrauch zu empfangen! Und diese Anderen sind wirklich thöricht genug, solchen Prunk zu bestaunen, den Besitzer zu beknicksen und zu beneiden; und das größte Glück, das sie sich träumen und wünschen können, ist ihnen, auch zum Besitze solch' gleißender Nichtigkeiten zu gelangen.

Um die Tugend, Weisheit und innere Zufriedenheit wird Niemand beneidet; denn das sind werthlose Dinge, da man sie nicht für schwere Summen aus London oder Paris kommen lassen muß, sondern sie auch der Arme haben kann! Und worin besteht denn der innere Unterschied zwischen meinen, von Spinnen verfertigten und den kostbarsten seidenen Gardinen? Lediglich in der Einbildung; oder darin, daß letztere Geld kosten. Denn gesetzt, es wäre sehr schwer, Spinngewebe zu erhalten, so daß man dieses für große Summen kaufen müßte, während Seidenzeug von Seidenwürmern eben so in allen Winkeln gewebt würde, wie jetzt das Spinngewebe von den Spinnen; dann würde das Spinngewebe nur die Paläste der Großen zieren, und Seidenzeug ohne Werth sein, wie jetzt das Spinngewebe, und würde ich sicher seidene Vorhänge in meiner Gaststube haben, wie ich jetzt deren von Spinngewebe habe. Grabt die seidenen und meine spinngewebten Vorhänge nebeneinander in die Erde, laßt beide verfaulen, und wenn ihr dann einen inneren Unterschied zwischen beiden Arten von Gardinen entdecken könnet; dann will ich meine Behauptung, daß der Unterschied bloß in der Einbildung bestehe, beschämt und reuig widerrufen.

Wie der Mensch überhaupt in der blinden Ueberschätzung seiner eigenen Person sich so gern zum Mittelpunkt des Weltalls erhebt; Sonne, Mond und Sterne seinetwegen erschaffen wähnt, um sein kleines Haus, die Erde, zu erleuchten, zu erwärmen und zu zieren, und den lieben Gott das Uhrwerk der Schöpfung nur seinetwegen aufziehen und im Gange erhalten, ja unzählige stehende Heere von Engeln verschiedener Art nur zu dem Ende unterhalten läßt, um ihn gegen den Rebellen und

Usurpator Lucifer zu schützen, der nichts Wichtigeres zu thun habe, als den kleinen Menschen zum Abfalle von Gott zu verleiten, und deßhalb mit den himmlischen Heerschaaren einen ewigen Krieg führe: so glaubte auch ich in meiner Einfalt, die Spinnen hätten von mir gehört und wären lediglich aus Liebe und Achtung gegen mich in mein einsames Zimmer gekommen, um es zu meinem Vergnügen mit ihrem zarten Gewebe zu schmücken. Allein ich täuschte mich, wie aus Folgendem erhellet.

Als ich nämlich nach einigen Tagen anmehreren Stellen solche Gewebe ausgespannt und in jedem eine Spinne in dem in der Mitte angebrachten Zelte majestätisch sitzen und lauernde Blicke umherwerfen sah, da wurde ich aufmerksamer und begann das Treiben dieser Spinnen genauer zu beobachten. Bald bemerkte ich, daß eine Fliege sich in einem meiner Vorhänge verstrickte; die im Centralsitze wachende Spinne eilte herbei und beschäftigte sich emsig mit der Fliege. Sieh! dachte ich auch jetzt noch, die gutmüthige Spinne sucht die arme Fliege, die sich in ihrer Unvorsichtigkeit im Gewebe verwickelt hat, wieder zu befreien und sitzt wohl nur zu dem Zwecke in dem Mittelpunkte, um das Gewebe desto leichter überschauen und so desto schneller den verstrickten Fliegen beistehen zu können, wie einst fromme Einsiedler solchen, die sich in düsteren Wäldern verirrt hatten, wieder aus der Irre auf den rechten Weg halfen. Allein die Fliege flog nicht weg, sondern blieb ganz ruhig hängen und war sogar, nach Entfernung der Spinne, ganz mit Gewebe umwickelt. Da gingen mir erst die Augen auf, und begann ich an der Gutmüthigkeit der Spinne zu zweifeln; ich trat näher, untersuchte und fand die Fliege in den letzten Zuckungen des Todes liegen. Wie das arme Thier mit seinen langen dürren Beinen zappelte, mit den gebundenen Flügeln zu schlagen suchte, den langen Rüssel ausstreckte, den durchsichtigen Leib, dessen Pulse man fieberhaft schlagen sah, krampfhaft hin- und her bewegte, und endlich mit stöhnendem Gesumse ihr Leben aushauchte! Ha! Mord! rief ich, vom Schmerzgefühle ergriffen, aus, und du Spinne bist die Mörderin! Schon erhob ich meine Hand, um die Manen der Fliege an ihrer Mörderin zu rächen, als der Gedanke an Undankbarkeit mir durch die Seele fuhr und die Hand von dem Todesstreiche zurückhielt.

Sieh! sprach ich im lauten Selbstgespräche, diese Spinne ist mit ihren Gefährtinnen zu dir gekommen, um dein Zimmer zu schmücken und dir in deiner Einsamkeit Gesellschaft zu leisten. Es wäre undankbar, wenn du eine solche Liebe mit dem Tode lohnen wolltest. Zudem ist

die Fliege einmal todt und wird dadurch, daß du auch ihre Mörderin tödtest, nicht wieder lebendig; du fügst nur zu dem Einen Morde einen zweiten hinzu, und wirst durch diesen Mord der Spinne gleich, wie sie ein Mörder. Aber, fuhr ich fort, du übst ja nur einen Act der Gerechtigkeit, die, wie Philosophen und Gesetzgeber versichern, das Blut des Mörders verlangt. Allein, wodurch unterscheidet sich denn eigentlich der Mord, den die Gerechtigkeit an dem Mörder verübt, von dem, welchen dieser begangen hat? Würde die Gerechtigkeit den Mörder tödten, wenn er stärker wäre, als sie? Und würde dieser den Mord begangen haben, wenn er schwächer gewesen wäre, als der Gemordete? Leiht also die Gewalt der Gerechtigkeit den Arm, oder ist diese selbst nur die Gewalt, die sich in die Form der Gesetze und des Richteramts hüllt und sich in dieser Verhüllung Gerechtigkeit nennt? Bin nicht auch ich stärker als die Spinne; kann also nicht auch ich über sie Gerechtigkeit ausüben? Also frisch zu einem Verhöre, der Form wegen! Ich wollte mich eben zur Arrestation der Spinne anschicken, als ich ein gellendes Gelächter und ein: „du Thor, du Einfaltspinsel" hörte. Ich stutzte, wendete meine Augen schüchtern auf den Sitz der Spinne, von dem das Gelächter erschollen und die Titelbescheerung gekommen war, und sah zu meinem Schrecken, daß sich jener Sitz in einen glühenden Sessel verwandelt hatte, auf welchem die Spinne aufgeschwollen zur Größe einer Kröte saß, und mich mit funkelnden Augen anklotzte. Mein Arm, den ich zur Verhaftung der Spinne ausgestreckt hatte, blieb bei diesem Anblicke wie versteinert in der horizontalen Richtung; die Haare bewegten sich in die Höhe, als wenn ein jedes derselben von einer Spinne aufwärts gezogen würde; die Knochen zitterten, die Zunge war gelähmt und das Herz tief in die untere Region hinabgesunken; es war eine ovidische Verwandelung über mich ergangen. Die Spinne lachte wiederholt und hielt folgenden Sermon, den ich in meiner Verwandelung mit Respect und Aufmerksamkeit anhörte; denn die Furcht ist ein guter Präceptor. „Du Thor, du Einfaltspinsel!" — mit dieser zarten Anrede begann die erhabene Rednerin von ihrer feuerigen Tribune herab ihren Vortrag. — „Sind die bisherigen Schläge und Stöße des Geschicks, die sogar deine Haare erblassen machten, noch nicht hinreichend, um dich von deinem Irrwahn, wornach du alle Menschen, die dir freundlich in's Gesicht lächeln, für gut hältst, und an eine menschliche Dankbarkeit und Anerkennung irgend eines Verdienstes glaubst, völlig wach zu rütteln? Lerne doch endlich einmal einsehen, daß die Menschen keinen anderen Götzen

verehren, als sich selbst; daß sie nur so lange schmeicheln, als die Schmeichelei ihnen Vortheil gewährt, und Narren zu dem Wagstücke zu kirren vermag, aus den glühenden Kohlen die Kastanien zu holen, mit denen sich die Schmeichler mästen wollen; daß die Menschen nur vor dem Mächtigen, der ihnen schaden oder nützen kann, die Kniee beugen, über denjenigen aber, der weder das Eine noch das Andere zu thun im Stande ist, gleichgültig hinwegsehen, und ihn, wenn er ihnen ungelegen in den Weg kommt, mit den Füßen, wie einen Wurm in den Staub treten; und daß sie nur für erlittene Kränkungen, nicht aber auch für empfangene Wohlthaten ein Gedächtniß haben. Die Selbstaufopferung für Andere wird als Thorheit, als Mangel an gesundem Menschenverstand und an Weltklugheit belächelt und mit bedauerndem Achselzucken bemitleidet, und jede Hervorragung über Andere gehaßt, weil sie, wie eine Wolke, den Horizont der Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit verdunkelt, und so Haß und Neid erregt. Hervorragendes Verdienst hat bei dem gewöhnlichen Schlage von Menschen dasselbe Schicksal, wie die geraden Beine im Lande der Hinkenden. Laß dir das Blut aus deinen Adern zapfen; so lange es quillt, werden dich die, so es trinken, bewundern und rühmen, aber nachher einen Thoren schelten, wenn der Born versiecht ist. Du glaubtest, wir Spinnen wären deinetwegen in dies Zimmer gekommen und hätten dir zu Gefallen unsere Netze aufgespannt. So einfältig, wie du, sind wir wahrlich nicht! Wir kamen, weil wir aus Erfahrung wissen, daß da, wo Menschen sich aufhalten und essen, auch die Fliegen als Schmarotzer sich einfinden, und wir sonach auf gute Beute rechnen dürfen. Du schaltest mich eine Mörderin, weil ich die Fliege tödtete; war das recht? Kennst du noch nicht die göttliche Weltordnung, wornach der Mächtigere Herr und Gebieter über den Schwächeren ist? Studire doch in dem Werke des Herrn von Haller, der das göttliche Recht des Stärkern so trefflich dargestellt und gezeigt hat, daß das Herrscherrecht bei euch Menschen auf derselben Basis ruhe, auf der es bei uns Thieren ruht. Nur der Unterschied tritt ein, daß das göttliche Herrscherrecht bei den Thieren keinem Zweifel unterworfen werden kann, da die Natur selbst jede Thiergattung mit den Waffen und Insignien der betreffenden Herrschaft ausgerüstet hat, was bei euch Menschen nicht der Fall ist. Kraft dieses göttlichen Rechts herrschen nun wir Spinnen über Fliegen, Mücken ꝛc., kurz über alle Insecten, die wir mit unseren Netzen zu fangen im Stande sind. Die Fliege, die du sehr bejammerst hast, starb also von göttlichen Rechtswegen, wie bei euch

Menschen derjenige, der in den Netzen eurer Gesetze hangen bleibt; und wie wir Spinnen nur solche Fliegen tödten, die zu schwach sind, unsere Netze zu durchbrechen, so fällt auch bei euch Menschen nur derjenige der Gerechtigkeit anheim, welchen die Netze der Gesetze zu verstricken vermögen. Große Fliegen verhöhnen dagegen eben so unsere Netze, wie mächtige Schurken die eurigen. — Doch du sollst von mir bald mehr hören; adieu!" Mit diesem Adieu spie sie mir einen Feuerregen in's Gesicht, mit einem so derben Schlag hinter mein linkes Ohr begleitet, daß ich besinnungslos zur Erde fiel! — „Procumbit humi bos!"

---

## Zweites Kapitel.

Das Träumen. — Der Besuch. — Der Entschluß.

---

Als ich aus dem magnetischen Schlafe, in welchen mich die neue Manipulation der wunderbaren Spinne versetzt hatte, wieder erwachte und die fünf Sinne — des sechsten wurde ich bisher noch nicht theilhaftig — einer nach dem anderen aus ihren Schlupfwinkeln, in die sie sich aus Furcht und Angst verkrochen hatten, wieder auf ihre Posten zurückgekehrt waren; da fand ich den „Thor und Einfaltspinsel", d. i. mein liebes Ich, im Bette. Mein Diener und Gebieter von Nr. 10 stand mit dem Arzte an dem unteren Ende der Britsche; sie warfen bedenkliche Blicke auf mich: der Arzt befühlte meinen Puls und flüsterte meinem Inseparable zu: „Noch immer fieberhaft und gereizt." „Wo ist die Spinne?" rief ich meiner Umgebung zu; „Mir eine Ohrfeige geben! Nein den Schimpf ertrage ich nicht; ich will Satisfaction, und wenn es der Teufel selbst wäre, den ich fordern müßte." „Er phantasirt noch immer, das Fieber ist noch nicht vorüber," sagte der Arzt, mir den Rücken zugewandt, leise zu meinem Gefährten. „Nein! erwiederte ich zornig, „ich phantasire nicht; seht hin auf das Fenster; dort muß die Hexe in ihrer Feueresse sitzen! „Ich erhob mich im Bette, zeigte mit meiner Rechten auf das Fenster hin, und suchte dort mit meinen Augen die Krötespinne, die mich so empfindlich touchirt hatte.

Sie war nicht mehr dort; Spinne und Gewebe waren verschwunden! „Wie!" sprach ich mehr zu mir selbst, als zu den Anwesenden, „sollte ich wirklich nur geträumt haben? Nicht möglich! Es war heller lichter Tag, als ich die Fliege zappelnd sterben sah; das Gelächter der Spinne gellt noch in meinen Ohren, und jedes Wort, das sie sprach, ist meinem Gedächtnisse tief eingeprägt; ich höre noch den Flammenstrahl zischen und fühle noch die unsanfte Dachtel hinter dem linken Ohre; und dort auf dem Pflaster des Erkers, gerade unter dem rechten Fenster stürzte ich nieder!"

„Sie haben in der That nur geträumt,“ sagte meine zweifältige Gefolgschaft zu mir; „Sie sehen ja, es ist im Zimmer Alles, wie gestern; das Spinngewebe, das Sie vermissen, habe ich weggeräumt, und den Arzt deßhalb gerufen, weil ich Sie, als ich heute Morgens in das Zimmer kam, laut sprechen und dann nach einem Schrei wie einen Sterbenden stöhnen hörte, und deßhalb glaubte, Sie seien unwohl geworden.“

Ich reichte meiner gasthäuslichen Ehehälfte meine Rechte, dankte ihr für ihre Sorgfalt, und versicherte dem Arzte, daß ich ganz wohl sei, und nur etwas lebhaft geträumt haben müsse. Um ihn davon zu überzeugen, stand ich auf, kleidete mich an und ging im Zimmer auf und ab. Ich verbat mir deßhalb jede Spende aus der lateinischen Küche, und äußerte den Wunsch, allein zu sein. Dieser Wunsch fand Gehör, da der Arzt sah, daß ich mit gesundem Appetite den Kaffee hinabschlürfte, den mir meine Frau inzwischen geschickt hatte, meine Pfeife stopfte, anzündete und den blauen Rauch behaglich in die Luft kräuselte.

Gottlob! Sie sind fort und ich bin wieder allein, sagte ich zu mir selbst, nachdem das Rasseln der Riegel und das Knarren des Schlüssels am Hängschlosse zu Ende war und die Fußtritte der lästigen Besucher auf dem Gange allmälig verhallten.

Ich mußte allein sein, um über das seltsame Ereigniß ruhig nachdenken zu können; denn die Spinne wollte nicht aus dem Kopfe, und der Glaube, daß ich nur geträumt haben sollte, nicht in den Kopf. Sollte es aber, sagte ich zu mir selbst, nicht dennoch möglich sein, daß die ganze Erscheinung wirklich nur ein fieberhafter Traum war? Ist nicht das ganze menschliche Leben, beim wahren Lichte betrachtet, nur ein Traum? Das Kind träumt von Puppen, Kuchen und Spielen, von dem zürnenden Papa mit der Ruthe, von der hätschelnden Mamma, vom Wauwau u. s. w.; der Jüngling von blühenden Rosen und goldenen Bergen, von Clauren'schen Mädchen, von fröhlichen Hochzeiten, die den irdischen Himmel öffnen, von künftiger Größe u. s. w.; der Mann von einträglichen Geschäften, von Aemtern und Ehrenstellen; der Minister von Fürstengunst und Ordensbändern; der Geizhals von seinen Schätzen; der Greis von der ewigen Seligkeit; der Diplomat vom ewigen Frieden; die Fürsten von ihrer Größe, von Armeen ꝛc. Alle von ihrem Ich, vom Schlaraffenland, das nicht existirt, und vom künftigen Glück, das nie kommt. Alle träumen, bis der Tod die Träumer aus dem Schlummer weckt.

Man träumt also im wachen Zustande oder im Schlafe; dort sind die Träume geordneter, weil wir in der wirklichen Welt mit offenen Sinnen träumen: hier dagegen regelloser, weil wir in der Phantasiewelt mit verschlossenen Sinnen träumen. Oft tritt eine Verwechselung des Traumbildes mit der Wirklichkeit ein, so daß der Mensch in dieser nach jenem handelt. Dieß nennt man Schlaftrunkenheit. Der Mensch kann aber auch eine im Lebens- oder Schlaf-Traume gefaßte Idee oder Vorstellung so lebendig ergreifen, daß er sie für eine Realität hält, und nach derselben handelt. Diese Schlaftrunkenheit nennt man fixen Wahn, der nach Beschaffenheit der Idee und den äußeren Eindrücken zum Wahnsinn, zur Raserei rc. führen kann. Ist es daher möglich, daß man Traumbilder mit der Wirklichkeit verwechseln kann, so ist auch der Fall leicht möglich, daß man darüber zweifelhaft werde, ob man ein Traumgesicht im wachen Zustande oder im Schlafe gehabt habe; und in dieser Zweifelhaftigkeit befinde ich mich, da ich nicht mit Bestimmtheit angeben kann, ob die Spinne mir im wachen Zustande oder im Schlafe die erbauliche Rede gehalten und das Memento hinter das Ohr gegeben hat. Ich für meinen Theil würde geschworen haben, daß ich wachend der Scene beigewohnt habe, wenn nicht mein Trabant mich stutzig und zweifelhaft gemacht hätte.

Aber was liegt am Ende daran, ob das Eine oder das Andere der Fall war; da das Leben selbst nur ein Traum ist? Doch ja! es liegt etwas daran. Im Schlafe darf man Alles, auch das Tollste träumen; da darf man im Traume die Gesetze und Gerichtsverfassung verbessern, Constitutionen einführen, stehende Heere vermindern, die Preßfreiheit vertheidigen, freisinnig sprechen und schreiben, liberale Gesinnungen haben, sogar ein ehrlicher Mann sein, ohne im Geringsten verdächtigt oder verfolgt zu werden. Im wachen Zustande des Lebens verhält es sich dagegen anders; in diesem darf man nicht abnorm träumen. Da gibt es bestimmte Normalträume, die, wie die Markttaxen und die Course der Staatspapiere und Münzsorten, zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden, und den Träumenden zur Norm dienen sollen. Zu dem Zwecke werden gewisse Vorträumer gehalten, welche die Normalträume aufzustellen, bekannt zu machen und darüber zu wachen haben, daß Niemand einen abweichenden oder abnormen Traum sich erlaube oder gar einen solchen dem großen Chamäleon Publikum mittheile.

Diese Normalträume wechseln nach Zeit und Umständen und sind überhaupt nicht bei allen Völkern gleich, wiewohl es kaum Ein Volk gibt, welches nicht seine Vorträumer hätte. Hiernach darf man in den meisten Staaten Europa's z. B. ungescheut träumen, daß man die Zeit, wie den Zeiger einer Uhr, die zu frühe geht, zurück rücken oder schrauben könne; daß die Politiker und Diplomaten, die Tausendkünstler seien, welche den Zeiger der Zeit nach Belieben zu stellen verstehen; daß Unwissenheit und Aberglauben die beiden Genien seien, welche die Völker zum irdischen Glück und sodann zur ewigen Seligkeit führen; daß die Minister so wie die Kleriker der herrschenden Kirche infallibel, die Gewissens- und Preßfreiheit Erfindungen des Teufels, Constitutionen der Ruin der bürgerlichen Ordnung und große stehende Heere der Glanz, die Zierde und die Quelle des Wohlstandes der Staaten seien. Man darf ferner ohne Risico träumen, daß Eigennutz die höchste Pflicht, ja der Zweck des Lebens sei, welcher jedes Mittel heilige; daß man daher z. B. den Mantel nach dem Winde hängen und den Menschen mehr als Gott gehorchen müsse, daß man Alles, was solche thun oder sprechen, die uns schaden oder nützen können, für gut, schön, verständig, edel, erhaben u. s. w. halte, daß die Freundschaft nur so lange dauern dürfe, als sie uns Nutzen oder doch keinen Nachtheil bringt; daß man gegen Jedermann höflich und freundlich sein müsse, insofern es nicht nachtheilig ist, und man das Fäustchen nur in der Tasche machen dürfe; daß man Tugend, Religion und Pflicht zwar stets im Munde führen solle, aber nicht im Herzen zu haben noch im Leben anders als da, wo es der Schein erfordert, zu üben brauche u. s. w.

Ja man darf auch wachend träumen, daß Spinnen sich zu Kröten vergrößern, Reden halten, Ohrfeigen austheilen rc. können; wenigstens fällt mir kein Traumregulativ bei, welches einem solchen Traume im Wege stünde. Es ist daher in Bezug auf meinen fatalen Traum ganz gleichgültig, ob er vom Schlafen oder Wachen herrührt. Warum soll ich mir also noch lange den Kopf darüber zerbrechen, ob ich wachend oder schlafend geträumt habe? Hier in meinem Gastzimmer darf ich sogar verbotene Träume träumen, da ich von dem gefährlichen Goliath Publikum hermetisch abgeschlossen bin. Wer kann mir's z. B. wehren, wenn ich träume, daß meine Gefangenschaft selbst nur ein Traum derjenigen ist, die mich hierhergesetzt haben und glauben, daß sie mich wirklich gefangen hätten? Mein Ich ist ja nicht der Körper, sondern der Geist; und diesen, der frei sein würde, „und wär' er in Ketten

geboren", kann keine irdische Macht festhalten. Auf den Schwingen meines Geistes kann ich, den Eisenstangen und Riegeln zum Trotze, im ganzen Weltall ungehindert herumwandern; der Geist kann, wie ihr auch den Körper fesseln möget, ein Heer von Gedanken in Reih' und Glied stellen, das keine irdische Gewalt vernichten, und Geschosse fertigen, die nur der vorwärts schreitende Geist des Lichtes abstumpfen kann.

Wer will mich hindern, wenn ich wirklich mit meinem Geiste den ganzen Erdball durchwandere und selbst den gestirnten Himmel durchfliege? „Niemand!" rief mir eine gellende Stimme zu.

Zum Henker! dachte ich, ist denn die verwünschte Spinne wieder da? Ich sah mich überall um und konnte im ganzen Zimmer nichts finden, als eine stattliche Maus, die an der Ecke des Fensters saß, vor welchem ich — wachend oder träumend — die Ohrfeige vollwichtig erhalten hatte.

Die Maus war dunkelbraun und hatte ziemlich lange Ohren, die in Hornspitzen ausliefen, so daß sie, vorsichtig abgenommen, von einer Frau vollkommen hätten benutzt werden können, das Haupt ihres geliebten Gatten damit zu schmücken; die Beine waren unförmlich und mit ungewöhnlichen Krallen versehen; der horizontal ausgestreckte Schwanz war das leibhafte Bild eines weiland hessischen Soldatenzopfes; die Augen waren feurig, trotzig und durchbohrend, wie die einer Katze, und ihr martialischer Schnurbart würde für zwei bartlose Rekruten die Farbe erspart haben, womit ihnen militärischer Muth über die Oberlippen gemalt werden muß.

Ehe ich die Frage: Sollte auch diese Maus sprechen? an mich gethan hatte und mit mir darüber in's Reine kommen konnte, ob ich wach oder im Schlafe sei, stellte sich die Maus auf ihre Hinterbeine, hüpfte mir freundlich entgegen und machte Bücklinge, wie ein Höfling, der ein Ordensband eben empfangen oder noch zu erwarten hat. Hierauf begann sie einen förmlichen Tanz im Kreise herum, zu welchem sie mit ihrem Schwanze den Tact so laut schlug, daß die Wände davon wiederhallten. Während des Tanzes wurde sie immer größer, so daß sie endlich bis zu meinen Schultern reichte. Jetzt fing sie an sich so sonderbar zu gebärden, als wenn sie Leibschmerzen hätte, oder in gewissen Nöthen wäre. Plötzlich that es einen so lauten Knall, daß die Fenster eben so klirrten, als wenn die eiserne Kanone im Schloßgarten einem davongeflogenen Züchtling die Abschiedssalve und die sichere Kunde nachsendet, um welche Zeit man seinen Käfich leer ge-

funden habe. Mit dem Knalle war die Maus wie weggeblasen und ein niedliches Jesuitchen stand an ihrer Stelle!

Ich wußte nicht, wie mir geschah; ich griff im ersten Schrecken, der die Windflügel in meiner Brust zum Stillestehen brachte, mechanisch nach meinem Kopfe, um mich zu überzeugen, ob ich ihn verloren oder noch fest auf dem Rumpfe sitzen habe; ich zog aber die Hand eiligst zurück, weil ich einen Igel im Zustande der Defensive zu berühren glaubte; in so hohem Grade hat der Muth oder die Angst meine Haare gestählt und — zur Defensive, nicht zur Offensive — phalanxartig emporgerichtet!

Ob ich wachte oder im Schlafe war, davon wußte ich vollends nichts; darum kümmerte ich mich jetzt auch am Allerwenigsten; ich hatte über Wichtigeres nachzuforschen. Daß eine Maus in meinem Zimmer sich sehen ließ, das war ganz natürlich, da ich an Besuche dieser Art völlig gewöhnt bin, indem die Colonisten zwischen den Wänden mich zu jeder Tages- und Nachtzeit molestiren und zu bestehlen suchen; aber eine so sonderbar gestaltete und kecke Maus mit einem Jesuiten im Leibe ist gewiß ein großes Wunder!

Ich wußte indessen freilich nicht, ob die Maus den Jesuiten in sich, oder dieser jene über sich, etwa anstatt eines Fuchspelzes hatte, oder ob eine Einheit und Identität zwischen beiden stattfand. Mir war zwar bekannt, daß Jesuiten alle Farben und Gestalten annehmen, sich groß und klein machen und durch die kleinsten Ritzen, die man ihnen offen läßt, durchpassiren und diese beliebig erweitern können; aber ein Jesuit in einer Mausgestalt, oder — falls der Jesuit noch die Maus sein sollte — eine Maus im Jesuitenhabit, war mir eine ganz neue Erscheinung.

Sodann ängstigte mich der Gedanke an meinen Inseparable; wenn dieser, dachte ich, jetzt käme, und mich in dieser Gesellschaft fände, wie würde es mir ergehen? Würde man nicht selbst dem Winde, der seit undenklichen Zeiten das Recht des freien Durchzuges von den Fenstern und der Thür erworben und bisher ungestört ausgeübt hat, dieses gute Recht unter dem Vorwande entziehen, als habe er den Jesuiten hereinpracticirt, um mit mir zu colludiren?

Doch der gute Pater, der meine Bedenken und meine Angst zu durchschauen schien, machte jenen und dieser bald ein Ende. Er klopfte mir, schalkhaft-süß lächelnd, wie Jesuiten zu thun pflegen, mit seiner Rechten auf die linke Schulter und sprach: „Sei ganz ruhig, liebes Thörchen und Einfaltspinselchen!“ — Ha! die verdammte Spinne! knurrte ich. — „Nur gelassen, Freundchen! — Ja, ich war die

Spinne, die versprach, bald mehr von sich hören zu lassen. Sei über die Prädicate, die ich dir beilegte, nur nicht ungehalten; sie sind weit aufrichtiger gemeint, als wenn irgend ein Titular-Freund dir versichert, daß er für dich alles, selbst das Leben hingeben würde. Dieser gibt dir eine solche Versicherung nur, wenn er weiß, daß du nichts brauchst. Bedarfst du seiner, dann — kennt er dich nicht. Ich aber sage dir die Wahrheit rund heraus und habe, glaube ich, als Spinne die, deinen Ohren so unangenehmen Prädicate vollständig gerechtfertigt.

Du stutzest und fragst bedenklich, wie der Jesuit und die Wahrheit sich miteinander vereinigen lassen? Höre mich nur geduldig an, du sollst alle deine Bedenken beseitiget sehen. Also zur Sache! aber ohne Unterbrechung!

Für's Erste: Ich bin kein wirklicher Jesuit, sondern nur ein Teufel, oder, wenn du lieber willst, der bekannte Mephistopheles, und dadurch wird, hoffe ich, dein Bedenken hinsichtlich der Wahrhaftigkeit gehoben sein. Du rümpfest die Nase? Lies Göthe's Faust, und entscheide sodann, wer offener die Wahrheit sagte, ich oder Faust und wer aufrichtiger und redlicher war, ich oder Faust? Ich habe diesem Phantasten ehrlich gedient und alle seine Wünsche meinem Worte gemäß erfüllt; und wie hielt Faust dagegen sein Wort? Hat er mich nicht im zweiten Theile förmlich betrogen? Und hätte er es thun können, wenn ich ärger gewesen wäre als er? Ich weiß, was du sagen willst; du meinst, das sei nur ein feiner Streich vom Dichter Göthe, der den Faust auch hätte als einen ehrlichen Kerl in die Hölle fahren lassen können. Aber war Göthe nicht auch ein Mensch? Die Menschen, Freundchen! sind uns Teufeln längst über den Kopf gewachsen; es gibt keine Schurkerei, keine Schlechtigkeit, keine Bosheit, kurz nichts, was in das Gebiet des Argen oder Bösen fällt, worin wir von den Menschen nicht weit übertroffen würden. Wir haben darum auch allen Respect verloren, den man vor Zeiten noch vor uns hatte. Denn wer, alte Weiber und einfältiges Bauernvolk etwa abgerechnet fürchtet heut zu Tage noch einen Teufel? Der vornehmen Welt, in welcher die raffinirtesten Teufeleien, um mich dieses uneigentlichen Ausdrucks zu bedienen, das eigentliche Lebenselement bilden, müssen wir, wie einst die Hofnarren, sogar zur spaßhaften Belustigung dienen. Jeder Dichterling erzählt und faselt Schnurren, Witze und dumme Streiche von uns, als wenn wir wirklich Abderiten oder Krähwinkler wären. Darum schilt man sogar einen recht einfältigen, albernen Menschen einen „dummen Teufel“. Müssen wir

nicht selbst in Rom bei einer Heiligsprechung der ganzen Posse zur Folie dienen, indem man uns stets den Proceß verlieren läßt? Von den Carricaturen, die man auf uns gemacht hat, will ich schweigen; aber einen Umstand, durch den die Menschen ihre wahre Meisterschaft über uns bewähren, kann ich nicht ungerügt lassen, weil er zu kränkend für uns ist; den Umstand nämlich, daß die Menschen alle ihre Schurkenstreiche uns an die Hörner binden wollen, und uns Dinge verläumderisch nachsagen, an die wir nie gedacht haben.

Wahrlich! daß die Erde noch in keine vollständige Hölle verwandelt worden ist, daran tragen die Menschen keine Schuld; sie waren von jeher unverdrossen thätig, um eine solche Verwandelung zu Stande zu bringen, und wer weiß, ob der unermüdliche Eifer, den die Menschen gegenwärtig in dem Streben nach dieser Umgestaltung allenthalben zeigen, nicht dennoch dieselbe dereinst zur Folge haben werde? Wie würde es dann erst uns armen Teufeln ergehen? Es ist ohnehin bereits soweit gekommen, daß wir uns in unserer wahren Gestalt nirgends mehr blicken lassen dürfen, ohne verlacht und verhöhnt zu werden. Darum wählen wir stets eine Verkleidung und zwar eine solche, die da, wo wir erscheinen wollen, am Meisten in Ansehen steht, und deßhalb auch vor polizeilichen Chikanen am Meisten schützt. Deßhalb siehst du mich auch im Jesuitenhabite hier, weil dieser in der gegenwärtigen Zeit wieder die respectabelste und beliebteste Tracht ist. Warum, fragst du, bist du nicht sofort als Jesuit eingetreten, sondern hast du dich zuerst als Spinne und dann als Maus gezeigt? Dieß geschah theils aus Laune, theils aus Neckerei, die wir Teufel nun einmal nicht lassen können, und theils, ja hauptsächlich aus folgendem Grunde. Ihr Leute von der Feder habt die böse Gewohnheit, alles, was ihr — wachend oder schlafend — träumt, oder geträumt haben könntet, dem Publikum zu erzählen, gleichviel ob dieses euch gern oder ungern zuhört, oder gar während der Erzählung einschläft, da ihr dabei nicht so fast das Publikum selbst, als vielmehr euer eigenes Vergnügen, eure Eitelkeit und euren — Geldbeutel im Auge habt (der Teufel macht wahrlich keine Complimente! dachte ich bei mir selbst). Ich muß daher besorgen, daß du diesen meinen Besuch ebenfalls dem Publikum mittheilest, wogegen ich nicht das Geringste einzuwenden habe, da ich weiß, daß du den ganzen Hergang mit historischer Treue und Gewissenhaftigkeit erzählen wirst; du bist ja kein Dichter, der übertreibt, sondern ein Jurist, der sich streng an die Thatsachen hält. Deßhalb wollte und durfte ich nicht so sans façon bei dir erscheinen; ich wollte nicht, weil ich standes-

übliche Formalitäten gewissenhaft zu beobachten pflege; ich durfte nicht, weil ich sonst leicht um Ehre und Reputation kommen könnte. Denn einmal ist es von mir, dem alten Mephistopheles, bereits notorisch, daß ich nie anders auftrete, als in irgend einer Thiergestalt, wenn ich das erstemal erscheine. Wer würde mich noch als Mephistopheles achten, wenn ich so, mir nichts dir nichts, wie ein ungeschliffener Landjunker mit der Thür in's Haus fiele? Teufel müssen, wie die Taschenspieler aller Art, immer ein bischen Hokus Pokus machen, wenn sie ihre Kunden nicht verlieren wollen. Sodann würdest du bei dem Publikum keinen Glauben finden, und es ihm gar nicht beweisen können, daß wirklich ich Mephistopheles dir erschienen sei, wenn du nicht mehr sagen könntest, als daß dich ein Jesuit besucht habe, und dieser Mephistopheles gewesen sei. Man würde dich mit Recht fragen, woher du denn wüßtest, daß der Besucher nicht wirklich ein Jesuit, sondern nur, Mephistopheles, war? Und so liefe ich in der That Gefahr, mit einem Jesuiten identificirt zu werden; diese Ehre müßte ich mir aber feierlich verbitten, da der Abstand zwischen mir und einem Jesuiten denn doch zu groß ist. Wenn du dagegen haarklein erzählst, daß ich zuerst als Spinne, dann als Maus und nach dem Zerplatzen der Maus als niedliches Jesuitchen aufgetreten sei; dann zweifelt das Publikum, das meine Manieren bereits kennt, gewiß nicht mehr, daß dich nur Mephistopheles und kein wirklicher Jesuit besucht habe.

Für's Zweite: Die Ursache meines Besuchs anlangend, so bin ich zwar, wie ich in deinen Gedanken lese, ein ungebetener Gast, zumal in diesem Habit — nun ja in der Gestalt einer gefälligen Mimili würde ich willkommener sein! — nur kein zimperliches Wesen! ich kenne euch Menschen! auch dir gefällt eine Mimili besser als ein Kapuziner mit seinem schmutzigen Bart oder ein auch noch so niedlicher Jesuit —; ich denke aber, daß wir uns bald verständigt haben werden. Daß du den Teufel nicht fürchtest, weiß ich und hast du bewiesen, da du sogar gegen die Jesuiten in die Schranken zu treten wagtest. — Lächle nicht! es war kein geringes Wagestück, das dir noch theuer zu stehen kommen kann, da dir nicht unbekannt ist, wie diese frommen Väter Dienste solcher Art zu belohnen pflegen.

Doch ich sehe, du lächelst darüber, daß ich uns Teufel den Jesuiten gegenüberstellte, und daraus, daß du die Jesuiten nicht fürchtest, deine Furchtlosigkeit vor dem Teufel ableitete. Nun ja, ich will es gestehen, es war Renommisterei von meiner Seite; doch wer

renommirt nicht gerne? Auch du bist dem Renommiren nicht ganz abhold! — Nur nicht aufgebracht, Freundchen! der Teufel macht keine Complimente. — Also zu unserer Verständigung! Daß du mich nicht zu fürchten hast, weißt du, da ich kein eingefleischter Teufel bin und deßhalb Niemandem Wehe thun kann; daß ich aber aus purer Freundschaft zu dir gekommen, wirst du nicht glauben, da uns die eingefleischten Teufel zu sehr verläumdet und in Mißcredit gebracht haben, als daß du an eine uneigennützige Freundschaft eines fleischlosen Teufels glauben könntest.

Um aller Welt willen! verschweige den Gedanken, den dein sarkastisches Lächeln verräth! Man würde dich zerreißen, wenn du den Glauben an den Teufel und die ewige Verdammniß antasten wolltest. Kein Bonze oder Pontifex plaudert seine Mysterien aus. Die Welt will be—teufelt sein; also laß ihr ihre Freude. Wir Ideal-Teufel — unter uns gesagt — halten die öffentliche Ordnung noch ein Bischen aufrecht, die sonst die eingefleischten Teufel längst über den Haufen geworfen hätten. Wer weiß, ob du noch lebtest, wenn wir nicht wären? Also schweig' und unterbrich mich nicht mehr. Ich gebe demnach zu, daß ich nicht aus uneigennütziger Freundschaft dich besuche; wo wäre diese zu finden? Du hast aber uns Teufeln einige Dienste erwiesen und — nur nicht aufgebracht, sondern gelassen zugehört! — und wirst uns noch, wie wir hoffen, manche Dienste erweisen. Du wolltest zwar uns eben so wenig einen Gefallen erweisen, als Fürst Polignac die Juli-Revolution herbeiführen, oder Ferdinand VII. den Spaniern eine Constitution geben wollte; du thatest es aber indirect, wie Polignac indirect den Juli-Thron errichtete und Ferdinand VII. indirect Spanien constitutionell machte. Wer für Wahrheit, Recht, Tugend und Licht, Fahne und Schwert ergreift, der zwingt unsere Partei, die Freunde des Truges, der Willkür, des Bösen und der Finsterniß, zur Gegenwehr; der reizt die eingefleischten Teufel zum Zorn, zur Rache und zur Entfaltung aller derjenigen Künste auf, deren nur diese Eingefleischten fähig sind. Dadurch entsteht ein Kampf, in welchem die entfesselten Leidenschaften wüthen und die Zweifelhaften und Schwachen sich gewöhnlich aus Furcht auf unsere Seite schlagen; und wir haben dabei vollauf zu thun, um mit der Buchführung und dem Einärnten fertig zu werden. Begreifst du nun, in welchem Sinne du für uns thätig warst? Wenn auch deine Dienste eben nicht groß waren, weil deine Kräfte schwächer sind als dein Wille, so wissen wir sie dennoch zu schätzen.

Aus Dankbarkeit — der Teufel ist, Freundchen! nicht so undankbar, wie ihr Menschen — für das, was du ohne Absicht und Willen für uns gethan hast, bin ich gekommen, um dir Gesellschaft zu leisten; und ich denke nicht, daß du mich eben so schnöde zurückweisen wirst, wie Luther auf der Wartburg einst gethan hat. Damals waren wir freilich auch etwas unbeholfen und konnten wir uns noch nicht in die Manieren der Menschen schicken. Jetzt ist es anders; unser steter Aufenthalt an Höfen und in diplomatischen Zirkeln, wo wir immer gern gesehen werden, wenn wir uns der Etiquette und dem Ceremoniel in Kleidung und Benehmen unterwerfen, so wie der Umgang mit der hohen Klerisei und mit angesehenen Staatsmännern, haben unser rohes Wesen so sehr abgeschliffen, daß wir im guten Ton und in der Hofsitte jedem Kammerherrn zur Seite stehen können und selbst der Papst nicht vermag, uns von seinen Cardinälen zu unterscheiden, sobald wir mit dem Ornate derselben unter ihnen auftreten. Nebenbei habe ich bei meiner Gesellschaft — um mit dir ganz aufrichtig, wie ein Tyroler, zu sein — auch noch deine künftigen Dienste ähnlicher Art, wie die früheren waren, im Auge.

Wenn es mir nämlich gelingt, dich durch meinen Umgang heiter und munter zu erhalten, so wird der Zweck deiner Verfolger, dir Muth und Kraft zu fernerem Kampfe für Recht, Wahrheit und Licht zu entziehen, vereitelt, sondern wirst du vielmehr dereinst, neu gestärkt und mit frischem Muthe gestählt, diesen Kampf fortsetzen helfen und so uns mittelbar dienstfertig sein. Es wäre Jammerschade, wenn die Partei, zu der du gehörst, so sehr erlahmen sollte, daß Trug, Willkür und Finsterniß in der Herrschaft gar nicht mehr gestört würden. Die eingefleischten Teufel würden ganz träge werden und wir dabei am Meisten verlieren.

Ich habe dir nun offen den Zweck meines Besuches mitgetheilt. Weisest du mich nicht zurück, so schlage ich dir vor, zur Zerstreuung, Erheiterung und auch Belehrung, Ausflüge aus diesem Gefängnisse zu machen. Du sagtest vorher ganz richtig, daß du mit deinem Geiste das weite Weltall ungehindert durchwandern könntest. Dieß wollen wir nun thun; ich will dein Führer sein. Du mußt natürlich den Körper hier zurücklassen. Dein wandernder Geist würde also der Sinne und sonach der Fähigkeit der sinnlichen Wahrnehmung entbehren. Nimmst du aber mich zu deinem Begleiter, so kann ich diesem Mangel der Sinne abhelfen; dein Geist soll durch mich sinnlich wahrnehmen. Nebenbei bin ich im Stande, dir auch über Manches die

nöthige Aufklärung zu ertheilen; und so soll dir die Zeit angenehm und nützlich vorübergehen. Ich werde stets solche Partien wählen, die dich am Meisten interessiren, ich habe dabei zugleich meine besonderen Zwecke. Ein Engel würde dich nicht so amüsiren können, wie ich; denn der Teufel kann überall ungescheut hingehen und jede Scene lächelnd ansehen, während ein Engel ohne Schamerröthen kaum eine Schnapskneipe betreten könnte, und allerwärts auf dieser Erde, wie es jetzt auf derselben getrieben wird, nur Stoff zum Weinen, zum jammernden Händeringen, und zum Augenverhüllen fände. Mein Costüme werde ich nach Zeit und Umständen einrichten und auch dich, wann und wo du es wünschen solltest, in Person auftreten lassen.

Für's Dritte endlich: Wegen deines Dieners und Herrn von Nro. 10 darfst du unbekümmert sein; dieser sähe mich nicht, wenn er auch jetzt käme. Der Wind wird demnach auch an seinem guten Rechte nicht beeinträchtiget werden. Ich werde auch nicht minder dafür sorgen, daß du, wenn du nöthig bist, stets wieder zur Hand sein wirst; wir wandern auf den Flügeln des Gedankens, und diese sind schneller als eure Eisenbahnen. Ich erwarte nun deine Erklärung auf mein Anerbieten."

Mein Entschluß war bald gefaßt; ich nahm das Anerbieten an. Wer ein gutes Gewissen hat, dachte ich, hat den Teufel nicht zu scheuen. Er ist zudem der kundigste Mentor für den, welcher die Welt und ihr Treiben kennen lernen will, da er überall mitzusprechen, überall seine Freunde und Gönner hat. Sollte sich dennoch Jemand über meinen Entschluß wundern, und es nicht begreifen können, daß ich einen Mephistopheles zu meinem Reisecompagnon wählte; so erwiedere ich ihm, daß zu einer Zeit, in welcher die Ehrlichkeit so selten geworden, daß in einem Königreiche nur sieben Männer zu finden waren, welche Ehre und Gewissen dem Brodkorbe vorzogen, ja die Ehrlichkeit sogar für ein Verbrechen gilt, ein ehrlicher Mann froh sein muß, wenn er wenigstens einen Teufel findet, der mit ihm verkehren mag, ohne ihm zuzumuthen, der Ehrlichkeit zu entsagen.

---

## Drittes Kapitel.

### Der von Barbaren bewohnte Planet.

---

Nachdem ich dem Pseudopater Mephi (der Kürze wegen soll er in Zukunft nur Mephi heißen) meine bejahende Erklärung abgegeben hatte, schickten wir uns sofort zur Abreise an. Ich bedung mir zuvor aus, daß er sich ganz in meine Launen fügen müßte, da er gekommen sei mich zu erheitern.

Das versteht sich von selbst, entgegnete Mephi. Für mich gibt es ja ohnehin nichts Neues unter eurer Sonne; jedoch behalte ich mir das Vorschlagsrecht vor, wobei wieder nur du profitiren kannst, da ich besser als du weiß, wo und wie du dich am meisten amüsiren wirst, ich kenne ja deinen Geschmack. Damit bin ich zufrieden, erwiderte ich, und nun zur Abreise!

Es begann eben zu tagen; am Osten waren golddurchwebte Teppiche ausgebreitet, die Wände und Decke mit karmesin- und scharlachrothen Tapeten ausgeschmückt und alle Vorbereitungen getroffen, um die Königin des Tages würdig zu empfangen.

Von allen Seiten eilten die Wolken in wunderlich bunten Costümen und in noch seltsameren Gestalten herbei, um dem Levée der Herrin beizuwohnen. Selbst die fernen Gebirge erhoben ihre Häupter, und blickten staunend in die glänzenden Zimmer des Ostens hin, um der Ankunft und des holden Lächelns der Fürstin gewärtig zu sein. Sie trat endlich hervor in ihrer ganzen Herrlichkeit und sendete die lieblichen Strahlen ihres liebeglühenden Auges in die weiten Räume ihrer Gemächer. Alles jubelte der göttlichen Spenderin des Lichts und der Wärme entgegen; selbst Mephi, der mich auf die Ruine des Frauenberg's geführt hat, war nicht ohne Rührung. Ich sank geistig auf meine Kniee nieder und betete.

Mephi wandte sich von mir ab, und sagte, nachdem ich meine Andacht vollendet hatte, zu mir: Es würde schlecht um

unsere Hölle stehen, wenn die Menschen der Mehrzahl nach in die Naturscenen so vernarrt wären, wie du, und das große Weltall als das erste und alleinige unverfälschte Religionsbuch, als die wahre Offenbarung Gottes betrachten und mit emsigem kindlich frommem Gemüthe studiren würden. Glücklicherweise begnügte sich der Stolz der Menschen, wozu sich bald auch das Interesse gesellte, nicht mit dem Tempel, den sich der Schöpfer selbst erbaute, sondern der Mensch errichtete Tempel und Altäre mit seinen Händen, bildete sich seinen Gott nach seiner eigenen Weise, heute so, morgen anders, verlieh ihm menschliche Eigenschaften und malte sich Himmel und Hölle, wie es ihm convenirte, und so kam es allmälig zu der uns so einträglichen Confusion, in welcher die Erde in religiösen Dingen seit Jahrtausenden befangen ist.

Ich muß immer herzlich lachen, wenn ich einen Prediger diejenigen als gottlose Heiden schelten höre, die nicht in den Kirchen die auswendig gelernte Salbaderei derselben anhören wollen, sondern dafür in dem Tempel der Natur den Ewigen selbst predigen hören. Es ist durch diese Wendung der Dinge zu unserem Nutzen endlich dahin gekommen, daß man die Schöpfung mit ziemlich gleichgültigen Augen als etwas Alltägliches betrachtet, und Naturschönheiten nur des guten Tons wegen, und um den eigenen Sinn für das Schöne zu bekunden, mit einem: „Ah! wie schön, wie herrlich, wie zauberisch ꝛc.!“ bewundert, ohne sich dabei etwas zu denken, oder etwas zu fühlen. Man bewundert sie, wie ein Kleid nach der neuesten Mode, mit leeren Floskeln. In großen Städten ist es ohnehin längst Sitte geworden, den Aufgang der Sonne zu verschlafen, und die Hälfte des Tages in Nacht, und diese in Tag zu verwandeln. Darum sind auch die Werke der Finsterniß in solchen Städten an der Tagesordnung. Seitdem der Pietismus die ganze Natur in unsere Gewalt zu geben die Gefälligkeit hatte, ist die Erde den Frommen vollends zu einem Gegenstande des Abscheues geworden. Doch genug wir müssen weiter! Und wir erhoben uns in die Lüfte und fort ging es mit Blitzesschnelle durch die unermeßlichen Räume.

Berge und Thäler entschwanden unseren Blicken und bald verlor sich die Erde selbst aus unserem Gesichtskreis, und ein neuer Planet enthüllte sich dem Auge. Wir ließen uns in demselben nieder und durchwanderten ihn. Wie dieser Himmelskörper heißt, konnte ich von Mephi nicht erfahren. Die natürliche Beschaffenheit des Bodens war von der unserer Erde nicht viel verschieden. Es sei dieses, sagte Mephi, ein

Planet, der von lauter Barbaren, d. h. im Verhältnisse zu unseren Begriffen von uncivilisirten Geschöpfen bewohnt werde. Diese glichen der äußeren Gestalt nach ganz uns irdischen Menschen; aber von Europa's hoher Civilisation war wirklich kaum eine Spur zu finden. Nur einige Belege hiefür, die ich während unseres kurzen Aufenthaltes sammelte.

Die Bewohner kleiden sich bloß, um sich gegen Kälte und Hitze zu schützen und ihre Blöße anständig zu verhüllen; es gibt daher keine Moden, die täglich wechseln, keinen Prunk, und keine Verschwendung hinsichtlich der Kleider; keine Kleiderordnungen nach Rang und Stand, und es fällt Niemanden ein, auf eine Verhüllung stolz zu sein, die nur die Hülfsbedürftigkeit des Verhüllten beweist. Noch weniger ist das weibliche Geschlecht bemüht, gewisse Theile so zu bekleiden, daß die Blöße derselbe besser bemerkt werde. Man thut der Natur durch Mieder, Schnüren, Pressen, Ziehen und Zerren überhaupt keinen Zwang an. Die Farben der Kleider dürfen die Leute nach eigenem Geschmacke wählen, ohne auf die Zahl der Farben beschränkt zu sein, und die Männer insbesondere die Hauptthaare und Bärte nach eigenem Belieben tragen, und solche, denen die Natur den Bart versagt hat, sind auch nicht genöthigt, gewisser Verhältnisse wegen sich Schnurbärte unter die Nase zu malen.

Man gebraucht die Sprache nicht, um die Gedanken zu verhüllen, sondern um sie offen und unumwunden auszusprechen. Es ist überhaupt allgemeine Sitte, stets so zu sprechen, wie man denkt, und kein Einwohner hat zu besorgen, wegen seiner Aeußerungen gehaßt, verfolgt oder gar gestraft zu werden; es sei denn, daß er überführt würde, die Sprache mißbraucht, das heißt, anders, als er gedacht, gesprochen zu haben. Denn man hat dort die wunderliche Ansicht, daß, wie die Gedanken, so auch der Ausdruck derselben, die Worte frei sein müßten, und nur derjenige strafbar sei, der die Sprache, welche uns Gott zur aufrichtigen gegenseitigen Mittheilung der Gedanken und Gefühle gegeben habe, zur Täuschung Anderer gebrauche und dadurch entheilige.

Gedanken und Gefühle, sagen sie, seien keine Erzeugnisse der Willkür, sondern Ausflüsse geistiger Gesetze; es könne daher nicht strafbar sein, diese oder jene Gedanken und Gefühle zu haben, wohl aber sei es strafbar, wenn jemand die Gedanken und Gefühle, welche er wirklich habe, verhehle und andere vorgebe, weil dadurch die Wahrhaftigkeit, die Würde des Menschen verletzt, ein

Betrug verübt werde. Die freie Rede ist daher dort kein Recht, das durch Gesetze den Bürgern zugesichert worden wäre, sondern eine natürliche Pflicht, deren Verletzung für eine Schändung der Menschenwürde gilt, und deren gewissenhafte Erfüllung für die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft gehalten wird.

Weil nach diesem Grundprincip die ganze Erziehung darauf gerichtet ist, den Kindern von ihrer frühesten Jugend an die Wahrhaftigkeit, d. h. die Gewohnheit zu sprechen, wie sie denken und fühlen, als die erste und höchste Pflicht und Tugend einzuprägen; so begreift man leicht, wie diese Wahrhaftigkeit zur allgemeinen Sitte werden, und diese alle Privat- und öffentlichen Verhältnisse durchdringen mußte. Man hat die Ansicht, daß diese Wahrhaftigkeit auch allein eine gute Erziehung möglich mache, da man Kinder nur dann gehörig belehren und richtig leiten könne, wenn sie ihre Gedanken und Gefühle unverholen aussprächen. Darum wird natürlich ein Kind auch niemals deßhalb gestraft, weil es diese oder jene Gedanken gehabt hat, sondern darüber nur belehrt, und bloß gestraft, wenn es irgend einen Gedanken verheimlicht hat. In Folge dieser Sitte der Wahrhaftigkeit gibt es z. B. keine Convenienz-Ehen, keine Jugendverführung, kein falsches Maaß und Gewicht, kein falsches Geld, keine Betrügereien im Handel und Verkehr, keine Heuchelei und Schmeichelei &c. Die Frauen haben keine Hausfreunde oder Cicisbeo's und die Männer keine Maitressen; die Frauen mischen sich nicht in die öffentlichen Geschäfte der Männer und diese sich nicht in die Küchenangelegenheiten, die allein den Weibern obliegen. Ein sogenanntes Pantoffelregiment ist ganz unbekannt, da Mann und Weib durch die Liebe zur harmonischen Einheit verbunden sind. Man hört darum auch nichts von ehelichen Rechten und Pflichten, welche nicht zur Sprache kommen können, eben weil die Ehegatten keine Zweiheit, sondern nur eine Einheit bilden. Man findet keine Thee-Zirkel, worin müßige Damen ihren Putz zur Schau und den guten Namen ehrlicher Leute zu Grabe tragen, und plaudern und lästern, was die Zunge vermag — und was vermag nicht eine Weiberzunge? — und keine Thees-dansant, um jungen Herren und Mädchen die rohen Aussseiten natürlicher Scham allmälig abzuschleifen und sie so für die feine (glatte) Welt zu poliren. Wohl kommen die Frauen dann und wann zusammen, aber nur um sich über ihre häuslichen Angelegenheiten zu besprechen, sich die gemachten Erfahrungen mitzutheilen und sich so gegenseitig zu belehren.

Das politische Grunddogma der europäischen Welt, daß ein Theil der Menschen mit Sporen an den Füßen und ein anderer mit Sätteln auf dem Rücken geboren wird, und die Bespornten ein göttliches Recht haben auf den Besattelten zu reiten, ist dort ganz unbekannt; es gibt keine Privilegien, als welche die Natur in körperlichen oder geistigen Vorzügen gewährt; sondern alle Menschen werden in bürgerlicher und politischer Hinsicht einander gleich gehalten, und im menschlichen Verkehre genießt Jeder so viel Achtung, als er sich durch sein Benehmen, seine Bildung, Humanität und Urbanität zu erwerben vermag.

Aber gibt es denn keine Obrigkeiten? — O ja! Aber diesen wird kein göttliches Recht zugestanden, noch auch ein solches von ihnen in Anspruch genommen. Man hat dort die antieuropäische Ansicht, daß das Gesetz, welches den allgemeinen Nationalwillen ausspricht, das höchste sei, dem ein Jeder zu gehorchen habe; und daß auch die Obrigkeiten, die dort sämmtlich durch diejenigen Gemeinheiten, die unter denselben zu stehen haben, gewählt werden, nur ebenso dem Gesetze gehorchen, wenn sie dasselbe handhaben und vollziehen, als diejenigen thun, welche den gesetzlichen Befehlen der Obrigkeiten Folge leisten. Denn die Ersteren wären eben so zum Handhaben der Gesetze, wie die Letzteren zum Befolgen der hierauf bezüglichen Befehle gesetzlich verpflichtet; Beide thäten nur ihre gesetzliche Schuldigkeit, und stünden daher einander ganz gleich, da es bei der Taxirung des Werthes des Menschen nicht auf die Beschaffenheit der Pflicht, sondern nur darauf ankomme, ob er die ihm obliegende Pflicht wirklich erfülle.

Im geselligen Verkehre kennt man deßhalb auch keine Obrigkeit, die nur auf das Amtslocal und auf die Amtsfunction beschränkt ist, so wie überhaupt keine Verschiedenheit der Stände. Die Justiz wird gar seltsam verwaltet. Es gibt keine Gerichte in mehreren Instanzen, wovon, wie bei uns, die höheren Gerichte für links erklären, was die niederen für rechts gehalten haben, kurz welche sämmtlich an der Nase der Themis drehen, um sie auf die rechte Stelle zu bringen, aber sich unaufhörlich darüber streiten, welche Stelle eigentlich die rechte sei, und am Ende sie doch schief stehen lassen, wobei die Parteien, denen durch jenes Hin- und Herdrehen zugleich das Geld aus den Beuteln gepumpt wird, zuletzt keine andere Ueberzeugung von der rechten Stellung der Nase erlangen, als die, daß diese nun nach dem Manöver der letzten Instanz recht stehen müsse, weil Niemand mehr daran drehen oder sagen dürfe, daß sie noch eine schiefe Richtung habe.

Man hat nämlich dort — hinsichtlich der sogenannten bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die Ansicht, daß es bei diesen hauptsächlich auf eine richtige Auffassung und Beurtheilung der thatsächlichen Verhältnisse des Streites ankomme, indem sodann die Anwendung des Gesetzes nur die Kenntniß desselben und eine gesunde Logik erfordere. Die streitige Thatsache wird deßhalb durch Standesgenossen der Parteien, welche diese selbst zu wählen haben, schiedamtlich festgestellt, und sodann als Rechtsfrage ohne Benennung der Parteien dem Collegium der Rechtskundigen zur Anwendung des Rechts, d. i. zur Entscheidung vorgelegt, die hierauf von den Schiedsmännern den Parteien eröffnet wird und unabänderlich ist. Das Collegium zeichnet alle Rechtsfragen dieser Art sammt der gegebenen Entscheidung auf, um in allen Fällen gleichförmig entscheiden zu können; es erfährt aber nie die Namen der Parteien.

Man sieht, daß diese Art von Rechtspflege viel Aehnlichkeit mit derjenigen hat, welche bei den Deutschen zur Zeit ihrer Rohheit üblich war und von welcher dieselben durch die Civilisation, die ihnen die Segnungen des welschen Rechts gebracht hatte, völlig befreit worden sind.

O ihr göttlichen corpora juris civilis et canonici! Was hat euch Europa und insbesondere Deutschland, das euren Werth am Besten zu schätzen weiß, nicht Alles zu verdanken! Ihr seid wahre Rechtskaleidoscope, die man drehen und wenden kann, wie man will, und die bei jeder Wendung immer wieder neue Rechtsbilder, neue Rechtsfiguren zeigen, die eben so sinnvoll sind, wie die Gestaltungen der eigentlichen Kaleidoscope.

Jahrhunderte drehen die Juristen schon an diesen kunstvollen Kaleidoscopen, und dennoch zeigen sich immer noch neue Gestalten, neue Formen, die besonders dadurch an Mannigfaltigkeit und Neuheit gewonnen haben, daß man in neueren Zeiten so glücklich war, neue glänzende Fragmente aufzufinden, die man denn auch sogleich in das Kaleidoscop des Civilrechts hineingeworfen hat!

O welche Wirkung hatte dieser Umstand nicht! Jeder juristische Milchbart stellte sich jetzt vor das welsche Kaleidoscop, und drehte daran, und beschrieb die netten Bilderchen, die er und nur er sah, und erklärte, — wie ein Astronom, der an der Sonne oder an einem Sternfragment, das außer ihm Niemand kennt, neue Flecken, oder im Monde Bewohner mit nagelneuen Ordensbändern entdeckt hat, — dem juristischen Publikum, wie glücklich es sei, ein so scharfblickendes Genie, wie er seinen Gesichten (Visionen) zufolge sei, zu

besitzen; welch' stumpfsinniger Gimpel alle anderen Juristen, die man sonst so hoch gepriesen habe, eigentlich seien; daß mit ihm ein neuer Rechtsmorgen anbreche u. s. w.

Bald, o Deutschland! — warte nur noch ein paar Jahrhunderte, und das ist ja nur eine Kleinigkeit für dich, du geduldgeprüftes und geübtes Land, dessen Hauptbestimmung im Warten besteht — bald, sage ich, wirst du so glücklich sein, durch deine Rechtskaleidoscopdreherei zu erfahren, was Besitz und was Eigenthum ꝛc. denn eigentlich seien.

Man hat zwar geglaubt, die Begriffe von Besitz, Eigenthum ꝛc. richtig erfaßt zu haben; allein neuere Juristen haben dir, o gutmüthiges Land! mit einem Schwall von — Grobheiten — dargethan, wie irrig die bisherigen Begriffe seien, wie man das juristische Babel, woran man Jahrhunderte gebaut hat wieder ganz niederreißen müsse, um für ein neues den Grund zu legen, und wie erst jetzt — nach vielhundertjähriger Vorbereitung — das eigentliche Studium des Rechts beginne. Vielleicht gelingt es dem Scharfsinne der geschichtslosen historischen Rechtsschule, einem Haupthahn derselben, noch einmal, zu entdecken, daß das welsche Recht gar keinen Boden habe; weil der Boden, auf dem es emporgewachsen und geblüht, untergegangen und nicht mehr aufzufinden sei; daß man also vergeblich versuche, einen Grundstein für das welsche Rechtsgebäude zu legen, da man keinen festen Boden für dieses Recht ermitteln könne. Und welche Aussicht zu neuen juristischen Hahnen- oder Stiergefechten, wenn solch' ein neuer Gedanke unter die Kämpfenden geworfen werden sollte!

Doch! wenn du, gutes Deutschland! jetzt auch keine richtigen Begriffe von Eigenthum und Besitz hast, so weißt du doch, und hast du seit Jahrhunderten empfunden, daß die Juristen-Kaste das fremde Recht bisher allein und ausschließlich besessen, darüber wie über ein Eigenthum nach deinem bisherigen Begriffe frei und willkürlich verfügt, und davon den Rechtspatienten beliebige Dosen für theures Geld verschrieben hat. Doch du fühlst dich glücklich dabei, du sanftes Volk! Der liebe Gott hat für alle deine Bedürfnisse gesorgt.

Ist deine Seele krank, so gehst du zum Pfarrer, um geistliche Arzeneien zu empfangen; leidet dein Körper, so findest du Aerzte, Allopathen und Homöopathen, welche dich aus der Apotheke mittelst lateinischer Küchenzettel für dein Geld speisen lassen, bis dein Leiden oder dein Leben zu Ende ist. Ist dein Recht gekrümmt, so verfügst du dich zu

einem Rechtskaleidoscopdreher, der dir ein schönes Bildchen aus dem Kaleidoscop vorzeigt und dich vor ein Gericht begleitet, welches um dein gekrümmtes Recht dickleibige Acten spinnt, die weit schwerer wägen als das Geld, das du dafür zu bezahlen hast. Ist das Gespinnst bei einem Gerichte zu Ende, so kannst du, wenn du Lust und Geld hast, noch zu einem anderen gehen, das wieder spinnt, bis du endlich, wenn du es erleben kannst, am Ende durch einen Orakelspruch erfährst, daß du gar kein Recht hast, oder daß es nicht krumm, oder daß es wieder gerade gemacht sei, vorausgesetzt, daß dein Gegner noch im Stande ist, es so gerade zu machen, wie er es zu thun von den Gerichten geheißen worden ist.

Mittlerweile lies't dir dein gewählter Rechtsfreund seine gelehrten Arbeiten vor, und liefert dir am Ende gegen die Sporteln die Manualacten aus; und versichert dir, wenn der Prozeß verloren ist, daß es keine Justiz gebe, und die Gerichte unwissend, befangen oder parteiisch seien.

Wer bei allen Prozessen nie verliert, sondern immer gewinnt, das sind die Juristen, die Advokaten und Gerichte. Das Gold ist ein dehnbares Metall; aber das Recht, in die Maschine des Prozesses gebracht, ist es noch weit mehr. Aber wovon sollten Pfarrer, Aerzte und Juristen leben, wenn es keine kranke Seelen, keine kranken Leiber und keine Rechtskrümmungen gäbe? Darum mußte gesorgt werden, daß diese Nahrungsquellen nie versiegen; und der liebe Gott hat auch dafür gesorgt; die Quellen der Religion sind hebräisch und griechisch; Hypokrates, Galenus und Celsus sind in fremden Sprachen geschrieben, wie die corpora juris. Das Volk hat es dabei sehr bequem; es braucht nur zu g l a u b e n an die Dogmen der Kleriker, der Aerzte und Juristen, und für die Segnungen dieser Dreifaltigkeit zu zahlen.

So lange die Religion, die Heilkunst und das Recht ein Gegenstand der Schulgelehrsamkeit und gelehrter Controversen bleiben, so lange haben diese drei Kasten nicht zu besorgen, daß ihnen ihre ergiebigen Nahrungsquellen entzogen werden. Der Nimbus der Gelehrsamkeit hält das gläubige Volk im Staunen und in der wohlthätigen Meinung, daß die Seelen nur durch Kleriker, die Leiber nur durch Aerzte und die beschmutzten Rechte nur durch Juristen gereinigt werden können; daß die Seele ohne Priester den Weg zum Himmel, die physische Natur ohne Aerzte den Weg zum normalen Lebenszustande oder zum Grabe, und ein Rechtsstreit ohne Juristen den Weg zum Frieden oder Ruin nicht finden könne, und daß Kle-

riker, Aerzte und Juristen die wahre Dreizahl des Lebens, das Dreieck seien, die das Leben, Seele, Leib und Mein und Dein zusammenhaltenhalten und stützen. Diese drei Kasten, welche sich ihre einträgliche Infallibilität nicht werden entreißen lassen, sind das dreifarbige deutsche Nationalband; die schwarze in die dunkle Ewigkeit deutende Klerisei, die blutrothe Medizin und die goldährige Jurisprudenz.

Wohl dir, Deutschland! daß du durch ein so starkes, schönes, buntes Gängelband geführt wirst. Du darfst blind und gedankenlos fortwandeln; deine Führer lassen dich nicht fallen. Stolpert deine Seele, ein Kleriker ist dir zur Hand, der sie wieder aufrichtet; verdirbst du dir durch deine Kartoffeln oder deren Fusel den Magen, so bietet dir ein Arzt seine Hülfe und endet sicher auf die eine oder andere Art dein Uebel, und deine Rechtskrämpfe heilen die Juristen. Darum glaube und vertraue auf deine verständigen Führer!

Ich will dir indessen von noch einigen Verkehrtheiten der unglücklichen Barbaren — nicht des Abendlandes, sondern des ungenannten Planeten — erzählen.

Von Criminaljustiz weiß man dort gar nichts. Begeht Jemand eine Handlung, die nach den europäischen Begriffen für ein Verbrechen gilt, oder vielmehr die irgend ein Recht oder die öffentliche Ordnung verletzt, so wird er zwar in eine Anstalt gebracht, aber nicht um dort gestraft, sondern um geheilt oder erzogen zu werden. Man hat die seltsame Ansicht; daß ein vernünftiger Mensch, der nämlich seiner Vernunft, seines Verstandes und seines Willens mächtig ist, keine solche Handlung verüben könne; daß daher derjenige, welcher eine solche begeht, noch unerzogen oder geistig krank sein müsse; sei es, daß er irrige Begriffe und Vorstellungen oder keine freie Herrschaft des Willens habe. Man sucht deßhalb seine Begriffe und Vorstellungen mit Liebe und Sanftmuth zu berichtigen, beziehungsweise ihm zur Herrschaft des Willens zu verhelfen. Letzteres geschieht insbesondere durch Erhöhung der moralischen Triebfedern und durch Schwächung der sinnlichen Triebe, Neigungen und Leidenschaften, indem man zu dem Ende durch physischen Zwang (durch fremde Vernunftherrschaft) ihnen so lange entgegen wirkt, bis die eigene Willenskraft in das richtige Verhältniß zur sinnlichen Natur gebracht und sonach im Stande ist, diese der Vernunft unterzuordnen und im Zaume zu halten. Man hat also dort bloß Erziehungs-, Heil- und Besserungsanstalten.

Die Menschen, sagte man mir, welche solcher Handlungen fähig

seien, wären wegen dieser Fehlerhaftigkeit, die meistens im Mangel der Erziehung, in einer abnormen Organisation, oder in äußeren ungünstigen Conjuncturen, oder in allen diesen Verhältnissen ihren Grund hätte, in Wahrheit zu bedauern, und es wäre Pflicht der bürgerlichen Gesellschaft, sich dieser Unglücklichen ebenso, wie anderer Preßhaften, liebevoll anzunehmen, um sie wieder auf den rechten Weg zu bringen und so es ihnen möglich zu machen, ihr Glück hier und ihre einstige Seligkeit dort zu begründen.

Solche Rechtsverletzungen fallen auch äußerst selten vor, da für die Erziehung nach dem Princip der Wahrhaftigkeit vollständig gesorgt ist; man keinen Luxus kennt, und die Armuth wegen der vorhandenen Anstalten nicht wohl eine Quelle von Vergehungen werden kann. Es bestehen nämlich für solche Arme, die nicht arbeiten können, Versorgungsanstalten, und für arbeitsfähige Arme öffentliche Arbeitshäuser, Fabriken u. s. w., in welchen sich ein Jeder sein Brod verdienen kann. Das Betteln, wozu es bei diesen Einrichtungen auch keinen Vorwand gibt, kommt dort gar nicht vor, weil jeder Arme, der nicht arbeiten kann, ein Recht auf Versorgung hat, und der arbeitsfähige sich desselben schämen würde. Hier zeigt sich, wie man sieht, eine Spur europäischer Civilisation, welche das Betteln fast überall verbietet; allein dieses Verbot ist so philosophisch-transcendentaler Natur, daß es die dortigen Barbaren nicht zu fassen vermöchten. Das europäische Verbot des Bettelns ist nämlich in der Absolutheit ein Verbot des Hungers, indem man bekanntlich das Betteln verbietet und bestraft, ohne für den Unterhalt der Armen zu sorgen. Man hat in Europa zwar auch öffentliche Arbeits- und Manufacturanstalten, Zucht- (eigentlich Unzucht- oder Verziehungs-) Häuser genannt, aber nicht für ehrliche Leute; sondern um in diese und sonach zu Brod zu kommen, müssen die Armen erst den Weg der Laster und Verbrechen durchwandern; und je größer der Verbrecher ist, auf desto längere Zeit wird er in diesen Anstalten versorgt. Will ein Entlassener, wenn nämlich der durch das Verbrechen erworbene Anspruch auf Versorgung aufhört, wieder zu Brod kommen, so muß er wieder ein Verbrechen begehen, mit welchem ein solcher Anspruch auf Brod verbunden ist.

Eine solche christliche Liebe können freilich Barbaren nicht fassen; sie schüttelten lächelnd die Köpfe, als ich ihnen dieselbe erklärte. Noch weniger konnten sie die Ursache begreifen, aus welcher man bei uns den Armen Geldunterstützungen reicht, obwohl ich es ihnen durch vielfältige Beispiele deutlich zu machen suchte, daß es nämlich

hauptsächlich zur Pflege der Trägheit und Arbeitsscheu und zur Unterstützung der Liederlichkeit geschehe, um dadurch die Armen fähig zu machen, durch den Weg der Laster und Verbrechen sich eine dauerhaftere Versorgung in den Zwangs- und Zuchthäusern zu erwerben, so wie um das Aergerniß, welches nach der Schrift nothwendig sei, nicht aussterben zu lassen, und den Gensdarmen und Polizeidienern Arbeit und zugleich eine Zulage zu verschaffen.

Diese Barbaren waren sogar frech genug, mir ins Gesicht zu sagen, daß ihre vollständige Versorgung der Armen weit weniger koste, als uns der Unterhalt der Gensdarmerie und Polizei; als wenn nicht Gensdarmen und Polizeisoldaten so gut ein Recht auf Unterhalt hätten, als andere Leute! Diese Barbaren haben freilich keine Polizeisergeanten und Gensdarmen; sie entbehren aber darum auch alle Wohlthaten der europäischen Polizei; keine glänzende Uniform erfreut ihre Augen; keine Crawalle und Straßen-Spectakel erheitern dort das Gemüth, keine Betrunkenen, taktmäßig durchgeprügelt und auf der Straße fortgeschleppt, wenn sie nicht so vernünftig wie Nüchterne sein wollen, erregen dort die zarten Gefühle der Dankbarkeit für eine so hoch gestiegene Civilisation, die selbst die Kartoffeln zu zwingen vermag, mit ihrem finstern Fuselgeiste sogar einfältige Bauern in die höhern Regionen der Entzückung und Begeisterung zu entführen, wo sie sich selbst und ihr Elend wenigstens auf kurze Zeit vergessen können. Keine freundlich mahnende Stimme erinnert dort die Leute, wann sie Abends nach Hause gehen sollen, was sie singen, und wie laut sie lachen, husten und nießen dürfen; keine malerischen Scenen der Transporte und Schubfuhren, wobei glänzende Gensdarmen mit zerlumpten Bettlern, Handwerksburschen, alten Weibern rc. zu Fuß oder auf ländlich schönen Karren mit dürren Gäulen bespannt, in bunter Prozession einherziehen, erhöhen dort den Sinn des Schönen. Keinem Reisenden wird dort eine Personalbeschreibung mitgegeben, welcher daher in fremden Landen leicht vergessen kann, daß und wo er geboren, wie alt und groß er ist, was er glaubt, wo seine Nase steht, welche Zähne und Augen er hat, ob sein Gesicht normal, lang, breit, kurz oder wie sonst beschaffen ist. Niemand sagt den Leuten dort, wie groß sie ihr Brod backen, was sie zum Verkaufe anbieten, wie theuer sie ihre Victualien kaufen sollen u. s. w.

Ich versuchte es, ihnen alle diese Wohlthaten der hohen Civilisation in einer langen und breiten Rede — nach dem Maaßstabe der deutschen Schul-Rhetorik — haarklein aus einander zu setzen und

sie für dieselben empfänglich zu machen; aber ich fand taube Ohren. Wir sind keine Kinder, sagten sie, und bedürfen daher eurer Windeln, Ammen und Gängelbänder nicht; und damit drehten sie mir den Rücken zu und gingen davon. O ihr hartköpfigen und halsstärrigen Barbaren! dachte ich, hätten wir euch bei uns in Europa, wir wollten euch schon zahm machen und euer rohes Wesen durch die feinen Instrumente der Civilisation abglätten.

Wie tief die Völker dort noch in dem Sumpfe der Barbarei stecken, geht vorzüglich auch daraus hervor, daß man dort nicht einmal etwas von stehenden Heeren weiß, ohne welche doch bekanntlich kein civilisirter Staat bestehen kann, da sie in ihrer prunkvollen Armatur und Uniform den Glanz des Staates, gleichsam die Staatssonne, zu bilden, die Throne mit ihren Bajonetten zu stützen, den Herrschern Erheiterung und Erholung von ihren Strapatzen zu gewähren, die Ruhe im Innern zu schützen, den Frieden nach Außen zu hüten, den Städten als Garnison reichliche Nahrungsquellen zu eröffnen, den Mädchen die lange Weile zu vertreiben, und nach vollendeter Dienstzeit die feinere städtische Sitte und eine gefälligere Moral auf dem platten Lande zu verbreiten haben. Darum wurden auch in dem denkwürdigen Documente des heiligen Bundes die Armeen mit Recht neben den Völkern als ein besonderer, wesentlicher Bestandtheil des Staates aufgeführt. Unten befindet sich in einem wohlgeordneten Staate das Volk, oder der Nährstand, darauf steht das Militär (daher stehendes Heer), und auf diesem ruht der Thron, seitdem die Civilisation durch sorgfältig angestellte Experimente entdeckt hat, daß die Liebe des Volkes, die man früher für die Stütze der Throne gehalten hatte, ein abgenutztes, unzuverlässiges und ganz entbehrliches Ding sei.

Diese Barbaren konnten sich von der Vorzüglichkeit dieser Einrichtung keinen Begriff machen, obgleich ich ihnen mehrere Petitionen an deutsche Ständeversammlungen und Motionen einzelner Abgeordneten mittheilte, worin man auf Vermehrung der stehenden Heere antrug, um mehreren Städten die Wohlthat von Garnisonen gewähren zu können, und ich ihnen aus den Tagesbegebenheiten nachwies, daß der Friede schon längst aus Europa echappirt sein würde, wenn er nicht von den stehenden Heeren festgehalten worden wäre, da die papiernen Wälle, welche die Diplomatie an den gefährlichsten Stellen errichtet hätte, allein nicht im Stande gewesen wären, die Flucht dieses Arrestanten zu verhindern. Ebensowenig

wissen sie es etwas von einer herrschenden Kirche und deren Gewalt; darum — —

Mephi klopfte mir auf die Schulter und sagte: Dein Gastzimmer wird aufgeriegelt, wir müssen eilig fort.

Im Nu waren wir wieder zurück und ich in meinem Körper, mit dessen Hülfe ich das Mittagsmahl verzehrte, das man mir so eben gebracht hatte.

---

## Viertes Kapitel.

Der Jakobinismus in seiner zweifachen Gestalt. — Die Fabrikarbeiter. — Die schlechten Zeiten.

---

Mephi wich nicht von meiner Seite. Ich bat ihn dringend, mir den Planeten, den wir so eben verlassen hätten, zu nennen und mich noch einmal auf denselben zu führen. Allein mein Bitten war vergeblich. Ihr Menschen, sagte er, gebt den Sternen willkürliche Namen, von denen man auf denselben gar nichts weiß. Was hälfe es dir also, wenn ich dir auch den Namen sagen würde, da dieser unter euch Menschen doch nicht bekannt ist, ihr also den Planeten nach seinem eigenen Namen doch nicht auffinden könntet. Der Theil, den wir besahen, heißt, um deine Neugierde einigermaßen zu befriedigen, Nullibia oder Nowhereshire. Ein zweiter Ausflug dahin ist für mich unmöglich, weil ich zum zweitenmale nur in meinem höllischen Costüme erscheinen dürfte, in diesem aber von den Engeln, welche die Gränzen sorgfältig bewachen, erkannt und dann ohne Gnade arretirt und in die Hölle für immer gesperrt werden würde. Du fändest dich sodann nicht wieder zurück und müßtest ohne eigenen Leib unter diesen Barbaren bleiben, ohne je die Deinigen wieder sehen zu können. Wir Teufel, fügte er hinzu, dürfen nur unter civilisirten Völkern in beliebigen Verkleidungen verweilen. Ich mußte mich bei diesen Gründen beruhigen und dem Vorhaben, auf diesem Planeten das Licht europäischer Cultur zu verbreiten, gänzlich entsagen, so sehr ich auch von demselben begeistert war. Im Aerger über die Vereitelung meines Planes erklärte ich meinem Mentor Mephi unumwunden, daß ich keinem Planeten mehr einen Besuch abstatten wolle, ja nicht einmal den veränderlichen Mond, über den man ohnehin schon Lügen genug habe drucken lassen, zu bereisen wünsche, so neugierig er auch mich in meinem Gastzimmer zu belauschen pflege, sondern daß ich fest entschlossen sey, bei meinen künftigen Wanderungen hübsch auf unserer Erde zu bleiben.

Der eigentliche Grund dieses Entschlusses, den ich jedoch geheim hielt, war die Furcht, Mephi möchte mich wirklich einmal auf einem solchen Planeten ohne Weiteres sitzen lassen, und mich so um meinen Leib prellen, den man, wenn man ihn ohne Geist fände, ohne Umstände in die Erde verscharren würde, während ich in einem unbekannten Sterne ohne Leib herumirren müßte. Sollte ich auch so glücklich sein, die Erde wieder zu finden und so auf dieselbe wieder zurückkehren zu können, so hätte ich doch keinen Körper mehr, da die Würmer mir den Meinigen nicht wieder zurückgeben würden. Ich müßte also ohne Leib auf der Erde herumirren und wäre sonach von der menschlichen Gesellschaft gänzlich ausgeschlossen. Denn auf der Erde kommt man bekanntlich leichter ohne Geist, der, wenn er nicht sehr fügsam ist, nur hunderterlei Verlegenheiten herbeiführt, als ohne Leib durch, den man nirgends entbehren kann. Ueberdieß würde man mir, wenn man meinen entgeisterten Körper fände, noch nachsagen, daß ich mich selbst entleibt hätte, und so die Meinigen, die schon mein Verlust untröstlich machen würde, auch noch durch die Art dieses Verlustes kränken. Es war demnach immerhin vorsichtig, auch dem uneingefleischten Mephi nicht unbedingt zu trauen, obwohl er eigentlich dieses Mißtrauen nicht verdiente, da er mir geradezu sagte, welches Geschick mich bei einem zweiten Ausfluge nach dem unbenannten Planeten treffen könnte, und er mich das erstemal nicht dort sitzen ließ. Indessen lag hierin für die Fortdauer der aufrichtigen Gesinnung eben so wenig eine Bürgschaft, als in einem abgeschlossenen ewigen Frieden für die Fortdauer der friedlichen Gesinnungen der paciscirenden Mächte. Es ist nur zu bekannt, daß das eigene Interesse den alleinigen Maßstab für die Gesinnungen und das Benehmen gegen Andere bildet, und den Umfang dieses Interesses konnte ich bei Mephi in Bezug auf mich nicht ermessen; ich mußte daher immerhin auf meiner Hut sein.

Mephi schien mein Mißtrauen zu merken; denn er lächelte schalkhaft, wie ein Diplomat, der einem anderen in die Karten gesehen hat, und sagte noch schalkhafter: „Ja, ja! das Hochfliegen ist eine bedenkliche Sache; der Geist kann leicht irgendwo in der Höhe hängen bleiben und dann wäre es um seinen lieben Leib geschehen. Wer dagegen hübsch auf der Fläche bleibt, hat so etwas nicht zu besorgen.“

Ich verschlang diese bittere Pille, und entgegnete in einem besänftigenden Ton: In Europa überlasse ich mich dagegen ganz deiner Leitung, wie und wohin du mich immer führen magst. Gut! sagte Mephi, deine billigen Wünsche werde ich indessen im=

mer und besser berücksichtigen, als eine deutsche Regierung die Wünsche ihrer Stände. Mein Mittagsmahl war unterdessen verzehrt, der Kaffee getrunken und eine Pfeife Tabak ausgeraucht.

Wir verließen nun wieder den Käfich und wanderten fort. Ich will dich, sagte Mephi, heute in eine interessante Gesellschaft führen, wovon ich seit 1814 als Pater Athanasius Mitglied bin. Da die Gesellschaft eine geheime ist, so mußt du entweder ganz körperlos bleiben oder dich von mir als ein neu angeworbenes Mitglied derselben einführen lassen. Willst du indessen einen Jesuitenhabit umwerfen, so braucht es, zumal in meiner Begleitung, keiner besonderen Einführung. Denn den Loyolisten ist der Zutritt nicht verschlossen. Wenn dieser Habit, entgegnete ich, nicht mit dem Gifte des Jesuitismus inficirt und darum ansteckend wäre, so würde ich am liebsten die letzte Art der Einschmuggelung wählen und als Pater Silverius unter deinen Bundesgenossen auftreten. Mephi versicherte mir, daß den Habit, den er mir verschaffen werde, noch kein wirklicher Jesuit getragen und ich daher keine Ansteckung zu besorgen hätte. Denn derselbe wäre bloß von seinen Kameraden benutzt worden, wenn der Eine oder Andere Lust gehabt hätte, irgend einer Versammlung der Gesellschaft der eigenen Belehrung wegen beizuwohnen. Auf diese Versicherung hing entschloß ich mich, den Pater Athanasius als Pater Silverius zu begleiten. Da jedoch die Versammlung erst am Abend stattfinden sollte, so benutzte ich die Zwischenzeit dazu, mich über die zu besuchende Gesellschaft von Mephi belehren zu lassen, um nicht ganz unvorbereitet in derselben zu erscheinen. Es entspann sich daher zwischen uns, während wir in der Verkleidung zweier oberhessischer Bauern nach Gieselberg wanderten, folgendes Gespräch:

Ich. Aber Mephi, was ist es denn für eine Gesellschaft, in welche du mich heute führen willst? Ich frage nicht aus Neugierde, sondern bloß, um mich in derselben gehörig benehmen zu können. Ich möchte dich nicht gern durch eine Ungeschicklichkeit von meiner Seite in Verlegenheit bringen.

Mephi. Wozu diese Umschweife? Dein Verlangen ist ganz in der Ordnung. Die Gesellschaft ist, um es kurz zu sagen, ein Jakobinerklub, und zwar das Centralcomité der Jakobiner. (Ich erschrack, da ich den excentrischen Jakobinern stets abhold war, und zerbrach mir den Kopf darüber, wie es denn komme, daß die Jesuiten, diese Erzfeinde der Jakobiner, bei diesen freien Zutritt haben und ihn benutzen.

Mephi, der meine Gedanken durchschaute, lächelte und fuhr fort: Ein Wort kann euch Menschen, die ihr mehr auf den Schein als auf die Sache seht, ganz verblüffen. Du denkst bei dem Worte Jakobiner, wie der große Haufen, nur an jene Secte von Männern, welche seit der französischen Revolution die Throne der Fürsten sammt dem Adel- und Priesterthume zu stürzen und dafür Republiken mit völliger Gleichheit und Freiheit zu begründen eifrig bemüht war. Gut! man nannte und nennt sie noch Jakobiner; aber es gibt außer diesen, wenn man auf die Sache sieht, noch andere Jakobiner, welche nämlich denselben Zweck, wie jene, nur auf andere Weise, oder richtiger, auf entgegengesetztem Wege verfolgen. Die Sache, mein Freund! ist es, die entscheidet; und die Sache besteht hier in dem Zwecke, aber nicht in dem Zwecke, welchen diese Bundesgenossen vorgeben; sondern in dem, welchen sie in Wahrheit verfolgen, und darum sorgfältig verheimlichen. Du wirst zugeben, daß die Verbündeten, welche man bisher allein Jakobiner zu nennen pflegte, nicht so fast nach den Republiken, als nach der Herrschaft lüstern sind, und durch jene nur diese als ihren eigentlichen Zweck zu erstreben suchen. Da nämlich diese Menschen kein historisch-positives Fundament haben, worauf sie ihren Anspruch auf die Herrschaft stützen könnten, so bleibt ihnen, um diese zu erlangen, kein anderes Mittel übrig, als die bestehenden oder positiven Fundamente der Herrschaft zu zerstören, und dafür ein philosophisches Fundament, wie sie es am liebsten nennen, geltend zu machen, nach welchem ihnen, als den Weisesten, in den von ihnen empfohlenen Republiken die Herrschaft gar nicht entgehen kann. Denn wer es am Beßten versteht, eine Republik zu constituiren, der ist auch am Meisten geeignet, sie zu leiten oder zu regieren. Kein Jakobiner würde dir, wenn er aufrichtig wäre, zugeben, daß eine Republik ohne die Jakobiner an der Spitze für die Dauer bestehen könnte. Der geheime Zweck dieser Jakobiner ist demnach die Herrschaft; der vorgebliche Zweck aber die Republik, um den Völkern dasjenige Glück zu verschaffen, zu dem sie nach der Vernunft berufen seien, und das nur die Republik gewähren könne. Diese Jakobiner geben also vor, daß sie die Völker von den barbarischen Instituten des Feudalismus, dem König-, Adel- und Priesterthume, emancipiren und zu der von der Vernunft gebotenen Freiheit und Gleichheit in Republiken erheben wollen. Sie suchen darum die genannten Institute den Völkern auf alle erdenkliche Weise verhaßt zu machen und die Völker so zur Unzufriedenheit und zu Revolutionen zu verleiten von

denen sie sodann die süße Frucht der Herrschaft zu ärnten hoffen. Eine oberflächliche Aufklärung oder vielmehr Verblendung in religiösen und politischen Dingen ist das Hauptmittel. Nebenbei billigen sie, wenn es zur Ausführung ihres Planes kommen sollte, jedes Mittel, das zu ihrem Zwecke führt.

Ich. Diese Jakobiner kenne ich als eine extreme politische Partei, mit der ich nichts zu thun haben mag.

Mephi. Zu der man dich aber dennoch zählt, wie dein Gastzimmer bezeugt.

Ich. Man thut mir aber Unrecht, wie meine Schriften sammt meinem Leben beweisen dürften.

Mephi. Ich weiß es; allein die Beschuldigung geschah nicht ohne Zweck, wie dir selbst gewiß nicht unbekannt ist.

Ich. Gewiß nicht; die Reactionsparthei ist daran Schuld.

Mephi. Richtig, oder, was dasselbe besagt, die Jakobiner, in deren Gesellschaft ich dich heute führen will.

Ich. Wie! die Reactionsmänner wären Jakobiner, welche sie doch als ihre Haupt-Gegner und Feinde hassen und verfolgen?

Mephi. Ja! weil sie in dem Streben nach demselben Ziele sich einander in den Weg treten. Sie hassen und verfolgen sich gegenseitig, wie zwei Kronprätendenten oder zwei Candidaten, von denen jeder denselben Staatsdienst haben will.

Ich. Aber darum sind die Reactionsmänner noch keine Jakobiner.

Mephi. Der Sache nach, auf die ich allein sehe, sind sie es allerdings, da sie denselben Zweck der Alleinherrschaft verfolgen, wie die vorhin geschilderten Jakobiner; sie thun es nur auf eine andere Weise, und sind darum nur Jakobiner von einer anderen Farbe; sie schlagen, wie ich vorhin sagte, nur den entgegengesetzten Weg ein. Man kann nämlich Jakobinismus im Allgemeinen jede geheime Verbindung von Männern nennen, welche die Erlangung der Alleinherrschaft als geheimen Zweck planmäßig verfolgt, und zu dem Ende dem Grundsatze huldigt: der Zweck heiligt die Mittel. Dieser Jakobinismus zerfällt in zwei Hauptbranchen, in den revolutionären oder rationalistischen, den ich bereits in seinen Hauptnüancen geschildert habe, und in den reactionären oder historisch-positivistischen, den ich jetzt näher charakterisiren will.

Ich. Dieß ist unnöthig; ich kenne diese Reactionspartei. Nur ist mir noch nicht klar, wie du diese Partei zu einer Klasse von Jakobinern machen kannst, da die Reaction gerade das Entgegengesetzte

von dem will, was der eigentliche Jakobinismus zu erstreben sucht, und nicht für die eigene Herrschaft, sondern für die absolute Monarchie kämpft.

Mephi. Du bist noch immer im Scheine befangen und noch immer gutmüthig genug, dasjenige, was diese Parteien als Zweck ihres Strebens aussprechen, für ernstlich gemeint und wahr zu halten. Die Reactionäre geben zwar vor, für die absolute Monarchie zu kämpfen, und nennen sich deßhalb Royalisten, Legitimisten ꝛc.; sie haben aber dabei den geheimen Zweck der Selbstherrschaft, da sie recht gut einsehen und aus der Geschichte wissen, daß, wenn sie das Volk, den plebeischen Tierce-Etat, vom Herrscher getrennt und gefesselt unter ihre Füße gebracht haben, dieser bloß ein Werkzeug in ihren Händen sei, das nur die Pläne ihrer Herrschaft zu realisiren und die nachtheiligen Folgen derselben vor den Augen der Welt, als ihr Sündenbock, zu übernehmen und zu verantworten habe. Will der Souverain nicht nach ihrer Pfeife tanzen, so ist entweder Gott so gefällig, ihn ohne Weiteres zu sich zu nehmen; oder sie drohen, die gefesselte Bestie, das Volk, gegen ihn loszulassen. Auch die rationalistischen Jakobiner geben ja vor, nur für das Volk zu kämpfen und diesem nur die Freiheit erringen zu wollen; sie hoffen aber dabei ihren geheimen Zweck der Herrschaft sicher zu erreichen, wenn nur einmal die historisch-positiven Stützen des Staates, die Monarchie mit dem Adel- und Priesterthume niedergerissen sein werden. Also beide Arten von Jakobinern sind geheime Verbindungen zum Zwecke der Erlangung der Herrschaft; beide geben vor, uneigennützig für andere zu kämpfen: die reactionären Jakobiner für den Monarchen, um diesen von der Plebs zu emancipiren, und die rationalistischen für das Volk, um es von den Fesseln des Fürstenthums und des Feudalismus zu emancipiren; beide huldigen dem Princip: der Zweck heiligt die Mittel; beide streben, unzufrieden mit der Gegenwart, eine solche Veränderung herbeizuführen, von welcher sie die Realisirung ihres geheimen Planes hoffen; die Ersteren gebrauchen zur Erzielung dieser Veränderung die Fürsten, um mit deren Hülfe die Völker durch Entziehung der bereits errungenen Rechte wieder zu fesseln, die letzteren dagegen wählen dazu die rohen Volksmassen, um mit deren Hülfe das Fürstenthum und die Feudalstände zu stürzen; jene suchen daher den Fürsten die Völker als Thronstürmer, und diese den Völkern die Fürsten als Tyrannen und Despoten zu verdächtigen; jene machen sich sonach als Schützer der Throne gegen die Revolution, und diese als Vertheidiger der Völker

gegen die Tyrannei und Despotie geltend und wichtig; jene beschuldigen die Völker der Zügellosigkeit und des Unglaubens, diese dagegen der sklavischen Muthlosigkeit und des Aberglaubens; jene suchen deßhalb die Völker zum unbedingten Gehorsam und zum blinden positiven Kirchenglauben zurückzuführen, diese hingegen die Auflösung alles Gehorsams gegen die bestehende Staatsgewalt und die Umwandelung der positiven Religion in reine Vernunftreligion zu bewirken; jene lästern die Vernunft als die Quelle alles Bösen, diese die privilegirten Kasten als das Hinderniß alles Guten. Beide erregen Aufstände und Unruhen; die Ersteren, um die Fürsten einzuschüchtern und zu strengeren Maßregeln gegen die Freiheit der Völker zu verleiten, die Letzteren, um entweder ihr Ziel zu erreichen oder doch die Regenten zum Nachgeben zu zwingen, und ihnen Vortheile abzutrotzen; beide aber täuschen, jene die Fürsten hinsichtlich der Bestrebungen der Völker, und diese die Völker hinsichtlich der Maßregeln der Fürsten; beide suchen die Fürsten und Völker zu ihrem eigenen Vortheile von einander zu trennen und die gegenseitige Liebe in Mißtrauen und Furcht zu verwandeln; beide sind daher gleich verderblich, jene den Fürsten, und diese den Völkern, denn die Reaction führt in ihrer strengen Consequenz zur Revolution, und diese in ihren Versuchen zur Despotie. So arbeiten also beide Klassen von Jakobinern einander in die Hände, ohne daß sie es wissen oder wollen. Denn die Extreme berühren sich.

Ich. Gegen diese Zusammenstellung vermag ich nichts einzuwenden. Desto mehr würden aber die Reactionsmänner dagegen zu erinnern haben, daß man sie für eine species des genus Jakobinismus ausgeben wolle, wenn sie von deiner Argumentation hören sollten. Und wie würden erst die Herrscher erschrecken, wenn sie erführen, daß die vermeintlichen Schirmer ihrer Throne eine Abart der Jakobiner seien?

Mephi. Wenn sie es erführen und sich von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugten, so wäre es nur ihr Glück; denn sie würden die eine Art für die Charybdis und die andere für die Scylla auf dem politischen Ocean halten, und dadurch in den Stand gesetzt werden, das Staatsschiff zwischen beiden gefährlichen Stellen glücklich durchzuführen. Aber sie werden es, wie ich hoffe, nicht erfahren, noch weniger, wenn es ihnen Jemand zu sagen wagen sollte, glauben. Denn meine reagirenden Jakobiner stehen zu hoch im Vertrauen der Fürsten, als daß sie es sobald wieder verlieren sollten; sie sind zu-

dem sehr klug, compact, sich ihres Zieles besser bewußt, als die revolutionirenden, und bereits im Besitze der Macht, welche diesen ganz fehlt. Es thut mir in der That leid, daß die revolutionirenden Jakobiner so sehr an Macht und Einfluß verloren haben, daß sogar mehrere derselben, die nämlich verständig genug sind, den desolaten Zustand ihrer Partei einzusehen, zu den reagirenden übergegangen sind.

Ich. Warum soll es denn dir leid thun, da du, wie ich sehe, ein Freund der reagirenden bist, und sonach dich freuen mußt, wenn sich recht viele zu ihren Fahnen schaaren?

Mephi. Mir sind die Einen so lieb und werth wie die Anderen; ich gehöre beiden Klassen an und bin in den Versammlungen beider thätig, da beide einander in die Hände arbeiten müssen, um das Glück der Völker zu zerstören, den Frieden zu untergraben, das Verderben auszusäen, zu pflegen und zur Reife zu bringen, und so unser Werk methodisch zu fördern.

Ich. Wie doch ihr Teufel so schadenfroh seid!

Mephi. Nun, ein Jeder hat einmal sein Steckenpferd, wie du weißt; und das unsrige ist nun eben die Augenweide an dem Unglücke der Menschen. Darin gebt ihr uns gar nichts nach; denke nur an die ehemaligen Folterkammern, an die Auto-da-Fé's, an die Stiergefechte, Hahnenkämpfe u. dgl. Ja, ihr macht es sogar noch toller; denn wenn ihr euch gegenseitig nach Tausenden in Feldschlachten oft für ein Nichts gewürgt habt, so stellt ihr nicht bloß Freuden- und Siegesfeste an, sondern dankt noch überdieß eurem Schöpfer in Lobgesängen dafür, daß er, wie ihr zu sagen pflegt, eure Waffen, die noch von dem Blute erschlagener Mitbrüder triefen, gesegnet hat! So unverschämt sind wir Teufel wahrlich nicht! Und findet ein herrschsüchtiger Eroberer nicht immer Menschen genug, die, ohne darnach zu fragen, ob es recht sei oder nicht, auf seinen Wink Länder verheeren, Städte zerstören, und nicht nur die Widerstand leistenden Feinde, sondern sogar Kinder, Greise und Weiber morden, sich dessen noch rühmen, und es eine hohe Ehre nennen, das blinde Zerstörungswerkzeug eines Einzigen sein zu dürfen? Und — —

Ich. Genug! ich will davon nichts weiter mehr hören! Laß uns lieber wieder zu den Jakobinern zurückkehren.

Mephi. Nicht wahr! die Wahrheit ist euch lästig, zumal wenn sie von Meinesgleichen kommt? Schmeicheleien hört ihr freilich viel lieber, ihr mögt hoch oder nieder stehen. Ihr glaubt bittere Wahr-

heiten dadurch beseitigen zu können, daß ihr ihnen die Ohren verschließt, wie Regierungen den Klagen ihrer Unterthanen nicht selten dadurch abzuhelfen meinen, daß sie den Klagenden Stillschweigen gebieten. Aber nur Geduld, Freundchen! die Schmeicheleien überdauern eure irdische Wanderschaft nicht; sie sind ein uns erwünschtes Opium, um eure Gewissen zu berauschen und einzuschläfern, die wir einst, wenn ihr die erborgte Hülle der Erde wieder restituiren müßt, durch das Antidotum der Wahrheit sicher wieder nüchtern und wach machen werden; und ihr werdet dann staunen, daß die Väter der Lüge, wie ihr uns zu nennen beliebt, euch die Wahrheit so unverfälscht in die Ohren raunen können!

Ich. Mephi! ich verbitte mir solche Anzüglichkeiten, die wahrlich nicht geeignet sind, mich zu amüsiren! Zudem habe ich dein gedrohtes Geraune jenseits nicht zu fürchten; und wie es mit Anderen in dieser Hinsicht einst stehen werde, das habe ich nicht zu verantworten.

Mephi. Nur nicht gleich so hitzig, Freundchen! Die Wahrheit ist sonst unser Fehler nicht, zumal wenn wir mit Menschen conversiren, die, wie wir wissen, die Wahrheit lieber bloß im Munde, als zu Gemüth führen und zur Lebensregel machen.

Ich. Schon wieder anzüglich? Genug, ich will nichts dieser Art weiter mehr hören. Kannst du deine beißenden Witze nicht lassen, so schere dich zu — — Deinesgleichen!

Mephi. Ich sehe, du verstehst dich auf den feinen Weltton, nach welchem die Wahrheit höchstens unter der Firma des Witzes tolerirt wird. Nun ja! die nackte Wahrheit würde den Anstand verletzen, während der Witz nur amüsirt. Der Stachel des Witzes kann auch nicht so verwunden, da er mit Humor und Laune umwickelt ist, und ohnehin nur die Heiterkeit und nicht das Gewissen stochern soll. Meine Witze sind für euer feines Fell allerdings etwas zu scharf und beißend, weil ich zu wenig Humor und Laune darunter menge.

Ich. Sag' mir lieber, um dieses langweilige Gerede abzubrechen, wie du deinen antihistorischen Jakobinern, die ganz lahm zu liegen scheinen, wieder aufzuhelfen gedenkest?

Mephi. Es freut mich, daß dich die Jakobiner mehr interessiren, als meine langweiligen Witze, die ja keine Crawalle machen und so die Neugierde kitzeln können.

Ich. Du bist heute ganz unerträglich, und scheinst es darauf angelegt zu haben, mich recht in Harnisch zu bringen. Nun soll es

dir gerade nicht gelingen. Ich bin Publicist und darum interessiren mich die Jacobiner als eine politische Partei allerdings eben so sehr, wie jede andere politische Secte.

Mephi. Auch mich interessiren die politischen Parteien, und ich bin doch kein Publicist, kein Professor, sondern nur — Mepistopheles. Es ist doch ein schönes Ding um ein bestimmtes Fach oder Amt; man kann mancher Sinnenlust und mancher Neigung ohne Erröthen und ohne Gefahr für das Gewissen im Stillen fröhnen, da es ja nur von Amts= oder Fachswegen geschieht. Dem Maler darf sich ein Mädchen in Eva's Ornate zeigen.

Ich. Nein, es ist mit dir nicht mehr auszuhalten. Was geht denn in aller Welt der Maler mich Publicisten an?

Mephi. Nein, gar nichts; es war nur eine wunderliche Grille von mir. Ein Publicist ist ja kein Maler; er ist nur ein Inbegriff aller jener Bauhandwerker, welche zum Aufbauen, Einreißen oder Ausflicken der Staatsmaschine nothwendig sind, und dazu gehört kein Maler, sondern höchstens ein Tüncher, oder, wie man bei euch Hessen sagt, ein Weißbinder.. Auch ein Weber muß er sein, um Flaggen, Segel und Intriken zu weben. Es gehört wahrhaftig viel zu einem Publicisten; er muß in Allem etwas sein, und im Ganzen ist er gewöhnlich — —

Ich. Nichts! Ich danke für dieß Compliment!

Mephi. Nun! Ist denn das Nichts, seitdem ihr entdeckt habt, daß nichts gerade so viel sei als etwas, nicht das Grundprinzip der Philosophie, die Quintessenz aller Weisheit, aus der ihr zuerst euer Ich, dann Gott sammt seiner Schöpfung, endlich den Staat, die Kirche u. s. w. emaniren lasset? Es ist der abstracteste, von allem Stoff befreite, sohin der absolute Begriff. Ein Nichtspublicist wäre demnach gerade der erhabenste, ein absoluter Publicist, ein Publicist ohne Stoff und Inhalt, und darum eben so unerreichbar, wie ein absoluter, d. i. Stoffloser, Tisch, oder ein spanisches Schloß in der Luft.

Ich. Auf eine solche Erhaben= oder Absolutheit mache ich keinen Anspruch. Ich schwebe nicht in so hohen Regionen, sondern bleibe lieber in der Erfahrungswelt.

Mephi. Um Jakobiner und andere politische Secten aufzusuchen, nicht wahr?

Ich. Mit dir ist nicht mehr auszukommen.

Mephi. Mit dir desto leichter! Nu ja, du suchst diese Secten ja nicht aus Vergnügen, sondern nur von Fachswegen auf, nicht

wahr? um sie naturgeschichtlich zu beschreiben und in Sammlungen dem Publikum feilzubieten. Ihr Publicisten betrachtet diese Secten nur als Insecten, oder als Gewürme, die an dem Staatsgebäude wühlen, nagen und fressen und so euch Stoff zu Reparaturen geben. Nun, um wieder auf die Jakobiner zurückzukommen, ich kann dir zum Troste —

Ich. Martere mich nicht unaufhörlich!

Mephi. Nun, wenn es dir lieber ist — ich kann dir zu deinem Leidwesen sagen, daß der Same des revolutionären Jakobinismus eben so fruchtbar ist, als es einst der Same Jakobs war. Die reactionären Jakobiner, die ihre Gegenfüßler mit Stumpf und Stil ausrotten wollen, geben ihnen eben durch diesen vermeintlichen Vernichtungsproceß immer wieder neue Kraft, wie dieß die Natur des Gegensatzes mit sich bringt. Die ergiebigste Nahrungsquelle sind jedoch die Fabriken, auf die ich deßhalb mit besonderem Vergnügen sehe.

Ich. Wie so? Was haben die Fabriken, diese Werkstätten des Friedens und des Wohlstandes, mit dem revolutionären Jakobinismus gemein?

Mephi. Nun ja! die Fabriken, die Maschinen haben freilich mit diesem Jakobinism nichts gemein; sie gehen ihren regelmäßigen Gang, und wenn auch hie und da mal ein Dampfkessel revoltirt, so hat das nichts zu sagen, da selbst eine solche Revolution gesetzmäßig, sohin legitim ist. Diese habe ich auch nicht im Sinne, sondern die Sklaven, die sich wie Wucherpflanzen durch diese Fabriken vermehren.

Ich. Sklaven! Wir haben, Gottlob, in unserem cultivirten Europa keine Sklaven mehr, seitdem die Leibeigenschaft, diese Schmach der Menschheit, überall aufgehoben ist.

Mephi. Nur nicht so voreilig in deinen Schlüssen, mein Professorchen in suspenso! Das Wort thut es nicht, sondern nur die Sache. Von der Freiheit auf dem Papiere bis zur wirklichen Freiheit im Leben ist noch ein großer Schritt, und aus diesem werdet ihr Publicisten, Gesetzgeber ꝛc. mit allen euren Constitutionen, Charten ꝛc. die Unfreiheit nicht so leicht zu verbannen vermögen. Während ihr gegen die gutsherrliche Leibeigenschaft mit allem Feuer der Beredsamkeit haranguirtet und den Bauer von der Scholle zu emancipiren strebtet, ließt ihr es ganz ruhig geschehen, daß sich Tausende an die Fabrikherren zu eigen hingaben und sich an die Webstühle und andere Maschinen fesselten. Und ich Mephistopheles wollte wahrhaftig lieber ein leibeigener Bauer, der seine Köte und

sein Feld hat, in der freien Natur arbeitet und darum gesund und stark bleibt, als ein Fabrikarbeiter sein, der, wie Arion und die Danaiden, das ewige Einerlei in düsteren Gebäuden unter dem betäubenden Lärm und Gepolter der Maschinen, oft mit gekrümmtem Körper, treiben muß, des Tageslichts nie ansichtig wird, statt der gesunden Luft Staub und verderbliche Dünste einathmet, in seiner Generation absiecht oder verkrüppelt und keine Lebensfreude kennt, als nach einer jammervoll durchlebten Woche sich im Schnaps zu benebeln und zugleich zu vergiften.

Ich. Diese Arbeiter sind keine eigenen Leute oder Sklaven, sondern frei.

Mephi. O ja! wenn sie keine Mägen hätten, und die Kleider ihnen von selbst am Leibe wüchsen, wie das Ungeziefer in denselben; dann wären sie vielleicht frei. Da dieß aber nicht der Fall ist, und sie auch sonst keine Profession erlernt haben, so sind sie — wenn sie ihr Leben fristen und sich kleiden wollen — der Sache nach Sklaven der Fabrikherren, und fabricis vel machinis ad scripti, wie ihr Juristen sagen würdet. Sie sind zwar nicht Leibeigene eines bestimmten Fabrikherrn, insofern sie diesen wieder verlassen dürfen, aber doch Sklaven der Fabrikherren überhaupt, da sie ohne solche nicht leben können. Und wie schwer ist es ihnen nicht, selbst einen bestimmten Fabrikherrn zu verlassen, da es ihnen an Mitteln fehlt, Reisen zu unternehmen, indem in der Regel ihr täglicher Verdienst, zumal wenn sie Familien haben, kaum ausreicht, um die Bedürfnisse des Tages zu bestreiten? — Welche Aussicht für Armuth und Elend öffnet sich hier nicht dem Auge! Wenn die Fabriken sich täglich vermehren, die Concurrenz der Waaren zu und der Preis derselben abnimmt, und der Arbeitslohn immer mehr herabgesetzt werden muß, die Preise der Lebensmittel aber bleiben oder gar steigen; wenn Fallimente eintreten, Fabrikgebäude abbrennen, oder die Fabriken sonst eingehen müssen, weil sie sich nicht halten können, und die Fabrikarbeiter sich zusehends vermehren! Wahrlich, keine Menschenklasse horcht lieber auf den Ruf der Freiheit und Gleichheit, und keine ist bereitwilliger, die Ungleichheit zwischen ihr und den Reichen durch gewaltsame Gütertheilung aufzuheben, als die der Fabrikarbeiter, weil keine andere weniger zu verlieren hat, als sie, keine elender ist, als sie. Die revolutionären Jakobiner wissen auch diese Massen der Arbeiter zu schätzen, und sie durch Schrift und Wort für ihre Zwecke zu bearbeiten. Dem Jakobinismus darf also nicht bange werden, daß seine Zunftgenossen sich vermindern; die Quellen

seines Zuwachses: Armuth, Zügellosigkeit, Elend, Oberflächlichkeit in politischen Dingen, Mangel an ächter Religiosität, Selbstsucht, freche Keckheit u. s. w. werden nicht so leicht versiegen. Glaub' mir, die Fabrikarbeiter sehen lüstern nach den prunkvollen Carrossen, die in schönen Alleen und paradiesischen Parken dahingleiten, nach den stolzen Palästen, den verschwenderischen Gastereien der Reichen und nach dem Wohlbehagen der übrigen Stände, wenn sie selbst mit den ihrigen nach mehr als thierischen Arbeiten und Mühseligkeiten kaum Kartoffeln genug haben, um sich zu sättigen. Die Zukunft wird es lehren, welchen Zündstoff zu gewaltsamen Explosionen die Fabriken für die Staaten anhäufen werden.

Ich könnte hiergegen nichts einwenden und drückte bloß mein Bedauern darüber aus, daß man bei dem Fabrikwesen nur die eine Seite in's Auge faßt, die andere aber zu wenig beachtet. Inzwischen rückte die Zeit heran, in welcher ich wieder in meinem Logis sein mußte, wohin wir daher sofort zurückkehrten.

Auf dem Rückwege holten wir einen Chirurgen und einen Todtengräber ein, die der Stadt zu wanderten, und deren Gespräche wir ungesehen zuhörten. Sie klagten über die schlechten Zeiten und ihre Noth, welcher der liebe Gott nicht abhelfen wolle. „Denken Sie nur", sagte der Todtengräber, „seit vollen fünf Tagen ist kein einziger Mensch in meinem Bereiche gestorben; die Menschen sind ordentlich zäh geworden. Es gehen so viele alte Mütterchen und so viele Greise herum, die schon lange mit einem Fuße im Grabe stehen; aber, Gott weiß, sie wollen nicht dran, um unser einem zu einem Bissen Brod zu verhelfen, obwohl sie auf der Erde gar nichts mehr zu suchen haben, und ihren Kindern und Erben nur im Wege sind. Man hört aber in unserer Zeit auch gar nichts mehr von Seuchen, von dem schwarzen Tod, der Pest u. dgl.; ja solche Dinge könnten einem armen Einscharrer wieder auf die Beine helfen! Es scheint fast, als seien die Krankheiten selbst alle zu Grabe gegangen. Nicht einmal die Cholera, die doch so viele Städte besucht hat, kam zu uns her, so sehr ich auch den lieben Gott darum bat; es hülft aber kein Beten und Bitten mehr. Wird mal einer krank, da sind gleich die Aerzte bei der Hand, und schnappen mir durch ihre Arzneien das Brod vom Munde weg. Es wäre für sie doch einerlei, wenn sie öfter Jemanden in die Erde hineincurirten; sie bekämen ihr Geld ja doch, und thäten zugleich ein gutes W rk, wenn sie auch mir ein Thälerchen zukommen ließen. Sonst gab es auch viele Kinderleichen; aber

seitdem man das Einimpfen erfunden hat, fliegen auch nicht mehr so viele Kinder ab".

„Ach!" entgegnete der Chirurg, „Sie sind doch weit besser daran, als ich; Ihnen müssen die Leute doch einmal kommen, sie mögen wollen oder nicht; denn ein Jeder muß einmal sterben, früher oder später. Aber einen Chirurgen braucht nicht Jedermann! Wie viele gehen nicht heim in die andere Welt, ohne einem Chirurgen nur einen Groschen je bezahlt zu haben? Wie nehmen die Leute sich nicht in Acht, um sich keine Beschädigung zu zuziehen. Ach seit länger als einem Monat hat sich kein Fall ereignet, bei dem für mich etwas zu verdienen war. Letzthin, wie Sie gehört haben werden, kam ein Kind unter ein Wagenrad; dem Himmel sei es gedankt, sagte ich im Stillen zu mir; er denkt nun auch einmal wieder an dich! Aber Prosit! wie das Kind näher untersucht wurde, fand es sich, daß auch nicht ein Rippchen, nicht ein Knöchelchen entzwei oder zerquetscht war, und daß das Kind auch nicht den geringsten Schaden erlitten hatte! als wenn es der Teufel mir zum Trotze und Aerger in Schutz genommen hätte! Es fällt fast gar kein Unglück vor, das in chirurgischer Hinsicht der Rede werth wäre. Kein Dachdecker, kein Maurer, kein Zimmermann will mehr einen ordentlichen Fall thun; sie sind so sicher auf den Gebäuden, als wenn sie auf der Straße gingen. Selbst auf den Kirmessen blüht mir kein ergiebiger Waizen mehr. Denn wenn auch die Bauern sich einander tüchtig abprügeln, so gibt es nur kleine Verletzungen, die sie lieber der Natur als dem Chirurgen zur Heilung überlassen. Ihre Schädel und Knochen sind dagegen so fest, daß eher die Knittel, als sie, entzwei gehen. Früher, als die Straßen und Pflaster noch schlecht waren, ja da wurde gar oft ein Wagen umgeworfen; aber seitdem das Chaussiren eingeführt ist, und die Pflaster regelmäßig reparirt werden, ist auch von dieser Seite für uns Chirurgen wenig zu ärnten. Ich suche zwar, wenn mir mal ein Fall vorkommt, die Kur, so gut es geht, in die Länge zu ziehen; aber gar zu arg darf man's auch nicht machen, weil's die Leute sonst merken".

Es fehlte uns an Zeit, dieser erbaulichen Jeremiade länger unser Gehör zu schenken, und ich wünschte schon deßhalb, so schnell als möglich die Sprechenden zu verlassen, weil Mephi in Erwiederung auf den ihm von mir gemachten Vorwurf mir höhnisch zuflüsterte: „Wie doch ihr Menschen so schadenfroh seid!"

---

## Fünftes Kapitel.

### Die Versammlung des Centralcomité's der reactionären Jakobiner.

---

Nachdem die Geschäfte, die meine Heimkehr nöthig gemacht hatten, abgethan waren, rückte der Abend heran. Gegen neun Uhr machten wir uns auf den Weg zum Besuche der vorhin erwähnten Gesellschaft. Der Himmel war ganz heiter gelaunt; nur hie und da trübte eine düstere Wolke seine Stirn. Er schien wenigstens alle seine Sterne aufgemuntert zu haben, der alten Erde eine recht fröhliche Herbstnacht zu bereiten. Sie blickten auch so freundlich und schön herab, daß die Erde darüber ganz in Entzückung gerieth; kein Lüftchen wagte zu athmen; selbst die Pappeln, die sonst ihr Geflüster nicht lassen können, regten kein Blättchen; der Nebel, der an den Bergen hinaufkroch, um die Sterne besser sehen zu können, ließ sogar Freudenthränen auf den Schooß der Erde fallen; kurz Alles war in stumme Betrachtung und Verwunderung versunken; nur Flüsse und Bäche verrichteten, wie zu heiliger Stätte wallende Pilgrime, laut ihre Andacht.

Wir waren kaum hundert Schritte vom Schlosse entfernt, als auch noch der Mond mit seinem Silberhorn hinter den Gebirgen heraufstieg, den schwarzen Schleier der Nacht von dem Angesichte der Erde hinwegzog, und es mit seinen liebeschmachtenden Blicken übergoß. Mich aber gemahnten die Sterne an heimgegangene Freunde und Angehörige, die von ihrer neuen Heimath aus uns Trost in Leiden, Muth zur Ausdauer im beschwerlichen Kampfe des Lebens und frohe Hoffnung auf die Siegespalme jenseits zulächeln.

Die Gegenden, die wir durchflogen, entschwanden meinen Augen, ohne daß ich mich in denselben auch nur im Geringsten zu orientiren vermochte; so schnell war der Flug. Wenn man schon auf Dampfwagen außer Stande ist, sich von der Scenerie der Natur, durch welche man vom Dampfe mit Blitzesschnelle gejagt wird, eine klare Vorstellung zu machen, so wird man sich nicht wundern, daß

ich, auf den Schwingen des Geistes reisend, es noch weniger vermochte. Mephi schien noch überdieß mich absichtlich auf weiten Um- und Irrwegen herumzuführen, um es mir unmöglich zu machen, das Land und die Stadt zu errathen, wo wir uns niederließen, um in die Versammlung einzutreten. Ich mußte ihm sogar versprechen, die bekannten Personen, die ich in der Versammlung treffen würde, niemals bei Namen zu nennen, noch sonst je auf eine erkennbare Weise zu beschreiben. Ich bin daher völlig außer Stande, den Ort und die Mitglieder der Gesellschaft namentlich anzugeben.

Es schlug eben neun Uhr — der Ton der Glocke, welche die vollendete Stunde melancholisch verkündete, war mir fremd; — es schlug neun Uhr, als wir, — Mephi als Pater Athanasius und ich als Pater Silverius, — nach von Mephi gegebenen Erkennungszeichen, in einen großen Saal eintraten. Dieser war mit schwarzen Tapeten von Sammt behangen. Sieben Kronleuchter, aus Silber im gothischen Geschmacke gefertigt, verbreiteten eine Helle, welche der des Tages trotzte. Der Saal bildete ein längliches Viereck; nur hatte die Seite dem Eingange gegenüber eine ovale Form. Die Decke war gewölbt und von himmelblauer Farbe; das Blau jedoch mit glänzenden Sternen durchwebt; der Fußboden aber mit einem rothen Teppiche belegt. In der ovalen Hinterseite erhob sich ein sonderbarer Baum, den Mephi, mir in's Ohr flüsternd, den Freiheitsbaum der reactionären Jakobiner nannte. Die Grundlage bildeten zwei Foliobände, von denen der rechts liegende: „Offenbarung", und der links befindliche: „Geschichte" auf der Rückseite des Einbandes überschrieben war. Zwischen beiden lag ein bemooster Stein mit der Inschrift: „Ueberlieferung". Auf dem Buche der Offenbarung stand ein Fuß, in einen rothen Strumpf und schönen Pantoffel gehüllt; das Buch der Geschichte war von einem ritterlich bestiefelten und bespornten Fuße gedrückt. Die Beine an diesen Füßen, die dem Baume als Wurzeln zu dienen schienen, verloren sich über den Knöcheln in einen rauhrindigen Baumstamm, der sich in zwei vieläſtige Stämme theilte, die sich wieder in einen gemeinschaftlichen Gipfel vereinigten. Der rechte Stamm trug die verschiedenen geistlichen, der linke aber die verschiedenen Ritter-Orden als Blätter. Auf dem Gipfel hing eine Kopfbedeckung, die halb die Gestalt einer Bischofsmütze und halb die eines Ritterhelms hatte. Darüber lagen in Kreuzesform ein Bischofsstab und ein Ritterschwert mit der das Kreuz als Band umschlingenden Devise: „Concordia fortes". Von dem Hauptstamme blickte da, wo er sich in die zwei Arme theilte, ein vielköpfiger Drache hervor, der ein zwischen den

beiden Armen spielendes Kind mit einem niedlichen, einer Krone ähnlichen, Kopfputze zu schrecken schien, das sich aus Furcht an den beiden Baumarmen festhielt und dem Gipfel zukletterte, um, wie es schien, in der Kopfbedeckung am Gipfel Schutz zu suchen. Dieser Baum ruhte mit seiner Grundlage auf einem Altar, auf dem ein Lamm mit einem Fähnlein stand. Die Vorderseite des Altars zierten drei Gemälde.

Das erste rechts stellte einen Baum dar mit schönen Früchten behangen, wovon eine Schlange eben eine gebrochen und Luthern dargereicht hatte, der sie mit Andern theilte. Unter dem Bilde stand: „der zweite Sündenfall," und der Baum trägt die Inschrift: „der Baum des Wissens." Das Gemälde auf der entgegengesetzten Seite zeigte die Enthauptung Ludwig's XVI. Unter dem Gemälde las man: „die Frucht des zweiten Sündenfalls," und über demselben stand geschrieben: „Wissen führt zum Unglauben und der Unglaube zum Verderben."

Das Gemälde in der Mitte endlich enthielt mehrere Bilderchen, als: einen Schloß- oder Kirchenbau, wobei viele Menschen als Lastträger, Handlanger rc. thätig waren, mit der Ueberschrift: „Süß ist mein Joch und leicht meine Bürde; sodann einen Taubenschlag mit der Ueberschrift: „Seid einfältig wie die Tauben; ferner eine Schaafhürde mit der Ueberschrift: „Seid geduldig, wie die Lämmer", und endlich eine Gruppe von Männern und Frauen, die mit verbundenen Augen und aufgehobenen Händen auf ihren Knieen lagen und beteten. Hier las man: „Selig sind die nicht gesehen und dennoch glauben". Das ganze Gemälde hatte zur Umschrift: „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich."

Unmittelbar vor dem Altare befand sich eine Art von Tribune oder Kanzel. Sowohl links als rechts waren drei Reihen gepolsterter Sitze ohne Lehnen, die von der Tribune aus in ovaler Richtung bis nahe zum Eingange hin liefen. Die Mitglieder der Versammlung, einige vierzig an der Zahl, waren bereits beisammen, als wir eintraten. Sie trugen sämmtlich schwarze Talare und ein Lamm an einem rothen Bande als Ordenszeichen; auch wir mußten diese Zeichen umhängen. Da die Versammlung das Centralcomité des Bundes bildete, so bestand dieselbe aus lauter Deputirten der Länder Europa's, über welche sich der Bund verbreitet. Diese Deputirten dürfen natürlich nur aus solchen gewählt werden, die in den geheimen Zweck des Bundes eingeweiht sind. Es waren hoch stehende

Staatsmänner, Diplomaten, Stabsofficiere, Kleriker der verschiedenen Confessionen und ein paar Gelehrte. Pater Athanasius, der mich als seinen hoffnungsvollen und eifrigen Gefährten (socius) vorstellte, ward als Deputirter Roms begrüßt. Auf ein vom Vorstande, der sich durch ein Birett von den übrigen Genossen unterschied, mit einer Schelle gegebenes Zeichen setzten wir uns nach einer bestimmten Rangordnung nieder; worauf der Vorstand die Kanzel bestieg und folgenden Vortrag hielt:

„Geliebte, nach Stand und Würden gebührend zu verehrende Brüder! Es ist beinahe ein Jahr seit unserer letzten Centralversammlung verflossen, in welcher mir die Ehre zu Theil ward, als Ihr Vorstand durch Acclamation gewählt zu werden. Ich spreche heute das erstemal in dieser Eigenschaft zu Männern, welche der hohe Zweck unseres Bundes hier um mich versammelt hat. Es ist unnöthig, von diesem Zwecke weiter etwas zu sagen, da Sie Alle von der Wichtigkeit desselben tief durchdrungen sind. Es handelt sich ja, wie Sie, Verehrteste! wissen, nicht bloß um unsere Selbsterhaltung, da der gottlose Geist der Zeit unaufhörlich bemüht ist, das aristokratische Element, wie er Adel und Geistlichkeit zu nennen beliebt, völlig zu vernichten, sondern auch um die Wiedererlangung der freien und unabhängigen Stellung, welche wir einst in allen Ländern behaupteten, und welche uns auch nach der göttlichen Weltordnung gebührt.

So lange der Adel allein die Waffen führte; Rom allein die gläubigen Heerden weidete und Macht genug besaß, die Wölfe sowohl als die räudigen Schaafe zu vertilgen; so lange die Wissenschaft fromm und andächtig in der einsamen klösterlichen Zelle weilte, und die Kunst nur die Tempel Gottes verschönerte und die Waffenthaten der Ritter verherrlichte: so lange waren wir auch im ungestörten Besitze der Macht, waren die Fürsten ein willfähriges Werkzeug in unseren Händen und lag das gemeine Volk, diese bürgerliche Canaille geknebelt unter unseren Füßen, zufrieden mit dem Stückchen Brod, das wir ihm ließen, und gläubig hoffend auf eine ewige Seligkeit jenseits. Gern ließen wir dem Volke das schön ausgeschmückte Jenseits, da wir im ausschließlichen Besitze des Diesseits, im Besitze von Land und Leuten waren. Diese gute alte Zeit wieder zurückzuführen, insoweit es immer geschehen kann, das ist die hohe Aufgabe, die wir zu lösen haben, und die durch ihre reichen Früchte, welche am Ende der Lösung als Lohn für die Arbeit winken, gewiß einen Jeden von uns zur Begeisterung hinreißt. — Wie aber diese Aufgabe zu lösen, das erhabene Ziel unserer alten rechtmäßigen Herr-

schaft zu erreichen sei, darüber waltet unter uns kein Zweifel ob. Die Ereignisse, welche uns die Herrschaft entwunden haben, zeigen von selbst den Weg an, den wir einschlagen müssen, um dieselbe wieder zu erringen. Die Auflehnung des stolzen selbstsüchtigen Wissens gegen den demüthigen unbedingten Glauben, und der Sieg dieser Auflehnung, welcher den Abfall eines großen Theiles Europa's von der einigen und allein seligmachenden römischen Kirche herbeiführte, ist als die Grundursache des Uebels, als die Wurzel des Unheils zu betrachten, das uns getroffen hat. Mit Recht hat Einer der Unsrigen diese Frevelthat, die man als Reformation gerühmt hatte, den zweiten Sündenfall genannt; denn wir verloren durch diese heillose Sünde unser Paradies, wie Ihnen bekannt genug ist. Denn das Denken wurde jetzt frei und allgemeine Gewohnheit; das Denken verträgt sich aber mit einem kindlich-blinden Glauben nicht. Jeder Glaubenssatz wurde von nun an Gegenstand des Nachdenkens, in Folge des Nachdenkens bezweifelt, und wenn die Zweifel nicht beseitigt werden konnten, der Glaubenssatz sogar verworfen.

So wurden die nützlichsten Dogmen, ja selbst einzelne Quellen des Glaubens, namentlich die ehrwürdige heilvolle Tradition, durch das stolze Denken und Wissenwollen wegprotestirt. O der Frevler! Als wenn da, wo man glauben soll, ein Wissen Platz greifen dürfte! Was man weiß, das ist ja kein Gegenstand des Glaubens mehr, der seinem Begriffe zufolge Denken und Wissen ausschließt, und nur das Gefühl und die Phantasie in Anspruch nimmt. Positive Glaubenssätze lassen kein Räsoniren zu, sondern müssen eben so unbedingt geglaubt werden, als positive Gesetze des Staates unbedingt befolgt werden müssen.

Das Denken, einmal entfesselt, und durch den Erfolg keck geworden, blieb bei der Religion nicht stehen, sondern griff usurpatorisch um sich. Alles wurde in den heillosen Wirbel des Denkens und Wissens hineingezogen; für Alles wollte man einen zureichenden Grund haben; überall fragte man nach einem Wie und Warum. Der wirkliche Bestand einer Sache war nicht mehr genügend, die Sache selbst als begründet zu rechtfertigen. Die Wissenschaft, der klösterlichen Einsamkeit entlaufen, gebährdete sich auf diese Weise wie eine Despotin; Alles zog sie vor ihr Forum, und erkannte keine andere Autorität mehr an, als sich selbst. So mußten denn auch unsere wohlhergebrachten Vorrechte sich ihrem Urtheile unterwerfen. Und Sie wissen, geliebte Brüder, wie es ihnen erging! Mit jakobinischer Frechheit brach sie über dieselben als über Usurpationen den

Stab, und löste dagegen die wohlthätigen Fesseln, in welchen wir das gemeine Volk zum Heile führten. So zerstörte sie die meisten unserer Vorrechte, und sprach sogar von Menschenrechten, von denen man früher nie etwas hörte, und die man gar wohl entbehren kann, ja die man als den eigentlichen Ruin der Standesrechte, der einzig gültigen und wahren Befugnisse zu betrachten hat.

Doch ich will Sie durch die Aufzählung der frechen Um- und Eingriffe dieser stolzen gefallenen Sünderin nicht länger ermüden und Ihr Zartgefühl dadurch verletzen. Es ist ja nur zu bekannt, daß sie in ihrer Aufgeblasenheit sogar die Rechte der Fürsten vor ihren Richterstuhl zog; und wie sie mit denselben umging, das beweiset die französische Revolution, die uns allen endlich die Augen öffnete und uns die furchtbare Antichristin, die den Thron und Altar nicht bloß unterhöhlt, sondern in betrübende Ruinen verwandelt hat, als die gefährliche Bestie bezeichnete, zu deren Erlegung wir uns Alle zu waffnen hätten.

Es dauerte jedoch lange, bis sich ein Einigungspunkt fand, da Napoleon, dieser Kain der Periode des zweiten Sündenfalles, sich wie ein Ungethüm auf den schwarzen Flügeln der Revolution emporschwang und die letzten Ueberreste der guten alten Zeit zu zerstören drohte.

Aber Gott verläßt die Seinigen nicht! Er, der Sohn der Revolution, der Usurpator, wollte sich mit der von Gott eingesetzten Herrschermacht, aussöhnen, und so die Revolution und deren Usurpation neben die Legitimität hinpflanzen und dieser gleichstellen. Man ließ und unterstützte ihn in diesem frevelhaften Wahne, um ihn desto leichter stürzen zu können. Wie dieß geschah, wie die gemeinsame Gefahr endlich die Freunde der alten Zeit vereinigte, wie diese zuerst in einen Tugendbund zusammentraten, wie dieser die Völker durch Versprechung revolutionärer Institute zum Kampfe zu begeistern wußte, nachdem Gott selbst den Hauptschlag auf Rußland's Eisfeldern geführt hatte; das Alles ist Ihnen hinlänglich bekannt. Der Usurpator Kain fiel und mit ihm das Haupt der Revolutionsschlange, deren Leib bis jetzt noch immer fortzappelt, aber mit Gottes Hülfe bald ausgezappelt haben wird.

Was jetzt nach dem Sturze des Erbfeindes, des Sohnes der Sünde, zu thun sei, darüber waren wir nicht zweifelhaft. Es galt nicht nur der Zügellosigkeit der Revolution Einhalt zu thun, und Alles das, was sie noch unzerstört gelassen hat, sorgfältig zusammen zu lesen und zu erhalten, sondern auch und vorzüglich den aus den Ufern getretenen Strom des öffentlichen Lebens wieder in sein ursprüngliches Bett zurück zu bringen und in dieses so fest zu bannen,

daß ein ferneres Austreten desselben nicht mehr zu besorgen steht. Hemmung des Fortschrittes des Verderbens, Conservation des noch unversehrten Guten und Restauration des Verlorenen — kurz Rückkehr zur guten alten Zeit, zum frommen Glauben der Väter, das war das Ziel, das wir jetzt zu verfolgen hatten.

Das Ziel ist großartig, und nur durch Klugheit, Umsicht, Energie und Eintracht zu erreichen. Das Werk war schon in seinem Beginne schwierig, theils weil das Verderben bereits zu weit um sich und zu tief eingegriffen, und theils weil man den Völkern im Drange der Noth Versprechungen gegeben hatte, deren Erfüllung jetzt von denselben ungestüm begehrt wurde, aber nicht gewährt werden durfte, weil man dadurch dem Verderben gehuldigt, die Revolution gleichsam sanctionirt und so die Rückkehr der alten Ordnung nicht bloß verzögert, sondern in gewisser Hinsicht unmöglich gemacht hätte. Dieß sahen die Fürsten ein, als wir ihnen die Lage der Sache genau dargelegt hatten. Wir erboten uns aber dennoch, dieses große Werk ausführen zu wollen, wenn sie uns frei die Entwerfung des Planes sowohl, als die Wahl der Mittel überlassen und uns dabei mit ihrer Gewalt unterstützen würden.

Das Anerbieten ward mit Dank angenommen; wir vereinigten uns in einen neuen Bund und gingen rasch an's Werk.

Bürgerlicher Absolutismus, unbedingter kirchlicher Autoritätsglaube, und Beschränkung der Wissenschaft auf die Bestimmung, jenen und diesen zu fördern, das waren die drei Grundlagen unserer großartigen Unternehmung, die den drei Grundlagen des Verderbens, der bürgerlichen Freiheit, oder dem Constitutionalismus oder Republikanismus, der Religionsfreiheit und der Freiheit der Wissenschaft den Stab zu brechen hatte.

Der Herr hat unser Wirken bisher auch mit seiner Hülfe sichtbar unterstützt. Denn es gelang uns, den Absolutismus in seinem Wesen zu retten, beziehungsweise zu restauriren. Wir suchten die Erfüllung der gegebenen Versprechungen in den größeren Staaten anfangs zu verzögern und endlich, nachdem die Hitze der Völker etwas abgekühlt war, als unter den obwaltenden Verhältnissen unmöglich, darzustellen; in den kleineren Ländern aber, wo man dem Drange der Umstände nachgeben mußte, sie so zu realisiren; daß dieselben nur die Formen nicht aber die Sache und den Geist der versprochenen Institutionen erhielten, und selbst diese Formen so einzurichten, daß sie nicht nur im Verlaufe der Zeit leicht wieder einzureißen sind, sondern auch den Völkern selbst allmälig lästig werden

dürften, wenn sie einsehen werden, daß ihnen diese Formen nur Mühe und Arbeit machen, ohne ihnen reelle Vortheile zu gewähren.

Daß wir in Deutschland außerdem noch ein wirksames Mittel begründet haben, den etwaigen Auswüchsen dieser Institutionen Einhalt zu thun, brauche ich nicht erst zu erwähnen.

Sind wir bei Anstellungen und Beförderungen im Staatsdienste gehörig vorsichtig, und lassen wir zu Stellen, die wir nicht wohl aus unserer Mitte besetzen können, nur solche zu, die ihre Talente und ihren Willen uns unbedingt weihen; so kann es nicht fehlen daß wir unserem Ziele zusehends näher rücken, zumal wenn wir den Halsstärrigen und Eigenwilligen, die sich erkühnen von Volksrechten, Preßfreiheit, Aufhebung der Zünfte, Verbesserung der Justiz durch revolutionäre Institutionen u. dgl. zu sprechen, das ganze Gewicht unseres gerechten Zornes fühlen lassen; die Treuergebenen dagegen mit unserem Wohlwollen belohnen und durch Beförderungen, Titelverleihungen u. s. w. sichtlich auszeichnen.

Geld- und Ehrgeiz ist, wie Sie wissen, ein Stachel, mit dem man nicht nur revolutionäre oder, wie man auch sagt, liberale Grillen aus den Köpfen treibt, sondern auch Talent und Willen beliebig lenken kann.

Eruptionen plebeischer Unzufriedenheit oder jakobinischer Tollheit gaben uns nur erwünschte Gelegenheit, die Zügel der Herrschaft straffer anzuziehen und so unser Vorhaben zu fördern. — Doch die Hauptsache ist von der Religion zu erwarten, welche unseren Handlungen erst das Signal der göttlichen Sanction aufdrücken und uns göttliche Vollmacht zur Lenkung der Staaten gewähren muß. Darum war auch unser vorzüglichstes Augenmerk auf die Religion gerichtet, mit deren Hülfe man die rohen Massen der Völker nach Belieben lenken kann, sobald man nur einmal Meister ihres Glaubens geworden ist.

Denn die Furcht vor der Hölle, und die Hoffnung auf den Himmel sind, sobald man es nur versteht, diese unbekannten Regionen recht phantasiereich auszuschmücken, noch wirksamer als Geld und Ehrgeiz, wenigstens da gute Aushülfs- und Ersatzmittel, wo Geld- und Ehrgeiz, wie bei der armseligen niedrigen Masse des Volkes, nicht anwendbar sind.

Die Religion war aber auch, wie Ihnen, meine Freunde! erinnerlich ist, der schwierigste Punkt sowohl hinsichtlich des Planes als der Ausführung desselben. Denn die sogenannte Reformation war einmal da, hatte bürgerliche Selbstständigkeit und staatlichen

Schutz erworben und konnte daher um so weniger ohne weiteres expellirt oder vernichtet werden, als die Völker noch zu sehr an dieser Firma hingen, in der sie einen Freiheitsschild gegen römischen Glaubenszwang zu besitzen vermeinten.

Es blieb uns deßhalb, wie Ihnen erinnerlich ist, nichts anderes übrig, als diese Firma vorerst beizubehalten, und uns dagegen hinsichtlich der Principien und des darauf zu gründenden Planes zu vereinigen, der in der Restauration des unbedingten oder blinden Autoritätsglaubens besteht, insoweit dieser durch die heillose Reformation vernichtet worden war.

In den katholischen Ländern, in welchen durch den Verkehr mit den Akatholiken eine gewisse Lauheit im Glauben eingetreten war, hatten wir keine große Schwierigkeit; die kirchliche Gewalt durfte von der weltlichen bloß nicht gehindert und nur durch Geldmittel unterstützt werden, um ihre Autorität wieder geltend machen, und durch die Restauration der Klöster und besonders des unermüdlichen Jesuitenordens dem gesunkenen Glauben wieder aufhelfen und neue Pflege und Nahrung verschaffen zu können.

Die erfreulichen Früchte dieser neuen angestrengten Thätigkeit der katholischen Kirchengewalt sind Ihnen hinlänglich bekannt; obwohl wir uns nicht verhehlen können, daß sie vielleicht zu rasch und mit zu weniger Beachtung und Schonung der Gebrechen und Schwächen der Zeit zu Werke ging, und es vielleicht zweckmäßiger gewesen sein würde, wenn sie mit unserem Unterminiren der protestantischen Glaubensfreiheit gleichen Schritt gehalten hätte. Denn mit dieser konnten wir nicht so leicht fertig werden, da sie zu tiefe Wurzeln geschlagen hat, deren Ausrottung daher nur mit Beharrlichkeit, Umsicht und Klugheit gelingen kann.

Großen Vorschub hierbei leistete uns der sogenannte **Rationalismus**, der zu unserem Glücke so keck auftrat, daß selbst eifrige Protestanten in Furcht und Angst geriethen, derselbe werde ihnen zuletzt noch das ganze positive Christenthum rein wegdisputiren und dafür ihnen eine Art von Vernunft-Religion, wie die französische Revolution gethan habe, aufdringen. Denn ein Christenthum, und zwar ein positives, das sich nicht auf die Vernunft, sondern auf göttliche Autorität stützt, wurde den Protestanten ja auch von der Reformation zugesichert, die sogar versicherte, daß sie nur das reine, d. i. von menschlichen Satzungen, für welche sie manche der römischen Kirche zu erklären frech genug war, gereinigte Christenthum wieder hergestellt habe.

Um so entrüsteter mußten daher frömmere Protestanten werden, als sie vernahmen, daß der Rationalismus sogar die christliche Offenbarung selbst einer Prüfung der Vernunft unterwarf, diese daher als Richterin über jene erhob, und bereits so weit ging, die Existenz des Teufels und die ewige Verdammniß zu bestreiten; zwei Kleinodien bekanntlich, die sich die Gläubigen um keinen Preis entreißen lassen. (Mephi stieß mich mit dem Fuße und warf mir einen sarkastischen Blick zu.)

Wir brauchten also nur den Rationalismus Schritt für Schritt zu bekämpfen, um unsern Plan durchzuführen, und so den alten Glauben unter der Firma des ächten Protestantismus zu restauriren. Wir traten demselben zunächst mit dem Systeme des Supranaturalismus entgegen, und suchten in Folge desselben die Vernunft als die gefährlichste Feindin des wahren Christenthums darzustellen, und zu zeigen, daß Vernunft und menschliches Wissen in Sachen des Glaubens, der eine Angelegenheit des Herzens und des Gemüths sei, gar nichts zu thun hätten, daß da, wo Gott gesprochen und zu glauben befohlen habe, dem gottergebenen Gehorsam nichts übrig bliebe, als das von Gott gesprochene d. i. Geoffenbarte unbedingt für wahr zu halten und kindlich fromm zu glauben, wenn es auch der menschlichen Vernunft, die mit ihrer Kurzsichtigkeit den Dünkel verbände, unbegreiflich wäre; daß Gott ja nicht nöthig gehabt hätte, seinen heiligen Willen durch besondere Offenbarung kund zu thun, wenn die Vernunft schon für sich im Stande wäre, denselben zu ermitteln; daß die stolze Vernunft, die schon die Heiden irre geführt hätte, von der Offenbarung gern hinwegdisputiren möchte, was ihr an derselben mißfällig und lästig wäre; daß schon das bloße Prüfenwollen ein Mißtrauen an Gottes heiliges Wort, das man nicht deuteln dürfte, verriethe und sonach für eine Sünde gehalten werden müßte; daß dagegen der wahre Christ seine schwache Vernunft gern gefangen gäbe und Gottes Wort unbedingt mit gläubigem Herzen für wahr hielte u. s. w. Denn es konnte uns nicht entgehen, daß wenn wir einmal die Vernunft und die Wissenschaft aus dem Gebiete der Religion verdrängt hätten, wir auch den Protestantismus unbedingt in unserer Gewalt, ja ihn in seinem Wesen und Geiste zerstört und in ein leeres Wort ohne Gehalt verwandelt haben würden.

Es kam ja dann nur darauf an, für solche Religionslehrer zu sorgen, welche die Dogmen der protestantischen Kirche allmälig wieder mit denen der römischen in Einklang und Harmonie bringen würden, und das war bei unserer Verbindung und Macht mit keiner großen

Schwierigkeit verbunden, da es nur darauf ankam, bloß solche Prediger anzustellen, welche sich zu unserem Systeme bekennen würden.

Der nächste positive Anhaltspunkt, um den Autoritätsglauben in der protestantischen Kirche geltend zu machen, waren die symbolischen Bücher. Denn hatten sich die Prediger einmal gewöhnt, an dem Inhalte derselben gegen ihre eigene Ueberzeugung oder ihre Vernunft festzuhalten, sohin eine über ihre Vernunft stehende Autorität anzuerkennen, so war der letzte Schritt zum Romanismus bereits vermittelt, da es nicht schwer ist, begreiflich zu machen, daß Glaubenssätze, welche in Concilien von Hunderten festgesetzt worden sind, mehr Autorität hätten, als diejenigen, die nur einige Männer, die Rom gekränkt hat, aufgestellt haben.

Darauf war auch unser Plan gerichtet. Nebenbei suchten wir aber Conventikel zu errichten, um in denselben das gemeine Volk für die römischen Glaubenslehren durch die Unsrigen und durch von ihnen verfertigte Schriften zu bearbeiten, wobei wir die herrlich durchdachten Exercitien der Jesuiten, unserer Freunde und Verbündeten, die wir dankbar als unsere Lehrer und Meister anerkennen, zum Muster nahmen und nur solche Modificationen eintreten ließen die der nun einmal bestehende Protestantismus leider noch nöthig machte, desto strenger dagegen die Grundsätze derselben befolgten.

Diese Conventikel brachten auch die herrlichsten Früchte, da wir es in denselben nicht mit halsstärrigen Gelehrten, kurz nicht mit der nach dem Warum fragenden Wissenschaft, sondern mit der frommen Einfalt, mit dem Gemüthe, dem Gefühle und der Phantasie des gewöhnlichen Bürgers zu thun haben.

Es ist eine wahre Freude, wie gelehrig sich die gemeinen Leute hier zeigen, zumal da wir, nach dem Vorgange unserer Lehrer, der Jesuiten, ganz psychologisch zu Werke gehen. Denn einmal begreift Niemand leichter und lieber, daß die Gelehrsamkeit, die Wissenschaft, eitle Thorheit und entbehrliches Stückwerk sei, als derjenige, der keine Gelehrsamkeit besitzt, weil es ein wohlthuendes Gefühl für ihn ist, ein Gut, um das er sonst den Besitzer beneidet hat, mit einemmale als etwas Ueberflüßiges, ja als ein Uebel schildern zu hören, das von der wahren Frömmigkeit ab- und zum Stolz und Unglauben führe, und wovon er sich selbst frei weiß, und sodann ist es für den gemeinen Mann höchst schmeichelhaft und fühlt er sich gehoben, wenn er von uns nicht nur des Umgangs, sondern der brüderlichen Vertraulichkeit gewürdigt wird, und von uns hört, daß bei

Gott nur der Glaube, die Frömmigkeit und Andacht den Werth bestimmten.

Hier haben wir Gelegenheit, den Teufel und die ewige Verdammniß wieder in ihre alte Autorität einzusetzen, woran wir es auch nicht fehlen lassen, und dem thatenlosen Glauben, der Geberdenfrömmigkeit und der in Worten und Außendingen bestehenden Andächtelei nach dem Muster unserer oft belobten Lehrer das Wort zu reden und Eingang zu verschaffen. Denn der Mensch ergreift begierig eine Lehre, nach welcher er die Vollkommenheit und Seligkeit durch bloßes Glauben, durch Lippen- und Mundbewegung, durch andächtiges Augenverdrehen und Knieen erlangen kann, ohne nöthig zu haben, seinen Neigungen nnd Leidenschaften zu entsagen, oder wenigstens die Vergebung der Sünden durch Andacht leicht wieder zu erhalten vermag.

Die Lehre von der göttlichen Gnade, ein Meisterstück der Jesuiten, thut in diesen Conventikeln die beste Wirkung; daran müssen wir daher auch festhalten, weil sie uns die Menschen mit Leib und Seele eigen macht. Denn es ist ein gar tröstlicher Gedanke, daß man, wenn man einmal die Gnade erlangt hat, und durch sie mit Gott eins geworden ist, nicht mehr sündigen könne, der Leib möge thun, was er wolle. Der Zauber dieser Lehre, die als eine höchst bequeme sehr gern geglaubt wird, da der Mensch das ihm Angenehme ohnehin leicht glaubt, ist es auch vorzüglich, der unseren Conventikeln so viele Andächtige zuführt. Da Andachtsübungen, bei denen das Gefühl und die Phantasie allein beschäftigt sind und in so hohem Grade aufgeregt werden, auch die sinnlichen Triebe und Empfindungen in Extase bringen und zur Nachfeier der empfundenen geistlichen Wonne so reizend anlocken.

Ich will den Schleier nicht weiter lüften, da Ihnen aus Erfahrung bekannt ist, wie anziehend die Conventikel durch diese von der Gnadenlehre gerechtfertigte Verschmelzung der religiösen Andacht und der leiblichen Erheiterungen geworden sind. Der Leib ist der Diener des Geistes; soll jener entbehren, wo dieser in Wonne schwelgt?

So hart wollen wir gegen unsere treuen Diener nicht sein, noch unseren Gläubigen eine solche Härte zur Pflicht machen. Wir würden dadurch offenbar unserem Zwecke entgegenwirken, während bei der Gestattung dieser Verbindung unsere Conventikel zwei Anziehungspunkte haben, wovon der Eine gewiß immer wirksam bleibt. Wir haben ohnehin alle Ursache, das Conventikelwesen auf jede nur thunliche Weise zu fördern und auszubreiten, da wir leider auf dem

anderen Wege, auf dem Wege der systematischen Bekämpfung und Untergrabung des Protestantismus nämlich, nicht so glücklich waren, als wir anfangs hofften, sondern auf vielerlei Hindernisse stießen, deren Beseitigung sehr problematisch geworden ist, jedenfalls aber uns eine ganz besondere Vorsicht zur Pflicht macht.

Rom war, wie ich schon erwähnte, etwas zu rasch und voreilig, und selbst viele unserer Freunde von der protestantischen Firma gingen in ihrem Eifer etwas zu unvorsichtig zu Werke, wie die neuesten Ereignisse beweisen. Durch jene Raschheit und diese Unvorsichtigkeit wurden wir wieder mehrere Schritte zurückgeschleudert; denn wir müssen nun den aufgeregten Sturm wieder etwas vertoben, die schäumenden Wogen sich wieder setzen lassen, bevor wir neue Schritte vorwärts thun dürfen. Der glühende Eifer schadet da, wo nur kalte Ueberlegung, Klugheit und Besonnenheit zum Ziele führen. Manche von uns haben im Eifer die Karten aufgedeckt und dadurch unser Spiel verrathen. Wir müssen daher, von den Conventikeln abgesehen, zunächst die Wissenschaft, deren Beschränkung auf unsere Zwecke uns am Wenigsten Mühe kostete, da mit geld- und ehrsüchtigen Gelehrten leicht fertig zu werden ist, und die Besetzung der Professuren auf den gelehrten Schulen und Universitäten ebenso, wie die Entfernung unbeugsamer Lehrer, von uns abhängt; wir müssen, sage ich, zunächst die Wissenschaft unsere Sache führen lassen, und davon, so wie von unserer Bearbeitung des Volkes in den Conventikeln vorerst die Erfolge abwarten, bevor wir durch positive Maaßregeln mittelst der Regierungen weitere Schritten wagen dürfen.

Doch ich muß abbrechen, um den eigentlichen Geschäften unserer Versammlung nicht die Zeit zu rauben. Ich lade daher die einzelnen Deputirten geziemend ein, uns von dieser Stelle aus mit ihren gefälligen Berichten beehren zu wollen.“ Hiermit verließ der Vorstand die Tribüne, welche nun die einzelnen Deputirten, die Berichte zu erstatten hatten, der Reihe nach bestiegen.

Pater Athanasius trat zu meiner Verwunderung zuerst auf. Er verneigte sich auf eine feine höfische Art vor dem Präsidenten, der den für ihn bestimmten obersten Sitz eingenommen hatte, und vor der übrigen Versammlung, und trug hierauf einen Bericht vor, der sowohl hinsichtlich des Planes als der gründlichen Durchführung und stylistischen Form die Meisterschaft bekundete.

Rom konnte wahrlich keinen gewandteren Repräsentanten senden, als Mephi war. Er suchte mit einem seltenen Scharfsinne zu zeigen, wie Rom niemals in der Behauptung und Aufrechthaltung der Au-

torităts = und Stabilitäts=Principien, welche die nun bejammerte gute alte Zeit begründet hätten, gewankt habe und selbst dann noch standhaft geblieben sei, als so viele weltliche Mächte die Reformation mit offenen Armen aufgenommen, sich mit gewaffneter Hand von ihrer Mutter=Kirche getrennt, und jener pflichtvergessenen Tochter gehuldigt hätten, die, von ihnen gepflegt und großgezogen, nachher ihre eigenen Pfleger und Ritter mit dem schnödesten Undanke belohnt habe; wie Rom gegen alle Maaßregeln der Neuerung, die man zu Gunsten dieser Schlange getroffen, mit altmütterlicher Würde protestirt und so die Rolle einer Protestantin übernommen habe, um ihre ewig wahren Principien, gegen welche die Anhänger der neuen Kirche in ihrer unbegreiflichen Verblendung protestirt hätten, vor dem Untergange zu retten und so dereinst, wenn die Verblendeten zur Einsicht gelangen sollten, ihnen die rettende Mutterhand reichen und die heimkehrenden verlorenen Söhne in ihren Schoos wieder aufnehmen zu können; wie Rom selbst gegen das allmächtige Haupt der Revolution standhaft gekämpft habe, während die übrigen Mächte vor demselben noch demüthig ihre Knie gebeugt hätten; wie es sich in der That zu allen Zeiten als einen unerschütterlichen Riesenfelsen mitten in den Stürmen der zerstörenden Zeit Jahrhunderte hindurch bewährt, und allen Anwogungen neuerungssüchtiger Schwindeleien, und allen Anströmungen des blendenden Lichtes mit bewunderungwürdiger Festigkeit getrotzt, wie es in den neuesten Zeiten wieder die wirksamsten Waffen zur Bekämpfung des gemeinsamen Uebels gespendet und zu dieser überall willig die Hand geboten habe u. s. w.

Er empfahl, nachdem er weiter nachgewiesen, daß Rom auch als Staatsregierung vollständiger, als jede andere, selbst mit gewandter Täuschung der fremden Mächte, die auf Reformen gedrungen, die alten Stabilitätsprincipien restaurirt, und sonach auch hierin allen Staaten als Muster vorgeleuchtet habe, am Schlusse noch als besonders bewährtes Restaurationsprincip das unablässige Bestreben, mit dem blinden Glauben zugleich die geistlichen Seelenkrankheiten und die denselben entsprechenden Heilmittel zu vermehren und dafür zu sorgen, daß die Gläubigen stets krank und dieser Mittel bedürftig seien, was durch Förderung eines laxen Lebenswandels am Sichersten erreicht werde.

Denn dadurch würden die Gläubigen theils als Patienten von der Klerisei und deren Heilmitteln in völliger und steter Abhängigkeit erhalten und theils als Sklaven der Sinnlichkeit unfähig gemacht, für sogenannte Freiheitsideen je begeistert zu werden oder im Kampfe

für solche das reizende Paradies der Sinnenlust je aufzuopfern. Alle nickten ihm, als er von der Tribüne herabstieg, ungetheilten Beifall zu.

Es wurden sodann über andere Länder, als über die Schweiz, Belgien, Frankreich, Deutschland, Preußen u. s. w. ausführliche Berichte erstattet, und schließlich über einzelne Gegenstände, namentlich über die Sache des Don Carlos, des Don Miguel und des Herzogs von Bordeaux, über die Hannoversche Angelegenheit u. s. w. Berathungen gepflogen und Beschlüsse gefaßt.

Nach Beendigung der Versammlung begab man sich, nach Ablegung der Ordenszeichen, in den', eine Treppe tiefer liegenden Speisesaal, um da den Restaurationsprincipien des Magens eine zweite Sitzung zu widmen.

Bei dem Mahle herrschte eine allgemeine Heiterkeit; Scherz und Ernst wechselten nach Beschaffenheit und Alter der Gäste. Zwischen den Gesprächen über Tagesneuigkeiten, Höfe, Diplomatie und Politik schossen häufig, gleich Raketen, derbe Witze nicht selten sogar über den Horizont des Anständigen empor, die sodann in einem allgemeinen Gelächter zerplatzten.

Es fehlte auch nicht an Toasten, die man z. B. auf das Gelingen der guten Sache, auf das Verderben der Jakobiner, auf die gute alte Zeit, auf die Jesuiten, die Pietisten u. s. w. bei fröhlichem Becherklange ausbrachte und hinuntertrank.

Gegen vier Uhr fuhren wir ab, da mein Geist müde war und sich nach seinem eigenen Leibe sehnte, mit dem er sich auch bald umhüllt und ins Bett gelegt hatte, wo ihn Morpheus mit offenen Armen empfing und mit bunten Träumen erheiterte.

## Sechstes Kapitel.

Die Homöopathie in der Psychologie. — Besuch meines Hauses. — Gustav B., ein Bauer; sein Tod und sein Leben.

---

Am Morgen wollte ich Mephi über mancherlei, was sich auf die von uns besuchte Versammlung bezog, z. B. über seine Vertretung Rom's, über den Sinn des Baumes, des Lammes u. dgl. befragen; allein er lehnte jede Auskunft ab und sagte bloß, daß er Geheimnisse, die ihm Menschen anvertraut hätten, an keinen Menschen je verrathen werde. Dieß fordere sein Interesse. Er gleiche hierin den Juden, die bekanntlich die von Christen ihnen anvertrauten Geheimnisse treu bewahrten und dabei den Vortheil haben, die alleinigen, gut bezahlten Verwahrer desselben zu sein. Zudem könne er nicht begreifen, wie ich, dem die öffentlichen Verhältnisse von Fachswegen bekannt sein müßten, noch einer Erklärung des völlig klaren Baumes bedürfen sollte. Noch weniger könne es mir unbekannt sein, daß Rom mit dem Teufel im Verkehre stehe und sogar in Processe mit ihm gerathe.

Ich beruhigte mich hierbei, da ich im Grunde bloß die Meinung des Mephi über mir zweifellose Dinge erfahren wollte. Ich verlangte von Mephi, daß er in dem nächsten Ausfluge mir bloß das Vermögen der sinnlichen Wahrnehmung verschaffen, und dabei mich ungehindert wandern lassen möge. Es geschah. Ich war in einer melancholischen Stimmung, und sehnte mich nach melancholischen Scenen.

Wie sonderbar doch der Mensch ist! In seiner Traurigkeit flieht er mit Sorgfalt alle erheiternden Zustände, und versenkt sich mit hastiger Gier in düstere Lebensbilder, die seiner Mißstimmung Beschäftigung und Nahrung geben und sie bis zur Krisis führen, wo der Geist ihr entweder erliegt, oder, wenn er stark genug ist, sie besiegt und durch diesen Sieg neue Kraft für die Kämpfe des Lebens ge-

winnt. Jeder Seelenzustand hat seinen bestimmten Verlauf, in welchem er nicht gestört werden darf, wenn nicht psychische Nachtheile eintreten sollen; und für krankhafte Zustände ist Homöopathie zuträglicher als Allopathie, weil jene den Zustand zu ihrem naturgemäßen Ausgange führt, diese ihn dagegen künstlich hemmt und unterdrückt.

Hemmt den Quell der Thränen nicht durch die Gabe plötzlicher Freude, sondern fördert ihn vielmehr, wenn er vor der rechten Zeit versiegen will! Sonst bleibt die düstere Wolke auf dem Gemüthe sitzen, und wirkt, zusammengepreßt durch die Freude, nachtheilig auf den ganzen Seelenzustand.

Wer wüßte nicht, daß eine freudige Ueberraschung das kummergedrückte Herz völlig brechen kann, während ein neuer Schmerz oft nur dazu beiträgt, die geistige Spannkraft zu heben?

Ich flog in meiner Stimmung zunächst in mein Haus, das die theuersten Pfänder meines Herzens umschließt. Ich betrat zuerst meine Arbeitsstube, diese stumme Zeugin meiner Thränen, meiner Leiden und meiner Thätigkeit. Es war mir, als trete ich in ein Gemach, dessen Bewohner vor Kurzem zu Grabe getragen worden. Aufgeschlagene Bücher lagen auf den Tischen und auf dem Boden; den Schreibtisch bedeckte hoher Staub; die Uhr an der Wand pickte nicht; sie war längst abgelaufen, und die Hand, die sie sonst im Gange erhielt, war nicht im Hause. Halb ausgerauchte Pfeifen standen in den Ecken; die Schubladen des Secretärs waren theilweise geöffnet; Briefe, Papiere aller Art lagen in bunter Unordnung umher. Die Spinnen hatten ihre Herrschersitze ungestört in allen Winkeln aufgeschlagen.

Ein Gefühl der Wehmuth durchbebte mich, und ich wollte eben das Zimmer verlassen, als mein ältester Sohn in dasselbe eintrat, sich aus dem Kabinette, wo meine Bücher stehen, eine Cigarre holte, sie an der Platina-Zündmaschine anzündete, ein Buch nahm, sich gemächlich hinsetzte, las und rauchte. So, dachte ich, wird es einst aussehen und gehen, wenn du hinüber bist! *)

Ich ging in das Zimmer meiner Frau. Sie lag auf dem grünen Sopha, das von jeher ihre Leidensstätte war. Sie sah blaß, abgehärmet und abgemagert aus; sie hatte ein Hauskleid nachläßig umgeworfen und eine Nachthaube verhüllte die Unordnung der Haare. In der Gegend ihres Herzens hämmerte es laut und schnell, als würden Schmerzenskeile in dasselbe eingetrieben; bei jedem Schlage

*) Es kam anders; mein Sohn mit drei Geschwistern ging seitdem hinüber!

hob sich angstvoll ihre Brust, um einen lauten Seufzer auszustoßen, und jeder Seufzer preßte aus den rothgeweinten Augen bittere Thränen, die über die abgebleichten hohlen Wangen hinabflossen. Düstere Schwermuth hatte sich in die Furchen gelagert, die der Kummer auf ihrer noch jugendlichen Stirn gezogen hat. Blick und Aufmerksamkeit waren an schreckhafte Gebilde der Phantasie gebannt, mit denen die Schläge des Herzens in Wechselwirkung standen. Hinter den Gebilden grinzte die Verzweiflung hervor.

Was ich bei diesem Anblicke fühlte, vermag keine Zunge auszusprechen, keine Feder zu beschreiben. Die wahre Liebe wird es ohne Worte nachfühlen, und Solchen, welchen sich der Himmel der Liebe nie erschlossen hat, würde eine Schilderung meiner Gefühle doch nichts frommen, wäre ich auch im Stande, diese in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Gluth darzustellen. Man hat dieser schwachen, leidenden Frau mit mir Alles entzogen, so wie sie mir Alles ist. Gott! du wirst dem Stamme, um den sich die Rebe in Lebenseinheit gerankt hat, die Rebe erhalten, ohne welche auch der Stamm verdorren würde!

Ich sah zwei Genien, welche die Seufzer und Thränen meiner Paula in silberne Schreine sammelten. Freue dich, Holde! auf den schönen Schmuck jenseits! Selig sind ja die Trauernden, denn sie werden getröstet werden!

Nahe am Sopha saß auf einem Fußschemel mein jüngstes Töchterchen, Paulinchen; es nähte emsig an einem bunten Läppchen, d. h. es machte mit einer eingefädelten Nadel unaufhörlich vergebliche Stiche. „Sieh, Mütterchen", plauderte es, „ich sticke für den Vater Hausschuhe; wenn er um Weihnachten kommt, will ich sie ihm schenken. Jetzt gehört das ganze Schloß dem Vater, ich gehe recht gern zu ihm; er hat Wein und Zwieback im Schloß oben, und wenn ich komme, gibt er mir davon. Ach! Mütterchen, weine nicht, sieh! ich habe dich lieb, ich lasse dich nicht allein, ich will bei dir bleiben, bis der Vater wieder kommt. Und so ging das Gerede fort, das aber nicht im Stande war, die Mutter aus ihren folternden Träumen zu wecken. Mich dagegen übermannten die Gefühle so, daß ich kaum im Stande war, mich zum Abfluge zu erheben. Im stummen Schmerze empfahl ich dem Vater des Alls mein und der Meinigen Geschick und eilte davon.

Ich ließ mich, nachdem ich einige Zeit die reizendsten Gegenden am Rhein und in der Schweiz durchschwärmt und mich durch den

Anblick der Naturschönheiten etwas gestärkt hatte, in einem sehr anmuthigen Thale in H. nieder.

Das Thal ist von drei Seiten eingeschlossen; auf der Seite rechts vom Eingange in dasselbe steigt ein mit Kiefern und Tannen dicht bewachsener Wald in steiler Richtung empor. Die linke etwas abgeflachte Seite ist mit einem Buchenhain bedeckt. Ueber den felsigen Hintergrund stürzt ein Bach in wildem Sturme, dreimal durch hervorragendes bassinartig geformtes Gestein gebrochen, in das Thal herab, das er in sanften Krümmungen durchfließt. Wiesen und Felder lagen in herbstlicher Schönheit an den beiden Ufern des Baches, der nicht fern vom Eingange in das Thal das Dorf M. in zwei Hälften theilt.

In dem am rechten Ufer liegenden Theile des Dorfes steht die Kirche mit dem Todtenhofe; vor derselben ist ein großer grüner Platz, in dessen Mitte eine riesige Linde ihre Aeste über mehrere bretterne Sitze ausdehnt. Aus dem Pfarrhofe dicht an diesem Platze kam hastig ein reinlich gekleidetes Bauernmädchen von ungefähr achtzehn Jahren. Es hatte rothgeweinte Augen und schien eben mit der blauen Schürze die letzten Thränen zu trocknen.

Ha! dachte ich, da gibt es wieder eine Scene, die für meine Stimmung geeignet ist. Ich beschloß, dem Mädchen zu folgen. Es eilte über den grünen Platz auf einen schmalen hölzernen Steg zu, der die andere Hälfte des Dorfes mit der rechten verbindet. Es ging über den Steg in das ganz nahe an demselben gelegene Haus, das seiner Gestalt nach einen wohlhabenden Besitzer verrieth. Es betrat zu ebener Erde eine ziemlich geräumige und reinliche Stube. Diese war buntfarbig getüncht, jedoch die Tünche schon etwas abgeblaßt, und hatte zwei Fenster von mittlerer Größe, von welchen man auf den Bach hinaussehen konnte. Ein Hängetisch zwischen beiden Fenstern war herabgelassen und mit einem reinlichen Tischtuche bedeckt. Eine große Schüssel mit Suppe gefüllt stand in der Mitte des Tisches und blecherne Löffel lagen rund umher. Mehrere hölzerne Stühle mit Lehnen standen um den Tisch. An der Seitenwand, der Thür gegenüber, stand eine altmodige zweischläfrige Bettstelle mit einem Himmel, von dem bunte kattune Vorhängen bis beinahe auf die gedielten Fußboden herabhingen, die aber vorne auf die Seite geschoben waren, so daß man in das Bett hineinsehen konnte. In diesem lag ein Greis von etwa achtzig Jahren dem Tode nahe. Vor dem Bette an der Seite des Kopfes saß eine ebenfalls sehr bejahrte Frau, die Ehegat-

tin des Sterbenden. Mit der rechten Hand verhüllte sie ihre Augen, während die linke unter dem Kopfkissen ihres Gatten lag.

Am Fuße der Bettstelle saß die älteste Tochter mit thränenden Augen; neben ihr stand ihr sechsjähriges Söhnchen, ein rothbackiger derber Knabe mit blonden krausen Haaren und blauen Augen; er spielte mit der blaugestreiften wollenen Mütze und sah gedankenlos auf den Großvater hin. Ein jüngeres Töchterchen saß auf dem Schooße der Mutter, ein Stück Brod in der Hand, das es mit großer Behaglichkeit verzehrte. Hinter dem Stuhle stand der Schwiegersohn des Sterbenden, ein stämmiger Bauer in der Blüthe des Mannesalters; die eine Hand ruhte auf der Schulter seiner Gattin, und mit der andern hielt er den runden schwarzen Hut gegen die Brust gedrückt, während seine feuchten Augen auf den mit dem Tode ringenden Greis geheftet waren. So sah es in der Stube aus, als das genannte Mädchen, die jüngere Tochter des Sterbenden, in dieselbe eintrat.

Die Tochter nahte leise der Mutter und flüsterte ihr ins Ohr, daß der Pfarrer bald kommen werde. Der Greis, der bisher zu schlummern schien, hob sich bei diesem Geflüster etwas empor, gehalten von seiner Gattin, welche zugleich die Kissen unter seinen Rücken schob. Er blickte auf die Umstehenden und sprach: Meine Lieben! ich fühle, daß ich bald heimgehen werde! Mutter! sagte der Knabe, ist denn der Großvater nicht schon daheim? Wo will er denn hingehen? Die Mutter winkte ihm mit dem Finger stille zu sein; der Großvater aber nahm den Enkel bei der Hand und sprach: Liebes Fritzchen! ich gehe bald zu dem guten Vater im Himmel, wo die vielen Sterne glänzen, und der Mond und die Sonne scheinen. Dort ist unsere Heimath, dorthin wirst du auch einst kommen, wenn du recht folgsam bist, und den Himmelpapa recht lieb hast. Ich gehe nur voraus und will dir dort ein hübsches Stübchen zurecht machen. Ach! Großpapa! fiel das Kind ein, ich gehe mit dir.

Der Großvater lächelte und fuhr, nachdem die Mutter das Kind zum Schweigen gebracht hatte, weiter fort: Ja meine Lieben! ich fühle, daß mein Ende naht, und ich euch verlassen muß. O weinet nicht, sondern freuet euch mit mir, daß mein Tagewerk vollbracht und die Stunde der Ruhe so nahe ist. Der Tod ist nur schrecklich für den, der ein böses Gewissen hat und darum sich fürchten muß, vor Gott zu erscheinen. Wer aber Gott sein Leben hindurch kindlich gefürchtet und deßhalb sein Gewissen rein erhalten hat, für den ist der Tod ein willkommener Freund, der die irdischen Fesseln löset und ihn

frei in die Heimath zurückführt. Ich bin jedoch weit entfernt, die Erde bloß als ein Jammerthal zu betrachten; sie hat ihre Freuden für den, der sie zu finden und zu genießen weiß. Wer reines Herzens, darum frohes Muthes und zufrieden in seinem Innern ist, der wird diese Freuden finden und sie mit Dankbarkeit gegen den Spender derselben und mit Mäßigkeit genießen und dadurch sich stärken, um die Leiden und Bitterkeiten des Lebens desto leichter zu ertragen, welche dagegen wieder den Genuß der Freuden erhöhen. Wie das Wetter und die Jahreszeiten wechseln und durch diesen Wechsel die Erde beleben und befruchten, so sind auch die Schicksale des Menschen wandelbar, und sollen sie ihn nur zur richtigen Erkenntniß seiner selbst und seiner Bestimmung führen, und ihm Gelegenheit und Kraft geben, dieser Bestimmung gemäß zu leben. Du, meine Agnes, meine traute und treue Lebensgefährtin, du weißt es, wie wir die harten Stürme des Lebens mit Gottergebenheit ertrugen, und wie wir im festen Vertrauen auf die Liebe und Güte des Herrn uns überzeugt hielten, daß sie nur unser wahres Glück bezweckten und daß sie uns von einer zu großen Anhänglichkeit an das Irdische bewahren und uns desto fester an das Ewige knüpfen sollten! Du weißt es, wie wir durch die Erfahrung von der Wahrheit unserer inneren Ueberzeugung belehrt und in dieser bestärkt wurden, und wie doppelt angenehm die Sonne des Glückes uns erfreute, wenn die Stürme des Mißgeschickes vorüber waren, und wie wir uns dann gegenseitig ermunterten, immer fest an Gott zu halten und mit frohem Muthe alles, was er über uns ergehen lassen würde, nur als Gabe seiner väterlichen Liebe zu betrachten. Und so wandelten wir zufrieden durch das Leben, bis dessen Abend herankam. Wir haben Niemanden gehaßt und Niemanden gefürchtet; Niemanden wissentlich ein Unrecht oder Leid zugefügt, uns mit unseren Nachbarn stets gut vertragen, uns ihnen gefällig erwiesen, und auch nie einem Armen unsere Thür verschlossen. Wir können daher getrost auf unser vollbrachtes Leben zurückblicken. Schwachheiten, wovon kein Mensch frei ist, wird uns der gütige Vater eben so verzeihen, wie auch wir unsern Kindern solche gern verziehen haben, wenn sie nur dieselben einsahen und Besserung versprachen. Darum kann ich auch dem Tode unerschrocken entgegen sehen, der mich bloß in meine Heimath geleitet, um dort den Lohn für mein vollbrachtes Tagwerk zu empfangen. Seht! ich bin wie eine gezeitigte Frucht; der Kern ist reif für die himmlische Scheune, und darum muß die Schale zerfallen. Du, Agnes! wirst mir bald nachfolgen; bis dahin habe Geduld, und bleibe

unseren Kindern und Enkeln, wie bisher, eine sorgsame liebevolle Mutter und erhalte sie auf dem Wege des Herrn. Und ihr, liebe Kinder, ihr meine beiden Töchter und du lieber Schwiegersohn! verzeiht mir, wenn ich euch gekränkt haben sollte; wissentlich oder gar geflissentlich geschah es nicht, aber im Alter ist man oft mürrisch und launenhaft. Meine Absicht war, wenn ich auch zankte, immer gut und auf euer Bestes gerichtet; ich liebte euch ja, wie ihr wißt, aber nicht blind, sondern, wie es einem rechtschaffenen Vater ziemt, wahrhaft und mit ängstlicher Sorgfalt für eure irdische und ewige Wohlfahrt. Gott hat euch meiner Leitung anvertraut, ihm muß ich auch darüber Rechenschaft ablegen, sobald ich vor ihm erscheine. Befolget treu und gewissenhaft meine Lehren bis zu eurem Lebensende, damit ihr einst, wenn euch der Herr abruft, freudig diesem Rufe folgen und mit reinem Gewissen vor ihm erscheinen könnet. Liebet euch unter einander, seid verträglich und friedfertig mit Jedermann, habt Gott stets vor Augen; seid sparsam, hänget aber nicht euer Herz an irdische Güter, die ihr doch einst verlassen müsset, sondern betrachtet sie als Gaben Gottes, als Mittel zur zeitlichen Wohlfahrt und zu eurem Seelenheil, über deren Gebrauch ihr dem Geber einst zu Rede stehen müsset. Du Heinrich, liebe deine Gattin, meine gute Gertrud, und sei nachsichtig mit ihr und ihr Rathgeber, Schützer und Führer, und du Gertrud sei deinem Heinrich mit Liebe, Treue und Gehorsam zugethan, sei den Kindern eine liebevolle aber strenge Mutter, und überhaupt eine wachsame emsige Hausfrau. Und du meine Louise wache über dein Herz! Traue besonders keinem Manne, bevor du nicht deine Mutter darüber zu Rathe gezogen hast, die deine beste Freundin ist. Das Glück eines Mädchens wird nur zu leicht durch Schmeichler untergraben. Thue nie etwas, dessen du dich vor deiner Mutter und vor dem allsehenden Gott zu schämen hättest. Darum sei vorsichtig in Gedanken, Worten und Werken. Kommt, meine lieben Kinder und empfanget meinen letzten Segen. Die Kinder knieten vor dem Bette nieder, und der Greis sprach feierlich: Blicke, o Herr und Vater! mit Liebe auf diese bisher mir anvertrauten Pfänder Deiner Huld herab; sei Du ihnen von nun an Führer auf allen ihren Wegen; erleuchte ihren Verstand, überall das Wahre, Rechte und Gute zu erkennen, erwärme ihr Herz zur Liebe des erkannten Wahren, Rechten und Guten und stärke ihren Willen, das Rechte und Gute stets zu vollbringen; gib ihnen Muth und Kraft Deine väterlichen Prüfungen mit Geduld und Ergebenheit in Deinen heiligen Willen zu bestehen; wende alles Böse von ihnen ab; laß sie

nicht fallen in der Stunde der Versuchung, sondern halte sie aufrecht, damit sie einst, wenn Du sie abrufest, als bewährte treue Diener in Dein Reich eingehen mögen. Amen. Der Greis sank erschöpft auf das von seiner Agnes ihm zurecht gemachte Kopfkissen zurück und schloß die Augen, nachdem er die Hand seiner Gattin ergriffen und auf sein Herz gezogen hatte. Die Kinder schluchzten und weinten.

In diesem Moment öffnete sich die Thür, und der Pfarrer, begleitet von dem Küster, trat ein. Er war selbst ein hochbetagter Mann mit gebleichten Haaren, und von einem sehr ehrwürdigen Ansehen. Er suchte die Weinenden zu trösten, indem er sehr klar und eindringlich auseinandersetzte, daß der Tod für den Gottesfürchtigen keinen Stachel habe, sondern ein wahrer Bote des Himmels sei, den der Herr sende, um den Geist von der Last des Staubes zu befreien und ihn in ein besseres Jenseits hinüber zu führen, wo ihn, wie der Erlöser verheißen, Freuden erwarten, die keines Menschen Auge je gesehen und keines Menschen Ohr je gehört habe, daß der Tod das Ziel der irdischen Laufbahn sei, auf welcher daher unsere höchste Aufgabe darin bestehe, würdig sterben zu lernen; daß man jedem Glück wünschen müsse, der, wie der sterbende Greis hier, das Ziel so glücklich errungen habe u. s. w.

Er hatte noch nicht vollendet, als der Greis noch einmal die Augen aufschlug und dem Pfarrer die Hand reichte und sie krampfhaft drückte. Er konnte nicht mehr sprechen; hörte aber aufmerksam den Trostworten des Pfarrers zu, der ihm auch das Abendmahl in beiden Gestalten reichte. Noch einmal hob der Greis die Augen starr empor, als schaue er in die Geisterwelt hinüber; sein Mund schien, wie über eine tief gefühlte innere Freude, lächeln zu wollen; er faltete die Hände wie betend, und entschlummerte, um hienieden nie wieder zu erwachen.

Hierauf entfernte ich mich, da ich zu sehr ergriffen war, um noch Zeuge der Trauer sein zu können, die nach dem Tode des Vaters die Hinterlassenen ergriff. Ich fühlte ein tiefes Verlangen, die Lebensumstände des Verstorbenen näher zu erfahren, da er bei seinem Abschiede von den Seinigen eine Bildung verrieth, die man bei einem gewöhnlichen Bauer nicht erwarten kann. Mephi kam meinem Wunsche nur ungern nach.

Ich erfuhr durch ihn Folgendes: Der Verstorbene, Gustav B., war der Sohn eines hochstehenden Beamten in S., der in Geld- und Ehrsucht kein Maaß und Ziel kannte, aber einen tief und scharf eindringenden Verstand, eine bewunderungswürdige Geschäftsgewandt-

heit, ein gefälliges geschmeidiges Aeußeres und eine genau berechnende Klugheit besaß, so daß er der Regierung ebenso unentbehrlich war, als er in der Gunst derselben immer höher zu steigen wußte. Dabei war er, wie es bei Verstandesmenschen, die einem bestimmten irdischen Götzen unbedingt fröhnen, der Fall zu sein pflegt, gefühl- und herzlos; nichts rührte ihn, als der Schimmer des Goldes und der äußeren Ehrenauszeichnungen.

Er war der Mann, den, da er keinem andern Princip als der Geld- und Ehrsucht huldigte, die Regierung zu jedem Plane, zu jeder Maaßregel als willfähriges und taugliches Werkzeug gebrauchen konnte. Seine erste Gemahlin Charlotte, war die Tochter eines reichen Bankiers, Gottfried G. in S., eines ehrgeizigen Mannes, der ihm die Tochter gegen deren Neigung und Willen mit einer reichen Mitgift gab, um mit diesem hochstehenden Manne in Verbindung zu treten und durch dessen Vermittelung Hofbankier zu werden; was ihm auch gelang, da er einen Theil des Gewinnstes, den ihm die Geldgeschäfte mit dem Hofe einbringen würden, an den Vermittler und Schwiegersohn abzugeben versprach.

Gustav war das einzige Kind dieser Convenienzehe, und zugleich der einzige Trost, den seine Mutter in ihrer unglücklichen Verbindung mit einem so kalten gefühllosen Manne hatte. Der Sohn hing auch ganz an der ebenso gemüthlichen als verständigen Mutter, welcher die Erziehung desselben allein überlassen wurde. Sie, ein Opfer der Geld- und Ehrsucht, gab sich alle Mühe, in ihrem Sohne Abscheu gegen diese Leidenschaft zu erwecken, dagegen in seinem zarten Gemüthe die Gefühle des Wahren, Schönen und Guten anzuregen und zu befestigen, seinen Verstand im Denken zu üben und mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, und zu einer kindlichen, ächt religiösen Gottesfurcht heranzubilden.

In seinem achten Jahre wurde Gustav in ein Erziehungsinstitut gebracht, dessen Vorstand ein Freund der Mutter war und alle Eigenschaften besaß, die sein hoher Beruf erforderte. Gustav erwarb sich auch bald durch seine Sittsamkeit, seinen Fleiß, seine Wißbegierde, seine Religiösität und die Offenheit seines Charakters die volle Liebe seiner Lehrer und seines eigentlichen Führers, des Vorstandes des Institutes, der ihm zugleich theoretische und practische Anleitung in der Oekonomie gab, da eine solche mit dem Institute verbunden war und er in dem Knaben eine besondere Vorliebe hierzu bemerkte.

Gustav wurde durch diese ökonomischen Beschäftigungen in freier Luft zugleich körperlich gewandt und kräftig. Je mehr er im Freien

arbeitete, desto behaglicher wurde ihm das Sitzen in der eingesperrten Zimmerluft. Er äußerte daher gegen seine Mutter, die ihn häufig besuchte, den Wunsch, sich ganz der Landwirthschaft widmen zu dürfen. Sie gab diesem Wunsche nach und versprach ihm auch, seinen Vater zu seiner Zeit dafür gewinnen zu wollen. Bevor jedoch dieses geschah, erkrankte seine Mutter und erlag ihrem inneren Grame, als er eben das dreizehnte Lebensjahr erreicht hatte. Sein Vater, dem er seinen Wunsch nicht zu eröffnen wagte, bestimmte nun, daß er im folgenden Jahre das Gymnasium in G. besuchen sollte, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten. Mit Widerwillen bezog Gustav diese Lehranstalt.

Schon im Verlaufe des ersten halben Jahres wurde er gefährlich krank, und die Aerzte erklärten einstimmig, daß seine Leibesbeschaffenheit eine sitzende Lebensart nicht vertragen würde und er deßhalb einen andern Lebensberuf, als das Studiren wählen müßte.

Sein Vater, der sich inzwischen wieder mit Fräulein Amalia v. W., einer Tochter des einflußreichen Oberkammerherrn, Freiherrn v. W. verheirathet hatte, war indessen taub gegen die Erklärung der Aerzte und die dringende Bitte seines Sohnes, sich der Landwirthschaft widmen zu dürfen. Denn er hielt es mit seiner Standesehre für unverträglich, daß sein Sohn sich mit einem so niedrigen Erwerbszweige, wie nach seiner Ansicht, die Landwirthschaft sei, beschäftige; lieber wolle er ihn, so äußerte er, zu Grabe tragen sehen, als durch ihn seine Ehre und Würde verletzen lassen. Seine ihm gleichgesinnte Gemahlin, die den Sprößling der ersten Ehe ohnehin nicht leiden konnte, weil er einst ihrer zu hoffenden Nachkommenschaft einen Theil des Vermögens entziehen würde, bestärkte ihn in dieser Gesinnung insbesondere auch durch Hinweisung auf ihre eigene hochadelige Familie, auf welche der einstige „Bauer", wie sie sich ausdrückte, einen unauslöschbaren Schandflecken bringen würde. Der geheime Grund, aus welcher diese Bestärkung hervorging, war aber die Hoffnung, des Stiefsohnes auf diese Weise, der Erklärung der Aerzte zufolge, durch einen frühen Tod völlig los zu werden.

Gustav bat seinen Vater, ihn wenigstens ein halbes Jahr lang in das Erziehungsinstitut zurückkehren zu lassen, um dort seine Gesundheit wieder stärken zu können. Auch das wurde ihm abgeschlagen, weil der Vater, auf Einflüsterung seiner Frau, den Vorstand jenes Instituts für den Urheber der verkehrten Richtung seines Sohnes hielt und deßhalb besorgte, daß der Aufenthalt desselben an jenem Orte, ihn in dieser Richtung nur noch mehr befestigen würde.

Das väterliche Haus, in welches Gustav nach seiner Krankheit zurückgekehrt war, um sich von derselben zu erholen, war hierzu am Wenigsten geeignet; die Erinnerung an die zärtliche liebevolle Mutter erwachte um so lebhafter und erweckte um so schmerzlichere Gefühle, je kälter und gefühlloser ihm die Stiefmutter begegnete und je mehr ihn der Vater empfinden ließ, daß er ihm die gemeine Gesinnung und den Mangel an Ehrgeiz nicht verzeihen könne.

Gustav fühlte mit jedem Tage tiefer, daß er mit seiner Mutter Alles verloren habe. Zur körperlichen Schwäche gesellte sich Schwermuth, welcher er sicher erlegen sein würde, wenn ihn nicht der mütterliche Freund, der Vorstand des Erziehungsinstitutes, mit dem er in einen geheimen Briefwechsel getreten war, väterlich getröstet und aufrecht erhalten hätte. Auch sein mütterlicher Großvater, der Bankier G. G., nahm sich unerwartet seiner an. Dieser wurde nämlich seit der zweiten Verheirathung des nunmehrigen Geheimenrathes B. von diesem kalt und schnöde behandelt, weil die neue Gemahlin mit dem „bürgerlichen Geldmäckler“, wie sie den Bankier nannte, keinen Umgang haben wollte; auch hatte sie sich öfter auf eine sehr kränkende Weise gegen seine Tochter, die erste Gemahlin des B., geäußert.

So kam es zwischen dem Geld- und dem aristokratischen Stolze anfangs zu einer Spannung und dann zu einem förmlichen Bruch, der für den jungen Gustav die unerwartete Gunst des Bankiers begründete. Um nämlich den Geh.-R. B. und dessen Gattin recht zu ärgern, nahm er sich seines Enkels thätig an und bestärkte diesen in seiner Neigung zur Landwirthschaft. Der Bankier sorgte daher eifrig für Gustav, den schon das Andenken an seine verstorbene Mutter zu dem Vater derselben hinzog. Der Bankier entwarf sogar im Einverständnisse mit dem Vorstande des oft erwähnten Erziehungsinstitutes, dem das Geschick des jungen Gustav sehr am Herzen lag, einen förmlichen Plan für den künftigen Lebensberuf dieses Letztern. Dieser sollte hiernach zwar wieder das Gymnasium in B. beziehen, um vom väterlichen Hause wegzukommen; von dort aber heimlich auf das Landgut des Herrn N. in H., eines Freundes des Bankiers, gebracht werden, um dort sich der Landwirthschaft ganz zu widmen; der Bankier machte sich verbindlich, die Kosten zu bestreiten; nach erreichter Volljährigkeit sollte ihm mit dem mütterlichen Vermögen ein Landgut gekauft werden.

Es hielt schwer, den Jüngling für diesen Plan zu gewinnen, da der Gedanke, seinen Vater zu täuschen, sein Gewissen beunruhigte. Man mußte ihm vorerst gestatten, noch einmal seinen Vater

zu bitten, das Studiren mit einem anderen Lebensberufe vertauschen zu dürfen. Dieß geschah; Gustav wählte den Geburtstag des Vaters zu dieser Bitte, welche er nach den kindlichsten Glückswünschen demselben vortrug und dabei sich auf die Erklärung der Aerzte berief. Er hatte seinen, vorher genau überdachten und einstudirten Vortrag noch nicht ganz vollendet, als der Vater, zornglühend, ihn mit folgenden Worten andonnerte: „Nein! und selbst wenn ich gewiß wüßte, daß das Studiren dich in dem nächsten halben Jahre unter die Erde bringen würde; ich will dich lieber im Leichentuche, als einst zu meiner Schande in einem Bauernkittel sehen. Du hast kein Aederchen von deinem Vater, sondern bist ganz die gemeine bürgerliche Creatur, wie deine Mutter war, die, selbst ohne Sinn für höhere Standesehre, in dir kein Ehrgefühl erwecken konnte, sondern dir von bürgerlichen Tugenden vorgeschwatzt zu haben scheint, die einem Manne von Stand und höherer Ehre in seinem Berufe nur hinderlich sind. Sie hat leider! lange genug gelebt, um in dir jeden Funken von Ambition zu ersticken und ihre niedrige Gesinnung auch in dein Gemüth zu verpflanzen. Vermagst du nicht, dich von dieser Niedrigkeit zu der höheren Lebensansicht, auf welcher dein Vater steht, zu erheben, so ist es wahrlich kein Schade, wenn du deiner Mutter, die dich verdorben hat, bald nachfolgest. Du befreist mich dadurch von Verdruß, und, was noch mehr sagen will, von einstiger Schande. Geh', und laß nie wieder von einer ähnlichen Bitte etwas hören."

Diese Aeußerung wirkte wie ein electrischer Schlag auf Gustav, der Alles eher ertragen konnte, als Schmähungen gegen eine Mutter, die ihn einst so zärtlich liebte und so sorgfältig erzog, deren Bild er daher in seinem Herzen wie ein Heiligthum bewahrte und verehrte. Die Lieblosigkeit, mit welcher ihn sein Vater behandelte, befreite ihn nach seiner Meinung völlig von der Pflicht des Gehorsams gegen denselben, der sich auch in der begehrten Weise mit der Pflicht der Selbsterhaltung nicht vereinigen ließ. Sollte er sich einem Berufe widmen, der ihn nach der einstimmigen Meinung der Aerzte sicher dem Tode in die Arme führen würde? Zu einer solchen Selbsttödtung kann auch ein väterliches Gebot nicht verpflichten. Solche und ähnliche Betrachtungen bewogen nun Gustav, sich ganz dem Willen seines mütterlichen Großvaters hinzugeben. Er verschwand daher bald von der wieder bezogenen Studienanstalt und hinterließ bloß einen Brief an seinen Vater, worin er in ehrerbietigen Ausdrücken die Gründe seines Schrittes auseinandersetzte, ihn zu beruhigen suchte

und zugleich bat, sich seinetwegen nicht ferner zu beunruhigen, indem er sich selbst mit Gotteshülfe in der Welt forthelfen würde. Des Bankiers erwähnte er im Briefe natürlich mit keiner Silbe, da der ganze Plan geheim bleiben sollte. Deßhalb veränderte Gustav für die erste Zeit sogar seinen Namen, um die etwaigen Nachforschungen seines Vaters zu vereiteln, die schon deßhalb schwierig gewesen wären, weil das Landgut des N. in einem anderen Lande lag. Alles, was sein Vater nach der Entweichung that, beschränkte sich jedoch bloß auf eine öffentliche Aufforderung zur Zurückkehr bei Vermeidung der Enterbung. Dazu gab seine Stiefmutter den Rath, welche Hoffnung hatte, bald selbst einen Leibeserben zu bekommen, und daher über die Entweichung Gustav's im Geheimen froh war und sehnlich wünschte, daß er nicht wieder zurückkehren möge. Darum sorgte sie auch, daß die öffentliche Aufforderung den Namen des Entwichenen nur mit dem Anfangsbuchstaben und darauf folgenden Sternchen bezeichnete und nicht zu sehr verbreitet wurde. Diese Aufforderung kam auch niemals in Gustavs Hände, der von derselben eben so wenig durch seine Freunde Kenntniß erhielt; denn diese vermieden es absichtlich, ihm von seinem Vater Nachricht zu geben, wornach er sich auch gar nicht sehnte. Für ihn war dieser gestorben, wie er sich denn auch wirklich als einen elternlosen Waisen betrachtete.

Gustav, dessen Gesundheit mit jedem Tage kräftiger wurde, erwarb sich bald die volle Zufriedenheit und Gunst des Herrn N., der sich alle Mühe gab, diesen fleißigen, bescheidenen und sittlich reinen Jüngling zu einem tüchtigen Landwirthe auszubilden. Gustav wußte auch die Liebe und Freundschaft des Ortspfarrers Georg Sch. zu gewinnen, welcher, ein Universitätsfreund des oft erwähnten Erziehungsinstitutsvorstandes, von diesem in das Geheimniß eingeweiht wurde und es übernahm, die sittlich-religiöse Ausbildung des Jünglings zu leiten. Diesem Manne, der im Geiste des Vorstandes des Erziehungsinstitutes den sittlich-religiösen Bau fortführte, hatte Gustav am Meisten zu danken; denn durch ihn wurde er der gottesfürchtige, gottergebene und sittlich-kräftige Mann, als den er sich nachher durch sein ganzes Leben bis zum Tode bewährt hat.

Von seinem achtzehnten bis zu seinem sechs und zwanzigsten Lebensjahre verwaltete Gustav drei verschiedene Güter nach einander und hatte sich bis dahin bereits ein bedeutendes Kapital erspart, da er auch die Summen, welche ihm sein Großvater bis dahin jährlich zufließen ließ, schon von den ersten Jahren an größtentheils auf

Zinsen legen konnte; denn Herr N. gab ihm gleich anfangs Kost und Wohnung, so daß er nur für seine Kleidung zu sorgen brauchte, und von seinem achtzehnten Jahre an zog er als Verwalter ansehnliche Gehalte. Um diese Zeit hörte die großväterliche Unterstützung auf. Der Bankier hatte nämlich durch die Fallimente mehrerer Häuser große Verluste erlitten und wurde dadurch außer Stand gesetzt, seinem Enkel fernere Hülfe zu leisten, deren dieser auch nicht mehr bedurfte. Er übernahm jetzt durch die Vermittelung des Herrn N. ein herrschaftliches Pachtgut von mittlerer Größe in H. und führte seine mehrjährige Braut, Agnes Sch., die einzige Tochter seines Freundes, des Pfarrers Sch., als Gattin heim. Diese brachte ihm zwar keine große Mitgift, wohl aber Eigenschaften zu, welche kein Reichthum ersetzen kann oder welche vielmehr der wahre Reichthum sind. Sie war keine blendende Schönheit, jedoch von einem anmuthigen Körperbau und einnehmenden Gesichtszügen, aus welchen ihr heller Verstand, ihr reines, heiteres Gemüth, ihr tiefes und warmes Gefühl, kurz alle jene Eigenschaften hervorleuchteten, deren Inbegriff die wahre Weiblichkeit bildet.

Mit Gustav in allen höheren menschlichen Angelegenheiten völlig gleich gesinnt — denn Liebe, nicht conventionelle Rücksichten führten beide zusammen — hatte sie in allen häuslichen und ökonomischen Geschäften gediegene Kenntnisse, langjährige Erfahrung und große Gewandtheit. Sie war sparsam ohne Geiz, anständig und nett in ihrem Anzuge, ohne Prunk und Gefallsucht, und gegen Jedermann freundlich, ohne Schmeichelei, und gesprächig, ohne Schwatzhaftigkeit. Nach Beendigung der zehnjährigen Pachtzeit kauften sie das Gut in M., auf welchem Gustav sein Leben beschloß. Sie hatten mancherlei Prüfungen zu ertragen. Sie wurden durch die Franzosen zweimal rein ausgeplündert, verloren drei Kinder durch den Tod, und ihre zwei ältesten Söhne blieben in Rußland. Von dem mütterlichen Vermögen erhielt Gustav nichts, da sein Vater in gewagten Speculationen auch dieses verlor und überdieß während der französischen Revolutionszeit sich durch seinen Ehrgeiz verleiten ließ, mit dem ersten Consul Bonaparte in eine geheime hochverrätherische Verbindung zu treten, die aber zeitig entdeckt wurde und ihn in eine Untersuchung verwickelte, in deren Folge er abgesetzt, aller Würden und Titel verlustig erklärt und zu zwanzigjährigem Zuchthause verurtheilt wurde, von welchem er sich jedoch durch die Flucht rettete. Gustav nahm den Flüchtling, den das Geschick in der Verkleidung eines Bauers in sein Haus führte, freundlich auf und verpflegte ihn, nach-

dem sie sich gegenseitig erkannt hatten, mit kindlicher Zärtlichkeit bis zu dessen Tode, der nach drei Jahren erfolgte. Im Hause seines Sohnes lernte der einst so stolze geheime Rath erst das wahre Glück des Menschen kennen. Er sah ein, daß alles Irdische vergänglich, die Wurzel alles Uebels aber Geld- und Ehrgeiz sei, und bereute bitter sein verlornes Leben.

---

## Siebentes Kapitel.

Geist und Körper. — Der Elisabethbrunnen. — Das deutsche Haus. — Der kalte Frosch. — Der Studentenpfad. — Spiegelslust. — Die deutsche Blume.

---

Eine Unpäßlichkeit fesselte für einige Tage meinen Geist so sehr, daß er nicht im Stande war, sich auf seinen Schwingen in höhere Regionen zu erheben; er konnte darum den irdischen Staub, den Körper, nicht verlassen.

Sonderbares Verhältniß! je gesünder, lebenskräftiger und jugendlicher der körperliche Organismus ist, desto freier, leichter und thätiger fühlt sich auch der Geist; und doch ist es wieder zugleich der Geist, welcher den Körper in seinen Functionen hemmt oder belebt, niederdrückt oder erhebt, zerstört oder erhält.

Schone darum, o Mensch, und besonders du, o Jüngling, den die Lebensfülle so leicht zur Lebensverschwendung verleitet, schone deinen Leib des Geistes wegen. Jede Schwächung oder Lähmung des physischen Organismus stutzt die Flügel des Geistes, lähmt dessen Schwungkraft und befleckt dessen goldenes Gefieder mit düsteren Flecken, die keine Ewigkeit je wieder ganz vertilgen kann. Hast du durch den Körper den Geist deprimirt, so wird dieser selbst wieder im Gefühle seiner Erniedrigung der Zerstörer des Körpers, und da, wo die ursprüngliche Harmonie zwischen Geist und Körper einmal gestört ist, wo der geschwächte Körper gegen den Geist, und der zerrüttete Geist gegen den Körper wüthet, da erwartet dich Mißmuth, Melancholie, Verzweiflung, Selbstmord! ja, die eingetretene und fortgesetzte Disharmonie ist schon an und für sich ein — langsamer Selbstmord. Halte aber auch den Geist heilig, schon des Leibes wegen. Ist der Geist klar in seinen Begriffen, rein in seinen idealen Anschauungen und kräftig in seinen reinen Bestrebungen, so wirkt er wie eine Sonne auf die Erhaltung, Kräftigung und Belebung des Körpers; spannt er einen stets heiteren Bogen über die irdische Lebensbahn; gibt er jedem körperlichen Genusse eine geistige

Würze, wie dem leiblichen Leiden heilenden Balsam, und verleiht er überhaupt dem irdischen Leben eine höhere Weihe.

Mein nächster Ausflug, nachdem die Unpäßlichkeit gehoben war, beschränkte sich auf die Umgebung Marburgs. Ich hatte nämlich eine große Sehnsucht, die eine oder andere Scene wieder zu sehen, die ich so oft in Gesellschaft der Meinigen oder inniger Freunde bewundert hatte. Auf Mephi's Vorschlag wurde Spiegelslust gewählt.

Es war ein heiterer Septembertag, und es hatte eben vier Uhr geschlagen, als wir in den Gestalten zweier Musensöhne Arm in Arm durch die Stadt, den Steinweg hinab, dem Elisabether-Thor zu wanderten. Wir besahen außerhalb des Thors links den Elisabethbrunnen, zu welchem jetzt zwei steinerne Treppen hinabführen. In der mit Steinen geplatteten Tiefe, deren Mauerwände ein längliches Viereck bilden, springt das klare, schmackhafte Quellwasser aus zwei Röhren.

Wäre dieser Brunnen, sagte Mephi, der den Namen der heiligen Elisabeth führt, in der Nähe eines Klosters, so würden die Mönche schon längst das Wasser in Wein verwandelt haben. Ich lächelte. Lache nicht, entgegnete er; es ist mein voller Ernst. Sie würden zwar nicht das Wasser selbst in Wein verwandelt, aber dieses doch so einträglich gemacht haben, daß sie von den Erträgnissen desselben ihre Fässer mit Wein zu füllen und voll zu erhalten im Stande wären. Sie hätten über der Quelle das Bild der heil. Elisabeth gesetzt und dem Wasser selbst in Verbindung mit gewissen Andachtsverrichtungen an die Elisabeth Wunderkraft gegeben. Man hätte zu dem Ende einen Mönch oder einen anderen Vertrauten an irgend einem langwierigen Uebel leiden lassen, das die Aerzte nicht hätten heilen können, und das endlich durch dieses Wasser nach längeren Andachtsübungen vor dem Bildnisse der Heiligen gehoben worden wäre, oder man hätte wenigstens erzählt und verbreitet, daß so etwas geschehen sei; und die Fama würde dann ihrerseits nicht verfehlt haben, die Wunderkraft auf alle möglichen Krankheiten und Leiden auszudehnen.

Aber, sagte ich, die Täuschung würde bald verschwunden sein; denn das Wasser würde die gehoffte Wirkung nicht herbeigeführt, das Uebel nicht geheilt haben.

Da sprichst du, Freundchen, wie ein Fremder in Israel. Du solltest doch die Menschen besser kennen, und wissen, daß eine von der Klerisei anerkannte Wunderkraft nie aufhört wirksam zu sein,

wie die vielen Wallfahrtsorte seit Jahrhunderten beweisen. Denn bald hülft der enthusiastische Glaube dem Uebel, das oft nur eingebildet ist, wirklich ab, bald wird dieses durch die Bewegung und Diät während der Wallfahrt und durch die Luftveränderung gehoben; bald hört es später von selbst auf, und man schreibt die Heilung der Wunderkraft zu; und wird Jemand gar nicht geheilt, so verheimlicht er, wenn es thunlich ist, das Uebel, und gibt vor, daß es vorbei sei, weil er fürchtet, man möchte sonst die Wirkungslosigkeit der Wallfahrt seiner Verworfenheit zuschreiben, wegen welcher sein Gebet ohne Erhörung geblieben sei. Die Mönche hätten wenigstens immer, wenn das Wasser nicht hälfe, zur Rettung der Wunderkraft die Einrede gehabt, daß die Andacht nicht inbrünstig genug gewesen oder nicht rein von Sünden erfolgt sei. Ueberdieß würden sie schon dafür Sorge getragen haben, daß, um die Kundschaften nicht zu vermindern, von Zeit zu Zeit wirklich Jemand durch das Wasser geheilt worden wäre, d. h. durch Geld und gute Worte gewonnen oder durch frommen Betrug getäuscht ausgesprengt hätte, daß er geheilt worden sei. Der Zweck heiligt die Mittel, wie du selbst aus Erfahrung weißt. Wie trefflich wußte man nicht die, von den faulenden Leichnamen der 1809 bei Innsbruck erschlagenen und auf einer Anhöhe dort vergrabenen Franzosen entstandenen Irrlichter als die Glanzstrahlen heiliger Leiber zur Wunderkraft und zu einem einträglichen Brauhause zu benutzen? Du hörtest ja selbst 1815 von den großen Wunderkuren, welche diese französischen Soldaten in ihren Gräbern verrichteten. Dieß konnte ich freilich nicht in Abrede stellen.

Die Bilderverehrung, verbunden mit den Wallfahrten, fuhr Mephi fort, war ein Meisterstück unserer Politik, wodurch wir den heidnischen Götzendienst in das Christenthum verpflanzten und das Gedeihen der reinen Früchte dieses Letzteren zu hemmen wußten. Es ist für mich eine wahre Lust, wenn ich die frommen Leutchen z. B. über die wichtige Frage streiten höre, welche Madonna, ob die zu Absams bei Hall in Tyrol, oder die in Altenötting in Baiern, oder die in Mariazell, oder die in Loretto die wunderthätigste sei? Wenn ich eine überreife Mamsell den heil. Antonius mit Bitten bestürmen höre, er möchte sie doch bald unter die Haube bringen, oder wenn ich an jene Frau denke, die das aus dem Ofen gezogene Josephsbild in die Hand nahm und zu ihm sagte: Höre, wenn du das zerrüttete Uhrwerk in dem Hirnkasten meines Sohnes nicht bald wieder in Ordnung bringst, so werfe ich dich wieder ins Feuer! oder —

Ach, Mephi, fiel ich ein, verschone mich mit diesen Dingen! Ich bin heute gar nicht aufgelegt, über solche Gegenstände zu sprechen oder darüber sprechen zu hören. Und doch warst du selbst einst ein großer Verehrer der Heiligen, und machtest Wallfahrten mit!

Allerdings! ich schäme mich dessen nicht, und wahrlich, ich fühlte damals, als ich es that, nicht weniger Kraft in mir, als jetzt. Es war die Poesie der Jugend, freilich keine griechisch-schöne, aber darum nicht weniger erhebend, und wie die Individuen, so müssen auch die Völker, ehe sie zum Mannesalter gelangen, ihre poetische Periode haben; nur Schade und Schande, daß man Völker künstlich in der Kindheit oder im Knabenalter zu erhalten sucht! Dann artet freilich die Poesie ins Bizarre, Groteske und Fratzenhafte aus; die Jugendjahre schlagen in Flegeljahre um, und die Völker geberden sich dann wie alte Gecken, welche jugendlich-anmuthig liebeln wollen.

Wir kamen an die lange neu gebaute steinerne Brücke. Mephi stand stille und lächelte schalkhaft, indem er in die Höhe blickte. Was machst du, Mephi? fragte ich, du siehst doch keinen neuen Stern? Ach nein! entgegnete er, ich sehe bloß die welken Eichenblätter eines Triumphbogens; und da dachte ich bei mir selber, wenn sie noch grün wären, so könntest du einen Kranz davon mitnehmen, um daraus ein Schild für dein jetziges Gastzimmer zu machen. Grüne Schilde, wie du weißt, sind für Gasthäuser, respective Kneipen, sehr empfehlend; und da der Triumphbogen einst so viele Menschen herbeigelockt hat, so würde, glaubte ich, ein Schild von demselben Material auch eine gleiche Wirkung für dein Gastzimmer haben, und du nicht genöthigt sein, so allein und verlassen in demselben zu sitzen.

Ich schwieg zu dieser etwas bitteren Bemerkung und wandte meine Blicke auf die freundliche Natur, die links und rechts ihren herbstlichen Schmuck entfaltete. Rechts ergötzte mich der Anblick der Bieneninsel mit dem ländlich anmuthigen Hause und dem niedlichen Gärtchen. Hinter derselben erhebt sich die ehemalige deutsche Ordensballei, das deutsche Haus genannt. Diese Ballei wurde von der westphälischen Regierung aufgehoben und von der restituirten kurhessischen, trotz der Ignorirung der usurpatorischen Zwischenherrschaft, nicht als fortbestehend betrachtet, sondern die Aufhebung stillschweigend anerkannt.

Das Haus der Ordensherrn diente in der restaurirten kurhessischen Zeit anfangs als landesherrliches Palais; nachher mußte es das mineralogische, zoologische und physikalische Kabinet, das che-

mische Laboratorium, die Entbindungsanstalt und die Garnisons-menage in sich aufnehmen, und zuletzt wurde das mineralogische Kabinet daraus entfernt, um die Entbindungs- und Hebammenanstalt zu erweitern; und der Flügel, in welchem sich die Menage befand, dem kurfürstl. Landgerichte eingeräumt. Eine solche Revolution erlitt dieses Haus in so kurzer Zeit!

In den Hallen, wo einst die keuschen Ordensritter, eine der vielen Zierden des gepriesenen Mittelalters, haus'ten, üben jetzt angehende Aerzte an kreißenden leichtfertigen Dirnen die Entbindungskunst ein, werden physikalische und chemische Experimente gemacht, Thierskelette vorgezeigt, Käufe abgeschlossen, Concurse decretirt, Rechtshändel geschlichtet u. s. w.; und dieß Alles geschieht an der, hinter dem deutschen Hause emporsteigenden ehrwürdigen Elisabethkirche, welche anstatt auf fromme Ritter, nun auf muthwillige Studiosen, auf freche Mädchen, die ihre Bürden, welche sie verborgen in das Haus brachten, offen auf ihren Armen heraustragen; auf zanksüchtige Bauern u. s. w. herabblicken muß; von den Fenstern zerlumpte Windeln, Unterröcke rc. herabhängen sieht; das Gekreische der Gebärenden, das Weinen der Neugebornen, das Gezänke der Parteien, und das Gelächter, die Scherze und Spottreden der akademischen Jugend anzuhören genöthigt ist und die seltsam gemischten Gerüche aus den Zellen der Kreißenden und dem chemischen Laboratorium als Weihrauch empfängt! Doch solche Satyren hat das hochbelobte Restaurationssystem an vielen Orten in Deutschland auf sich selbst gemacht; es revolutionirt unwillkürlich, während es zu restauriren wähnt! So mächtig waltet der Geist der Zeit, der mit Sturmesgewalt selbst die rückwärts schauende Restauration am Rücken packt und sie rücklings mit sich fortreißt! Das deutsche Haus gleicht einem Riesenkadaver, in welchem Gewürme verschiedener Art ihre Werkstätten errichtet haben und darin ihr Wesen treiben!

Auf der anderen Seite der Kirche befindet sich jetzt, um die Einfassung dieser Kunstperle des Alterthums im Geiste der Zeit würdig zu vollenden, das ärztliche und chirurgische Klinikum mit dem Landkrankenhause! Der sinnige Freund der Geschichte wird dieser Grabesstätte des deutschen Ordens, welche die Kirche noch als Monument ziert, eine Thräne nicht versagen und wegblicken von dem, was der Schwindel der Zeit an der modernden Hülle des Verstorbenen gethan hat!

Links von der Brücke sieht man die deutsche Hausmühle, an deren einem Kanale im Sommer Zelte für Badende errichtet werden,

während man im neuerbauten Hause neben der Mühle auch warme Bäder zu jeder Jahreszeit haben kann. Vor der Mühle dehnt sich ein Garten mit Blumen verschiedener Art, grünen Rasen und mehreren Pfaden für die Badenden bis an die Brücke hin. Der Garten ist von beiden Seiten mit Kanälen eingefaßt, da er nur eine durch die Brücke unterbrochene Fortsetzung der Bieneninsel bildet, die einst den Ordensrittern als Belustigungsort diente. Das Klappern der Mühlräder ergreift wie der Pulsschlag der Zeit, während das sanfte Gemurmel des Wassers in den beiden Kanälen an das Kosen der Liebe erinnert.

Hinter der Mühle jenseits der Lahn steht ein einfaches Haus mit einem Garten; es ist eine im Sommer viel besuchte Schenke, welcher das sinnreiche Publikum den bedeutungsvollen Namen „der kalte Frosch", gegeben hat. Ich wage zwar nicht, den Sinn dieser Benennung zu enträthseln; aber das wage ich dreist zu behaupten, daß es in den Gemüthern derer, welche in demselben im geselligem Kreise beisammen sitzen, oft nordisch kalt und ihr Gespräch oft eben so geistreich ist als das Gequacke der Frösche, und daß ein kalter Frosch kalte Menschen wenigstens an Harmlosigkeit und Unschädlichkeit übertrifft. Ich darf und will die Vergleichung des gewöhnlichen Schlages von Menschen unserer Zeit mit den Fröschen nicht weiter fortsetzen; ich möchte mich sonst in dem flachen Sumpfe der langweiligen Alltäglichkeit mit ihren wuchernden Vorurtheilen, mit ihren kleinlichen Leidenschaften und ihren geisttödtenden Ausdünstungen zu sehr vertiefen; mich in den Labyrinthen der materiellen Interessen verirren und auf die bedenkliche politische Frage gerathen, worin sich der politische Scharfsinn unserer Zeit von demjenigen unterscheidet, welchen die Frösche einst bei der Constituirung ihres Staates an den Tag legten? Die Beantwortung dieser Frage würde mich in eine wahre Verlegenheit setzen und mir wahrlich keine Freunde gewinnen.

Wir verließen am Ende der Brücke die Straße, welche in die Residenzstadt führt, um rechts über die Fluren des ehemaligen deutschen Ordens zum sogenannten Studentenpfad hinaufzusteigen. Dieser Pfad heißt der Sage nach darum so, weil einst ein Student von dem Berge auf demselben herabritt, mit dem Pferde stürzte und todt auf dem Platze blieb. Noch jetzt zeigt man einen Stein, in welchen drei Kreuze eingehauen sind, und welcher in der Mitte dieses Pfades liegt, als Denkzeichen des unglücklichen Sturzes, obwohl es wahrscheinlicher ist, daß dieser Stein einem müßigen Kopfe den Stoff zu jener Sage gegeben habe.

Der Pfad windet sich allmälig an der Seite eines abhängigen Buchenwaldes bis zur Ebene hinauf. Er führt durch anmuthige Schattenlauben, welche die Natur selbst pflanzte, und die Sonne hie und da mit ihren Strahlen durchbricht und dadurch jene Schattirungen, jene Gewebe von Licht und Schatten erzeugt, welche den Wäldern den unbeschreiblichen Zauber gewähren, der den Freund der Natur zum Besuche derselben so unwiderstehlich anlockt. Unten erblickt man links, wenn man hinaufgeht, ein romatisches Thal, dessen gegenüberstehende Seite ein junger Kieferwald bedeckt, durch welchen ebenfalls ein Fußpfad auf dieselbe Ebene führt, die man auf dem Studentenpfade erreicht.

Ehe man auf der Anhöhe anlangt, sieht man unterhalb des Pfades ein spärliches Quellchen hervorsprudeln, das durch sein liebliches Gekose den Wanderer freundlich zur Labung einladet.

Das bunte Colorit der herbstlichen Blätter, das Geflüster des Windes, das flimmernde Gold der das Waldgeflechte durchdringenden Abendsonne und das Gezwitscher einzelner Vögel erheiterten zwar meinen Geist, riefen aber auch Erinnerungen hervor, die mich wieder in Traurigkeit versetzten. „Wer war sonst und wer ist jetzt mein Begleiter?" Doch ich warf einen Blick nach oben, und gewann die alte Heiterkeit wieder.

Rasch ging es nun auf der erstiegenen Fläche durch den stattlichen Buchenhain durch, bis wir an dem westlichen Ende desselben in die Lichtung von Spiegelslust hinaustraten, und das Zauberbild sich vor unseren Augen ausbreitete, welches man von dem Rande des westlichen Abhanges, d. i. von Spiegelslust aus überschauen kann. Diese Stelle des Berges hieß einst Köhlersruh', weil sie einem gewissen Herrn Köhler, einem subalternen Beamten in Marburg zur fast täglichen Ruhestätte diente. Der Platz war damals noch öde und nur rohe Steine lagen umher, welche dem Müden Sitze gewährten.

Herr von Spiegel, welcher sich im Anfange der zwanziger Jahre in Marburg aufhielt, ließ mit großem Kostenaufwande nicht nur die verschiedenen Zugänge zu diesem Platze verbessern und einen derselben sogar fahrbar machen, sondern auch den Platz selbst auslichten, ebenen, ringsumher mit anmuthigen Steingruppen in Gestalt von Felsen zum Stehen und Sitzen besetzen, in der Mitte des geebneten Platzes ein geräumiges Pavillon mit gepflasterten Boden und bemalter Decken erbauen, es mit Bänken versehen und in der Nähe desselben an verschiedenen Stellen Pflanzungen anlegen und Sitze errichten. Von ihm führt dieser Platz nun den Namen Spiegels-

lust, zu dessen Unterhaltung er sogar einen bleibenden Fond bestimmte. Spiegelslust ist die erste Zierde von Marburgs malerischer Umgebung und ein Belvedere, von dem man ein Rundgemälde überschaut, das wenigen andern in Deutschland nachstehen dürfte.

Das Panorama selbst zu beschreiben bin ich außer Stande, obwohl ich mich so oft in verschiedenen Tages- und Jahreszeiten an dem Anblicke desselben erfreute. Es bietet auch eine so reiche Fülle von Scenen der mannigfaltigsten Art und so wundersam gefügte Gruppirungen von Fluren und Wiesen, von Gebäuden und Gärten, von Hügeln, Bergen und Thälern dar, daß selbst der gewändteste Künstler nicht ohne Verlegenheit sein würde, wenn er alle Schönheiten, die sich vor den Augen entfalten, sowohl einzeln als in ihren verschiedenartigen Compositionen naturgetreu schildern sollte. Da zeigt sich links, Wälder und Schluchten überragend, das auf einem abgestumpften Kegel ruhende ehemalige mainzische Stift Amöneburg, wie die Krone auf dem Haupte eines Giganten. Düster blickt dieses Städtchen herüber, denn die gute alte Zeit, die Zeit des Krummstabes, ist für es längst untergegangen, und sein Stift seitdem öde.

Wendet man den Blick von da mehr rechts, so sieht man zunächst Weideplätze und Waldungen, hinter welchen in weiter Ferne Berge emporsteigen, vom blauen Horizont begränzt; sodann weiter rechts den kahlen Frauenberg mit der fast ganz ruinirten — Ruine, dem einzigen Erbstücke aus dem grauen Alterthume, welches die Zeit ihm noch übrig gelassen hat. Dreht sich das Auge nur ein wenig mehr rechts, so öffnet sich ihm das Lahnthal in der Richtung nach Gießen; es erblickt den Hansenhof; es schweift von da auf einer mit Ginster und Wachholdergesträuch bewachsenen Anhöhe, die sich allmälig in's Thal abflacht und in angebautes Feld ausläuft, bei der Ruine Glaskopf vorbei, die an der neuen, jene Anhöhe durchschneidenden Chaussee liegt, hinab zu dem Dorfe Kappel, das von seinen Fluren und Wiesen umgeben und nach Süden mit einem, zum Frauenberg emporstrebenden Walde begränzt ist, zu der Kappler Mühle und der Nähbrücke und ruht mit Wonne in der anmuthigen Gruppe von Bergen und Thälern, welche den Hintergrund dieser Seite bildet, der sich in der Bläue des Himmels verliert.

Unwillkürlich wendet sich jedoch der Blick noch mehr rechts, um auch die rechte Seite des Lahnthales, an dessen äußerster Gränze der Dinsberg von dem Wetzlarer Lahnthale herüberschaut, das Dorf Gießelberg mit dem Zwingenberg zur Seite, dessen weite waldige Oberfläche die reizendsten Spaziergänge darbietet, das Hombergker

Wäldchen und Ockarshausen in den Gesichtskreis hereinzuziehen. Allein das Auge kann hier nicht lange verweilen, ohne in die Hauptscene noch mehr rechts hinüberzugleiten. Es ist dieß die Stadt Marburg, welche sich in ihrer alterthümlichen Gestalt dem Auge darstellt, und als wollte sie recht vollständig durchschaut werden, alle ihre Häuser, schlechte und gute, und alle Merkwürdigkeiten im Thale und an dem gegenüberstehenden Berge zur Schau ausbreitet.

Die Stellung der Stadt gleicht der eines Kriegsheeres, welches im Begriffe steht, das Schloß auf der Spitze des Berges zu erstürmen; Weidenhausen bildet den linken, und die Ketzerbach den rechten Flügel, unten im Thale wartend, bis die Vorposten und das übrige Heer, welches den unteren Theil des Berges besetzt hält, weiter hinaufgedrungen sein werden. Mehr als die Hälfte des Berges ist erklommen, und die Vorposten, das Regierungs- und Obergerichtsgebäude als Anführer an der Spitze, sind den Ringmauern des Schlosses schon sehr nahe.

Der Anblick der Stadt gewährt von diesem Punkte aus einen eigenthümlichen Reiz; die sonderbare Gestalt, in der sie sich um den Berg und an diesem hinaufwindet, und die zugleich Winke über ihre allmälige Entstehung gibt; die berußten hölzernen Häuser, bald zwergig, bald riesenmäßig hoch, aber schmal und mit vom Alter gebeugten Rücken und Häuptern, die, besonders am Steinweg hinauf und die Wettergasse durch, dem Auge die Hintertheile — meist wahre parties honteuses — zukehren; neben und unter diesen auch Häuser und Häuserchen nach neuerem Geschmack und Styl gebaut, bald in puris naturalibes, bald in einem grünlichen, röthlichen oder weißen Gewande, womit man auch hie und da die Gebrechen, Runzeln und Falten der alten zu verhüllen gesucht hat; unter diesem bunten Gemenge von theils bürgerlich ehrsamen, theils Lazaroni-Häusern die großartigen und ehrwürdigen Gebäude aus hohem Alterthume, wie die Kirchen, das Universitätsgebäude, das Rathhaus, das Schloß u. s. w.; rings um diese alterthümliche Stadt die üppigste Vegetation in den unzähligen Gärten, und auf Wiesen und Feldern unten im Thale dies- und jenseits der Lahn; die herrliche Elisabethkirche am Eingange der freundlichen Ketzerbach; das majestätische Schloß an der Spitze des Berges; der Tamelsberg links und die Kirchspitze rechts, das Thal selbst; die Alleen vor dem Barfüßer- und Elisabether-Thor — dieses alles zusammen bildet eine Scenerie, an der man sich kaum satt sehen kann, besonders wenn man noch Ockarshausen derselben hinzufügt. Der Hintergrund dieser Scene ist nicht sonderlich; er ver-

liert sich in Waldungen und sehr fernen Gebirgen, die sich hintereinander wellenförmig erheben.

Noch mehr rechts und als Schluß des Rundbildes zeigt sich das Lahnthal in der Richtung nach der Casseler-Straße. Das Thal ist hier nicht so lebendig und mannigfaltig, wie in der Richtung nach Gießen; Felder und Wiesen von Waldanhöhen begränzt, füllen es jen- und diesseits der Lahn, nur in der fast äußersten Ecke des Thals, von welcher das freundliche Dorf Werda herüberschaut, ist die Gränzwaldung unterbrochen und die Aussicht in die weiten Gefilde von Goßfelden, Wetter u. s. w. geöffnet. Im Hintergrunde steigen auch hier Berge gleich stürmischen Meereswogen hintereinander empor. —

Der Abend war ungemein heiter, und das Thal belebt von Menschen, welche sich mit Feld- und Gartenarbeiten beschäftigten, die der begonnene Herbst eben nöthig machte.

Von der Bleichwiese, auf welcher die weiße und bunte Wäsche an den aufgespannten Seilen gleich Fahnen und Flaggen über dem frischen grünen Rasen im Winde spielte, hörte man das unaufhörliche Geplauder der Wäscherinnen in den verschiedensten Variationen der Stimmen heraufschallen.

Die Sonne hatte sich am fernen Westen bereits bis nahe an die Gipfel der Berge geneigt; sie warf ihre matten Strahlen noch auf das herbstliche Thal herüber und verbreitete über dasselbe jenen melancholisch-schönen Reiz, der dem in's Röthliche spielenden Golde der scheidenden Herbstsonne in so hohem Grade eigen ist. Wie das Auge des Ewigen voll Güte und Liebe schien sie auf mich herüber zu blicken und mir scheidend Trost und Muth zuzuwinken.

Der schauerliche Glockenschlag der Elisabethkirche tönte die fünfte Stunde herauf, und bald folgte das noch schauerlichere Abendgeläute von dort und von der lutherischen Kirche nach. Wie viele Generationen haben diese Glocken, seitdem sie auf ihren Stühlen prangen, mit ihren ehernen Zungen schon zur Andacht und zum Grabe gerufen, und wie viele werden sie noch rufen, bevor auch sie die schonungslose Zeit zerstört?

Es ist ein erhebender Gedanke und zugleich ein Wink für die Unsterblichkeit des Geistes, daß die Werke, die dieser mit seiner Kraft in's Dasein ruft, das physische Leben seines Körpers lang überdauern. Wahrlich der Geist, dessen Schöpfungen Jahrhunderten Trotz bieten, kann nicht mit dem Staube zerfallen, der ihn umhüllt!

Die Abendlüfte kos'ten mit den Zweigen und Blättern der Bäume, die sich geschäftig hin= und herbewegten und sich einander zuneigten, als wenn sie sich wichtige Neuigkeiten gegenseitig mitzutheilen hätten, oder in einem sonstigen interessanten Gespräche begriffen wären.

Wissen wir denn aber auch, ob die Pflanzen nicht wirklich in ihrer Weise mit einander verkehren, und der Wind ihnen nicht als Organ dient, oder ihnen Kunde von fernher bringt? Ach wie viel haben wir nicht einst noch zu lernen! Und der Wind selbst, der bald mädchenhaft scherzt und spielt, bald männlich ernst weht, die Luft reinigt, die Wolken zusammen= und forttreibt, um die Erde zu begießen oder zu beschneien, bald mit fanatischer Wuth das Meer aufwühlt, mit dem er kurz vorher noch schäckerte, die Wellen himmelan schleudert, Schiffe wie Federbälle umherwirft, deren Masten wie Schilfe zerknickt und die Kiele an Felsenriffen zerschellt, Bäume entwurzelt, Gebäude zerstört, bald Kälte, bald Wärme ausathmet, bald sich in die Klüfte der Erde verkriecht und diese mit Allgewalt schüttelt, so daß die Berge wanken, Häuser einstürzen, neue Inseln aus dem Schooße der See hervorspringen, und alte untertauchen; — dieser Wind, was ist er, woher kommt er, wohin geht er? Ach unser Wissen ist Stückwerk, und wohl dem, der zu dieser Einsicht gelangt ist; er ist auf dem Wege zur Weisheit!

Von der Tiefe des Gehölzes drangen die lieblichen Töne eines Waldhorns hervor, welche das Echo gelehrig wiederholte und gebrochen in der Umgegend verbreitete. Kein musikalisches Instrument, die Flöte im Gebirgswalde geblasen etwa ausgenommen, versetzt mein Gemüth in eine so melancholisch=ernsthafte Stimmung, wie das Waldhorn, wenn es in der freien Natur erschallt; es ist mir, als riefe eine Geisterstimme aus der fernen Heimat zu mir herüber, um mich an diese tröstend zu erinnern und zur Heimkehr freundlich einzuladen, und die Natur entsinkt mir dann mit allem ihrem nichtigen Flimmer wie ein bares Skelett, und es zieht mich mit magischer Kraft empor zum Wesenhaften; aber dennoch blicke ich, wie ein Kind auf das entkleidete Puppengestelle, mit Wehmuth auf die nackte Natur zurück, deren Glanz mich zuvor so mächtig fesselte!

Die Musik ist überhaupt jene Zauberin, welche uns Menschen zur unsichtbaren Geisterwelt emporträgt; sie ist gleichsam eine aus magischen Tönen zusammengefügte Leiter, auf der wir zu den Geistern empor, und diese zu uns hernieder steigen.

Während ich in dem Anblicke der Naturschönheiten vertieft war, betrachtete Mephi mit sarkastischem Lächeln die Bänke und Säulen

des Pavillons, indem er sich an den obscönen Zeichnungen und Knittelversen ergötzte, womit die thierische Gemeinheit auch dieses Heiligthum beschmutzt hat. Ich überließ ihn seiner Laune, die zur Stimmung meines Gemüthes am Wenigsten paßte, und bat ihn, zu schweigen, als er von den Waldscenen, die er mit angesehen, zu sprechen anfangen wollte.

Wir waren bereits im Begriffe, Spiegelslust zu verlassen, als wir einen volltönigen Männergesang hörten. Es war ein Trupp Studiosen, welcher sich an einem nahen Abhange unter dem Schatten einer Eiche gelagert hatte und das Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland", sang. Ich blieb stehen und horchte, ganz Ohr, bis das Lied zu Ende war.

Als wir fortgingen — wir schlugen den nächsten Weg nach Weidenhausen ein —, verzog Mephi sein Gesicht, wie er stets zu thun pflegte, wenn er über uns Menschen sich zu belustigen vor hat, und sprach: Ein schönes Lied, und zum Glücke noch immer ein wahres Gedicht; sonst hätte dieser Sang auch für die Deutschen keinen Reiz mehr. Denn die Deutschen sind ein sehr poetisches Volk, das unaufhörlich in der Welt des Idealen schwelgt, und dabei die triste Wirklichkeit vergißt. Sieh! wie dieser poetische Traum die Studiosen begeistert hat! Geberden sie sich nicht, als wenn sie, die Gegenwart vergessend, der Erfüllung dieses Traumes entzückt entgegen harreten? Euer Volksdichter Schiller, der eben darum so beliebt ist, weil er stets in dem Gebiete des Idealen herumschwärmt, spricht in der Resignation von zwei Blumen, die für die Menschenkinder zur Auswahl blühen; „sie heißen Hoffnung und Genuß." Ich würde die erstere die deutsche Volksblume nennen, weil sie vorzüglich dem deutschen Volke vom Schicksale beschieden ist und dieses sich auch im Besitze derselben recht glücklich fühlt. Sie ist im Grunde auch weit beseligender als die andere Blume. Denn der Genuß sättigt, erregt in seinen Wiederholungen Eckel, enttäuscht und ist überhaupt höchst prosaisch; die Hoffnung dagegen sättigt nie, steigert sich durch eine lebhafte Phantasie, eckelt nie an, deckt die Täuschung nie auf, und ist poetisch und ewig blühend.

Du sagst, „die Hoffnung täusche;" o nein! die Hoffnung täuscht nie, sondern nur die Wirklichkeit, wenn sie der gehegten Hoffnung nicht entspricht, die ja mit der Verwirklichung des Gehofften verschwindet, und darum nicht täuschen kann. Wie glücklich fühlten sich die Deutschen nicht, als sie nach dem Freiheitskampfe auf die künftige Verfassung Deutschlands noch hoffen konnten? Man

gab ihnen den Genuß, in dem deutschen Bunde und in vielen, vielen schön verfaßten Constitutionen; waren sie jetzt zufriedener, glücklicher als zuvor? Ich halte deßhalb diejenigen Regierungen in Bezug auf Deutschland für die populärsten, d. h. für die dem Geiste der Deutschen am Meisten angemessenen, welche ihre Völker in politischen Dingen mit der Blume Hoffnung ergötzen. Viele Regierungen sahen dieß auch bei Zeiten ein, und hielten deßhalb mit der Erfüllung der erregten Hoffnungen, die man auch Versprechungen nennt, wohlweislich bei Zeiten ein. — Inzwischen gelangten wir wieder in meinem Gastzimmer an.

---

## Achtes Kapitel.

Aridon Waldig und dessen Gedicht. — Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung. — Italien. — Der Bandit. — Das Kriegsrecht. — Eine Scene in Neapel.

---

„In Bezug auf meine Bemerkung über die Hoffnungslust der Deutschen will ich dir auch ein Gedicht mittheilen, zu welchem Arndt's Lied, das wir gestern singen hörten, Veranlassung gab, welches aber nicht aus der Periode des deutschen Hoffens herrührt, sondern während der Zeit des Genusses der deutschen Freiheit, ja erst zu der Zeit verfaßt wurde, wo der deutsche Gaumen sogar noch die neue Frucht des Zollverbandes zu schmecken bekam, wie eine der letzten Strophen beweis't.

Der Verfasser, Aridon Waldig, als Schriftsteller, zumal als Dichter ganz unbekannt, war ein eifriger Anhänger der deutschen Sache und ein begeisterter Verehrer Arndt's, dessen Lieder bekanntlich den Enthusiasmus der Deutschen so sehr entflammten. Er nährte, wie sein Freund S. Jnardo, die sichere Hoffnung, daß Deutschland als ein wahres Utopien aus dem heiligen Kriege, wie ihr ihn nanntet, hervorgehen werde.

Der Krieg war beendigt, der Friede geschlossen, und sein geträumtes Utopien erschien nicht, sondern ein deutscher Bund. Waldig ward darüber ganz desperat, denn sein Traum blieb — ein Traum. Seine schöne Hoffnung war ihm entrissen, und der Genuß des Bundes, an den er nicht dachte, eckelte ihn an. Er verließ daher Deutschland, das er für verloren gab, und ging nach Frankreich, England, Spanien und endlich nach Griechenland, für dessen Freiheit er mit Auszeichnung kämpfte. Doch als auch Griechenland ein absolutes Königthum wurde, so mochte er auch dort nicht mehr bleiben. Er kehrte nach Frankreich zurück und half nachher den Thron der Bourbone stürzen. Frankreich sollte nun, so glaubte und wünschte er, eine Republik werden.

Es geschah nicht, sondern man errichtete einen neuen Thron, den man Julithron nannte, und setzte einen neuen König darauf, und diesen taufte man zum Bürgerkönig, der auch anfangs in Paris, mit dem Regenschirm in der Hand, herumspazierte und jedem Wasserträger hübsch bürgerlich die Hand drückte. Denn die Franzosen wollten keine Unterthanen, sondern nur Bürger sein; darum machten sie einen König, der keine Unterthanen haben sollte; ein bis dahin unerhörtes Ding! Allein der König war klug, und die Bürger mußten sich gerade so zum Gehorsame bequemen, wie anderwärts die Unterthanen; und er wußte die Dinge wieder so in's alte Geleise zurückzubringen, daß sich der Julithron und der Bürgerkönig nur dem Namen nach von dem bourbonischen Thron und König mit Unterthanen unterschieden. Waldig wanderte nun nach Belgien, wo ihm aber die Jesuiten den Aufenthalt bald verleideten.

Die gemachten Erfahrungen blieben jedoch nicht ohne Nutzen für ihn. Er kam zur Besinnung und zu der Ueberzeugung, daß es nicht angehe, Staaten nach den überspannten Ansichten einzelner Köpfe umzuformen, sondern daß es dabei darauf ankomme, die Interessen der Mehrheit auf eine verständige Weise zu befriedigen, und daß sodann die Einzelnen sich dem Willen der Mehrheit fügen müßten.

In sein deutsches Vaterland zurückgekehrt, nahm er sich daher ernstlich vor, sich mit politischen Gegenständen gar nicht mehr zu befassen, sondern in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften und der Landwirthschaft zu leben. Er kaufte sich ein kleines Gut in B., wo er noch lebt.

Jnardo trat seitdem wieder in Correspondenz mit ihm. In einem der Briefe erinnerte er Waldig an die alten Zeiten und die damaligen Hoffnungen, und fügte am Schlusse an: „Was würde Arndt jetzt über des Deutschen Vaterland sagen? Lieber Waldig! was denkst du jetzt darüber? Was ist, Freund! des Deutschen Vaterland jetzt?“

Als Antwort hierauf sandte ihm Waldig dieses Gedicht, mit der Bitte, ihn mit politischen Fragen nie wieder zu behelligen; denn er sehe jetzt nur zu gut ein, daß sein einstiger politischer Enthusiasmus eine wahre Thorheit gewesen sei, mit der er sich nur das Leben auf lange Zeit verbittert habe. Es sei ihm daher ein schmerzliches Gefühl, wenn ihn Jemand an diese Thorheit erinnere, die zu vergessen sein sehnlichster Wunsch sein müsse.

So sprach und erzählte Mephi, als wir uns am folgenden Tage auf dem Wege nach Italien befanden, und überreichte mir das oben erwähnte Lied, das ich hier meinen Lesern mittheile:

## Was ist des Deutschen Vaterland?

### Ein Lied von A. Waldig.

„Was ist des Deutschen Vaterland?"
 Ach, Freund! das weiß ich nicht;
Doch wie's gerieth in diesen Stand
 Verkünd' dir mein Gedicht.

Du weißt, einst gab's ein deutsches Reich,
 Doch das war morsch und hohl;
Es stieg kein Saft mehr in's Gezweig,
 Kein Ast war, wie er soll.

Die Aeste wollten Bäume sein,
 Die Krone stand entlaubt;
Wie könnte denn ein Baum gedeih'n,
 Wenn blätterlos das Haupt?

Drum sank die deutsche Eiche bald,
 Als von dem Westen kam
Ein Ungethüm in Aar's Gestalt,
 Und sie zum Sitz sich nahm.

Was dann geschah, ist allbekannt;
 Die Aeste nahm der Aar,
Die er dann fest zusammenband,
 Das Band von Eisen war.

Was war des Deutschen Vaterland,
 Jetzt unter's Joch gebeugt?
Und was der Bund in Adlers Hand?
 Die deutsche Zunge schweigt!

Und schweigt die deutsche Zunge auch,
 Ich sag' es frank heraus:
Den Bund gebraucht' der Aar als Schlauch,
 Das Land zu saugen aus.

Es gab kein deutsches Vaterland,
 Die Zwietracht hat's zerstört!
Den Deutschen jochte Fremdling's Hand,
 Die Schmach war unerhört!

Die Fürsten bebten auf dem Thron,
Die Throne wankten sehr!
Doch immer kommt ein solcher Lohn
Von Trug und Zwietracht her.

Doch endlich sah man's Uebel ein,
Man überzeugte sich,
Vertrau'n und Eintracht wär' allein
Dem Lande förderlich.

Man sprach vom deutschen Vaterland,
Vom deutschen Reich und Recht,
Und hab' das Volk nicht freie Hand,
Sei auch der Fürst nur Knecht.

D'rum Fürst und Volk sich jetzt verband,
Ich hör' die Schwüre noch!
Zu kämpfen für das Vaterland,
Zu brechen fremdes Joch.

Und Ein Reich sollte Deutschland sein,
Ein freier, kräft'ger Staat,
In dem jed' Volk, ob groß, ob klein,
Ein freies Stimmrecht hat.

Die Zunge sollt' entfesselt sein,
Frisch blüh'n die Wissenschaft.
Und Kunst und deutscher Sinn gedeih'n,
Gedeih'n der Deutschen Kraft!

Der Kampf gelang, die Kette sprang,
Und Deutschland war befreit;
Der deutsche Muth den Aar bezwang,
Der einst das Reich entzweit.

Der Jubel scholl durch's Vaterland,
Frei athmete die Brust,
Die Hoffnung frische Kränze wand,
Berauscht von Siegeslust.

Ersteh'n wird nun der neue Bau,
Der freie deutsche Staat!
So hoffte jeder deutsche Gau,
Da man's versprochen hat.

Erstand das neue Vaterland,
Wie man vorher that kund?
Ach nein! Man ließ das alte Band
Und nannt' es „Deutschen Bund!"

Was ist des Deutschen Vaterland
Jetzt? Freund! ach frag' mich nicht;
Die Zunge ist mir festgebannt,
Den Geist erhellt kein Licht!

Und Ideale faß' ich nicht,
Ich bin kein Philosoph;
Nur leise spricht ein Traumgesicht:
O glaube, schweig' und hoff'!

Genug, daß die Kartoffel blüht
Im deutschen Vaterland,
Und seine Gauen fest umzieht
Der deutsche Zollverband;

Und daß der deutsche Bund dich schützt
In deiner sanften Ruh';
D'rum schließe, Freund! wenn es auch blitzt,
Getrost die Augen zu.

Und bist du von dem Schlaf' erwacht,
So freue dich und sag':
Ist's auch im deutschen Lande Nacht,
So bleibt's doch Bundes-Tag!

So ganz scheint Waldig, bemerkte ich, nachdem ich das Gedicht durchlesen hatte, den alten Hang zur Politik noch nicht abgelegt, wenigstens noch nicht die vollständige philosophische Ruhe erlangt zu haben, zu deren Gewinnung freilich auch ein längerer Zeitraum, als ein paar Jahre, nöthig ist und das vorrückende Alter das Meiste beiträgt.

Gar oft und nur zu gern täuscht sich der Mensch über seinen Gemüthszustand; er denkt, in seinem Innern herrsche völlige Windstille; er horcht, und nicht das leiseste Säuseln dringt in sein Ohr; er schaut in sein Herz und findet, daß der Thermometer der Leidenschaften gerade auf Null steht. Er freut sich über die horazische aequa mens; aber die Freude hat noch nicht sein ganzes Ich durchdrungen, als er etwas sieht oder hört, was mit seiner Hauptneigung oder Leidenschaft in einem Abstoßungs- oder Anziehungs-Verhältnisse

steht, und es beginnt in der Tiefe seines Busens zu gähren, und der Thermometer steigt allmälig, es braus't, zischt und kocht, und gluthheiß dringt das Blut von den Herzkammern in alle Theile des Körpers; das Gehirn fibert, die Zunge regt sich, um dem innern Drängen Luft zu verschaffen, die Augen rollen unruhig hin und her und treten dann basiliskenartig hervor, um die von Innen herauf getriebenen feurigen Geschosse loszusenden; die Haare heben sich, die Zähne knirschen, die Hände dehnen die Finger zum Greifen oder um sie in Fäuste zu ballen, sogar der Fuß hebt sich, um auch sein Theilchen von dem innern Sturme in die Erde zu entladen — und siehe, der über seine Ruhe noch kurz zuvor frohe Mensch ist wieder — der alte, der von der Leidenschaft beherrschte! So lange der Mensch bei gleichgültiger Umgebung über seinen Zustand *denkt*, und *horcht* auf sein Inneres, ist natürlich Ruhe vorhanden, da sein ganzes Selbst in den Gedanken gebannt und auf sein Horchen gespannt ist.

Aber wenn es von Außen stürmt und wittert, wenn düsteres Gewölk sich auf sein Gemüth lagert, und rings um ihn her Blitze zucken und Donner krachen, da hört sein Denken und ruhiges inneres Schauen auf; denn das ungestüme Gewitter trifft unmittelbar die innerste Tiefe seines Gemüthes — und der Kopf wird confus und verblüfft — sein Schiff ist ohne Steuermann, ohne Compaß und mitten in der stürmischen See!

Wahrlich, die *Selbstkenntniß* ist ein schwieriges Studium, da wir zum Betriebe desselben kein anderes Hülfsmittel haben, als eben das Selbst, das zugleich das Object des Forschens ist.

Hierzu kommt als eine neue Schwierigkeit die Eigenliebe, die das Auge des Geistes trübt, besticht und überhaupt unsicher macht, und wir finden unser Selbst anders, gefälliger und besser, als es an sich ist. Zudem können wir uns nur zur Zeit der Ebbe beobachten, und doch tritt die wahre Gestalt des Selbsts gerade in der Zeit am Nackt'sten hervor, wenn die Fluth es aufgeregt hat. Und glauben wir endlich uns in Wahrheit erkannt, die Hauptneigungen entdeckt, die Schwächen ermittelt, und das ganze Federwerk der Leidenschaften und Affecte durchschaut zu haben, so ist inzwischen eine Periode der Lebensumgestaltung dahin, und eine neue hat an ihrer Stelle begonnen — und wir *sind* nicht mehr ganz, was wir zuvor *waren*; wir müssen unser Studium wieder von Neuem beginnen! Und doch hängt von der Selbstkenntniß, dieser Wurzel der Weisheit, die schwere Kunst der *Selbstbeherrschung* ab, ohne welche der Mensch einem sich selbst überlassenen Luftballon gleicht, dessen Ge-

schick von den äußeren Winden und der inneren Füllung abhängt, und der nach langem, unstäten und planlosen Hin- und Herschweben endlich, wenn die Füllung ausgegohren hat oder die äußeren Winde ruhen, zusammen- und herabsinkt, wie es eben der Zufall fügt.

Ohne Selbstbeherrschung ist kein Lebensglück möglich, keine Bürgschaft gegeben, daß der Mensch ein sich vorgestecktes Ziel wirklich erreichen, überhaupt auf betretener Lebensbahn beharren, nicht über die Geleise hinausgleiten und über Klippen und Felsen hinabstürzen und im Sturze seinen Untergang finden werde.

Und wie wäre Selbstbeherrschung möglich, wenn der Mensch sich selbst nicht kennt? wenn bei unvorhergesehenen Anlässen Leidenschaften auftauchen, an die er nie gedacht, und Affecte gleich Vulkanen losbrechen und seine Besinnung mit ihrer Lava überschütten, ohne daß er früher von ihrem Dasein Kenntniß erlangt, geschweige eine solche Heftigkeit vermuthet hatte? Er wird vom Sturme ohnmächtig und hülflos fortgerissen, wie ein schwacher unkundiger Knabe von schengewordenen Pferden. Und hat der Sturm ausgetobt, ach, dann kommt die Ruhe und Besinnung meistens zu spät, meistens erst wenn das Lebensglück zertrümmert oder doch für eine lange Dauer beschädigt ist, und die Reue hinkt hinten nach, durchfrißt mit sicherem Zahne die Stützen der Ruhe, untergräbt die Besinnung und weckt die Verzweiflung aus dem Schlafe, die sodann wüthet und raset, bis die Behausung zusammenstürzt, wenn sie dieselbe nicht gar mit Gewalt einreißt, — „und," fiel Mephi unterbrechend ein, „treibt den Herrn des Hauses mit dem Stachel des bösen Gewissens in unsere Scheune.

Der Mangel an Selbstbeherrschung ist in der That einer unserer besten Kuppler. Hat der Mensch einmal in übereilter Hitze einen Fehltritt in einen Sumpf hinein gethan, so verliert er, zumal wenn Scham hinzutritt oder die Eitelkeit gekränkt ist, gar zu leicht den Kopf, und es ergeht ihm wie einem Vogel, der in ein Netz gerathen ist und im unbesonnenen Eifer, sich von demselben loszumachen, sich nur noch mehr verwickelt; er sinkt immer tiefer und tiefer, bis er endlich gar nicht mehr heraus kann und zuletzt im Sumpfe untergeht.

Die Selbstgefälligkeit stellt sich die Selbstkenntniß und Beherrschung auch als etwas gar Leichtes vor und erweckt jenes Selbstvertrauen, das am Sichersten zum Falle führt."

Da sprichst du einmal wieder die Wahrheit, versetzte ich; nur dürfte zu unterscheiden sein: das Selbstvertrauen, welches der Selbstkenntniß und Beherrschung vorangeht und darum über beides als

über unnöthige Dinge hinwegsieht, führt zum Verderben; nicht aber dasjenige, welches der Selbstkenntniß und Beherrschung, als deren Product nachfolgt; nur darf auch dieses nicht in Ueberschätzung der Selbstkraft übergehen. Dieses Selbstvertrauen bewährt sich eben als die practische Selbstbeherrschung; sie ist die Ausübung dieser Kunst. Der Selbstüberschätzung steht als entgegengesetzter Fehler die Selbstverzagtheit gegenüber, die bei der Theorie der Selbstbeherrschung stehen bleibt, sie aber nie practisch zu üben im Stande ist, oder wenigstens die Principien verkehrt anwendet. Sie ist weit verderblicher als die Selbstüberschätzung, da sie in einem Mangel an Selbstkraft besteht, während diese meistens eine Folge von einem Uebermaaße der Selbstkraft ist.

Dir, entgegnete Mephi, habe ich meines Wissens die Wahrheit nie vorenthalten; denke nur an die Spinne! — und noch eine Wahrheit, und ich hoffe, du wirst sie zu seiner Zeit zur mittelbaren Förderung unserer Zwecke — du weißt, was und wie ich es meine — gehörig zu gebrauchen wissen: Eure Religion, wie sie das Priester- und Pfaffenthum gemodelt hat und handhabt, ist ein Haupthinderniß der Selbstkenntniß und Beherrschung. (Ich stutzte und horchte begierig und Mephi fuhr fort:) Ja ja eure Religion! Nicht nur ist schon ihr Geist auf das passive Erdulden und Ertragen alles Ungemachs gerichtet und darum nicht geeignet, die Selbstkraft zu erwecken; sondern die Klerisei gab diesem Geiste auch noch eine übertriebene Auslegung und practische Richtung dadurch, daß sie die Selbstkraft bis auf Null reducirte und so den Menschen zu einer Maschine machte, die sie mit ihren, zu ihrem Interesse ersonnenen Künsten auf beliebige Weise bewegt und lenkt.

Der Mensch, sagt sie, vermag durch sich selbst gar nichts, sondern er hat Alles nur von der Gnade des Ewigen zu erwarten, und diese Gnade, wohl gemerkt, spendet sie; sie tritt als die Vermittlerin zwischen dem Ewigen und euch Laien auf, die ihr also erst warten und die Klerisei anflehen müßt, bis sie euch — mehr oder weniger — Gnade zukommen läßt. Dieß ist noch nicht genug; sie, die Religion in der genannten Gestaltung, oder die Klerisei — dieß ist der Wirkung nach einerlei — gibt jedem Menschen überdieß zwei entgegengesetzte Wesen — einen Engel und einen Teufel — als beständige Begleiter zur Seite, wovon der Eine ihn rechts und der Andere links ziehen will, der Eine ihm die guten und der Andere die bösen Gedanken in's Ohr bläs't, der Eine mit einem Worte ihn zum Himmel und der Andere recta via zur Hölle führen will.

Hat nun der Mensch gute Gedanken und handelt er gut, so ist dieß nicht sein Werk; die Gnade hat ihm die Kraft verliehen, der Stimme des Engels zu folgen und uns Teufeln Trotz zu bieten, und handelt er böse, so müssen wir die Schuld auf uns nehmen; wir waren, heißt es, zu ungestüm und zu unwiderstehlich gewesen, und hätten ihn so mit Gewalt zum Bösen fortgerissen. Es ist eine bekannte Sache, daß die Sünder gar zu gerne ihre Sünden uns in die Schuhe schieben wollen.

Die Selbstbeherrschung ist bei diesem Gnadensysteme theils überflüssig, da sie durch die Gnade ersetzt wird, theils nutzlos, wenn die Gnade fehlt. Das Vertrauen auf eigene Kraft gilt vollends als Sünde. Ferner macht das bequeme Sündenvergebungssystem die schwere Kunst der Selbstbeherrschung ganz entbehrlich. Wozu auch seine Leidenschaften und Neigungen beherrschen, da man der Sünden in jedem Augenblicke so leichten Kaufes los werden kann? Du weißt, wie weit es die Jesuiten, die wir gern als unsere Meister anerkennen, mit dem Beichte- und Bußewesen getrieben haben. Je mehr die Menschen sündigen, desto besser steht sich die Priesterschaft dabei. Je mehr Seuchen und Krankheiten, desto nothwendiger und gesuchter sind die Aerzte und Apotheker; und wahrlich die Klerisei läßt es an Heilmitteln für kranke Gewissen nicht fehlen. Diese Mittel haben zudem für die Gewissen eine ganz besondere Wirkung; sie schläfern sie so tief ein, daß sie im Leben nicht leicht wieder wach werden und stumpfen die Stacheln derselben jedenfalls so ab, daß sie ihre Besitzer nicht im Geringsten mehr incommodiren können. Die Absolution wäscht alles wieder rein, und den Mohren weiß wie Schnee. Hat sich Jemand auch sein ganzes Leben hindurch in Lastern und Sünden gewälzt; es thut nichts, wenn er nur, vor seiner Abreise nach Jenseits noch hübsch seine Sünden einem Kleriker bekennt und von ihm die Absolution empfängt, so geht er mit diesem Freipasse gerades Weges zum Himmel; denn er hat vorher sein Saldo gezogen und kein Deficit hinterlassen. Ja ein Sünder, der sich bekehrt, soll dem Ewigen sogar angenehmer sein, als neun und neunzig Gerechte; und wer würde nicht wetteifern, diese Apothekerprocente des Wohlgefallens zu gewinnen, da es auf eine so bequeme Weise geschehen kann? Dieses plötzliche Reinwaschen und Ersteigen des Himmels mit den Siebenmeilenstiefeln ist nicht bloß den katholischen, sondern auch den übrigen christlichen Kirchen eigen. Denn sonst würden z. B. diese Letzteren nicht zugeben, daß ein Verbrecher hingerichtet würde, da ein solcher die Seligkeit nur erlangen kann; wenn ein so plötzliches

Sündenwegspülen möglich ist; die Reue ist in einem solchen Falle, wo das Beil über dem Nacken schwebt, gewöhnlich keine Folge der inneren Selbstkenntniß — wo sollte die auch herkommen? der Criminalproceß bewirkt sie wahrlich nicht! — sondern die natürliche Folge der Furcht vor dem Tode, zumal da viele Verbrecher dieser Art nie einen Unterricht genossen haben, sondern in Verbrechen und Lastern aufgewachsen und diese ihnen völlig zur Gewohnheit geworden sind. Man setze einen so bekehrten Verbrecher plötzlich in Freiheit und man wird sich bald überzeugen, wie seine Reue beschaffen war. Endlich, um nur noch Eines zu berühren, verlangt die Klerisei von solchen, die vollkommen werden wollen, völlige Abtödtung des Fleisches, und geräth so auf den entgegengesetzten Abweg, der zuletzt, da die Extreme sich berühren, gerade dahin führt, wohin man durch den Mangel aller Selbstbeherrschung kommt.

Je mehr der Mensch am Fleische klopft, desto frecher erhebt es sich, wie dieß die Natur des Gegensatzes mit sich bringt. Das Fleisch gleicht hierin einem bösen Weib, von dem ihr sagt, daß man durch Schläge eher neun Teufel hinein, als einen heraus treibe. Die Schläge kitzeln das Fleisch, Freundchen, wie die Jesuiten — ich komme immer wieder auf diese Unübertrefflichen zurück — aus Erfahrung wissen, die durch die Geißel mehr als eine Frau gewonnen haben. Eure sogenannten Heiligen, deren Verdienste gar oft bloß in diesen Abtödtungsversuchen bestanden, wüßten davon zu reden. Sie peitschten ihr Fleisch unaufhörlich, und wurden mit dieser Abtödtung in der Regel nicht eher fertig, als bis das Alter oder der Tod ihnen zu Hülfe kam und das Werk vollendete. Hatten sie eine Leidenschaft wirklich hinausgeprügelt, so stand wieder eine andere desto heftiger da; sie trieben bloß das Geschäft der Enthauptung der Medusa. Gewöhnlich jedoch zogen sie die Leidenschaften nur groß und stark, indem sie dieselben aus dem Schlummer wach geißelten, und vermöge des Gegensatzes sie nach dem Maaße der Schläge kräftigten. Und wenn sie dann groß und unwiderstehlich geworden waren, so mußten wir arme Teufel wieder herhalten, indem man uns vorwarf, daß wir den frommen Flagellanten die zu erstürmende Seligkeit mißgönnten, und ihnen darum unter der Maske der Leidenschaften so arg zusetzten.

Du weißt, wie der Antonius sich mit uns Teufeln herumschlug, indem wir, wie man sagte, unaufhörlich in der Gestalt reizender Mädchen auf ihn losgestürmt hätten. Ja, ja, der alte Adam kann durch Ruthen und Geißeln, wenn sonst auch nichts mehr hülft, immer

wieder auf die Beine gebracht werden, wie alte Sünder so gut wissen, als eure Heiligen!

„Mephi! du übertreibst; so arg, wie du die Sache darstellst, ist sie denn doch nicht. Ich will mit dir nicht disputiren; aber darin, daß der Mensch alles, was er ist, nur Gott zu verdanken hat, der ihm das Wollen und Können gibt, lasse ich mich nicht irre machen.

Wenn alle meine Kräfte sinken wollen, dann erhebe ich mit kindlicher Demuth mein Auge nach oben zu unserem Vater und er erhört immer mein geistiges und wahrhaftes Gebet. Ich bin ganz überzeugt, daß ich aus und von mir selbst nichts vermag; und wenn es in mir warm wird da, wo es Wahrheit, Recht und Tugend gilt, dann fühle ich tief, daß eine höhere Kraft in mir waltet, die mich treibt und meinen Muth zum Kampfe stählt. Der Mensch ist und lebt wahrhaft nur dann und so lange, wenn und wie lange er seinen Stütz-, und Standpunkt in Gott setzt und davon nicht abgleitet. Und die Christusreligion, mag man sie auch noch so sehr verzerren und verunstalten, sie ist und bleibt doch immer die größte Wohlthat, womit der Allvater die Erde gesegnet hat. Wie würde es um das Menschengeschlecht stehen, wenn ihm nicht diese Leuchte angezündet worden wäre? Hört die Sonne darum auf, die belebende Kraft, die Spenderin des Lichtes und der Wärme zu sein, weil einzelne Schurken mit ihren concentrirten Strahlen Häuser in Flammen setzen, oder schwarzes Gewölke sie verhüllt?

Nein, Mephi! es soll dir nicht gelingen, mich in der tiefen Ehrfurcht, die mir die christliche Religion einflößt, dadurch wankend zu machen, daß du die entstaltenden Zuthaten der Menschen und die Mißbräuche, die man mit ihr getrieben hat und noch treibt, mit ihr schlau zu vermengen und so sie selbst zu entwürdigen suchest. Schon gestern und früher wagtest du Aehnliches, und ich muß bald glauben, daß deine Besuche nicht so fast meine Erheiterung, als vielmehr das Bestreben bezwecken, mich in meiner Religiosität und in der Christusreligion zu erschüttern und so mich in's Verderben zu stürzen."

Ich wurde heftig, und fing sogar an gegen Mephi zu schimpfen, der aber ganz kalt erwiderte: „Es ist eine schöne Sache um die Selbstbeherrschung; aber es ist leichter darüber zu sprechen, als sie practisch auszuüben." Er verzog dabei sein Gesicht und sah mich starr und ernsthaft an.

Ich fühlte den Vorwurf, der in diesen Geberden und in diesem Blicke lag. Ich suchte wieder einzulenken und sagte: „Ach, Mephi, nimm mir's nicht übel; der Eifer für die Religion hat mich etwas

in Enthusiasmus gebracht." Mephi lächelte sarkastisch und versetzte: „Enthusiasmus! hem! das muß ich euch Menschen nachrühmen, auf's Schminken versteht ihr euch ganz perfect. Es fehlt euch nie an einem schönen Wort, um eine mißgestaltete Neigung, eine grinsende Leidenschaft damit herauszuputzen, und sie so in eine ehrsame, wohlgelittene, ja sogar hofirte Dame umzuwandeln!

Der Zorn z. B., ist eine häßliche Leidenschaft, der Jedermann — es versteht sich, wenn sie auf fremdem Herde auflodert — abhold ist. (Mephi warf mir einen durchbohrenden Blick zu, als er fortfuhr:) Gibt man ihm aber den Anstrich von Enthusiasmus, dann zieht alle Welt den Hut vor ihm ab und macht tiefe Referenzen vor ihm. Gewisse Leute, par exemple — hier machte Mephi eine höhnische Verbeugung vor mir — gerathen daher nie in Zorn, da sie sich vollständig in ihrer Gewalt haben, sondern nur in Enthusiasmus! Nimm mir's nicht übel, Freundchen, dein Enthusiasmus hat mich in muntere Laune gebracht. Ich bin ein großer Verehrer dieses Enthusiasmus und überhaupt nie aufgeräumter, als wenn ich höre, wie ihr Menschen euch selbst und gegenseitig so trefflich belügt, und gegen euch selbst so wie gegeneinander so gefällig seid, eure Lügen für gute gangbare Wahrheiten zu halten. Ihr nennt dieses Lügen und Belügen guten feinen Ton, Höflichkeit u. s. w. Wir haben in unserer Buchführung dafür eine andere Benennung; nun, das ist kaufmännische Gewohnheit, die nicht gern alte technische Namen aufgibt, und eurem Gebrauche im Leben keinen Abbruch thut.

Wenn ich dir übrigens versichere, daß ich durchaus keine Absicht habe, deiner Religion und Religiosität zu nahe zu treten, da du gerade mit diesen Dingen unsern Zweck, den ich dir oft nannte, mittelbar am Besten förderst; so wirst du mir nicht glauben, weil ihr Menschen einmal gewohnt seid, uns für die eigentliche Lügenschmiede zu halten. Nun! was man selbst ist, muthet man Anderen gar zu gern zu, und wenn ihr uns nicht hättet, denen ihr die Urheberschaft der Lüge zuschreiben könntet, so müßtet ihr diese selbst übernehmen, und das vertrüge sich mit eurer selbstgefälligen Eigenliebe freilich nicht. Wir lassen es uns auch gern gefallen; denn in der kaufmännischen Buchführung macht es keinen wesentlichen Unterschied, ob die Waare von erster oder zweiter Hand kommt."

„Ja, Mephi! ich glaube deiner Versicherung. Ich gestehe offen, daß ich in der kurzen Zeit deiner Besuche von dir mehr Wahrheiten erfahren habe, als in einem mehrjährigen Umgange mit Menschen. Schmeichelei z. B. ist dein Fehler gar nicht. Bin ich an deine un-

genirte Manier erst einmal gewohnt, dann werde ich auch nicht mehr so leicht in Hitze gerathen."

Das gute Vernehmen war so zwischen uns wieder hergestellt, als wir Calabriens äußerste Gränze betraten, um mich an den unbeschreiblich ergreifenden Scenen der Natur zu laben, die sich besonders in dieser Gegend vor den Augen entfalteten.

Ich will mich auf keine Schilderung der Landstriche einlassen, die wir im Durchfluge sahen. Wer kennt das Land nicht schon, „wo die Citronen blühen," wenigstens aus den unzähligen Beschreibungen, die wir von dieser zauberischen Halbinsel besitzen?

Italien ist das merkwürdigste Land in Europa; alles ist großartig, was es bietet, seine Natur wie seine Geschichte. Wie wird man nicht überrascht, wenn man von den Alpen hinabsteigt, und zuerst die italische Luft und den Wohlgeruch einathmet, den die Oliven und Citronen um den Lago Maggiore und dem Lago di Garda verbreiten, und man dann weiter fortschreitet, und überall Meer, Flächen und Berge wie im geheimen Einverständnisse zusammenwirken sieht, um das Klima zu mäßigen, den Boden zu befruchten und die Schönheiten der Natur in ihren vollsten Reizen zu entfalten?

Alles, was die Natur Entzückendes und Imposantes hat, findet sich in Italien in den wundersamsten Gruppirungen vereinigt; üppige Ebenen, steile Alpen, Seen mit italienischer Heftigkeit wallend, majestätische Flüsse, die in ihrem Uebermuthe nicht selten die Ufer überschreiten und die Anwohner in Schrecken setzen, schattige Wälder, ewige Eisfelder, Vulkane, Erdbeben u. s. w. Gerade in Calabrien, da, wo wir verweilten, sieht man unter den südlichen Gluthen der Sonne und dem reinsten Himmel rechts anmuthige Thäler mit Cedern und Orangen in reicher Fülle geschmückt, und links abschüssige Bergjoche, Schnee und Eisstrecken und nordische Bäume und Pflanzen, durch welche nordische Stürme wehen.

Und Italiens Geschichte, wer kann sie lesen, von den Etruskern bis herab auf die neueste Zeit, ohne von Ehrfurcht, Bewunderung und Wehmuth tief ergriffen zu werden? Der Etrusker hohe Kultur, die ewige Roma, diese Weltstadt der alten und neuen Zeit, welche in der alten Zeit wie eine Sonne fast den ganzen damals bekannten Erdkreis allmälig in ihr politisches Planetensystem hineinzog; welche ihre Adler, ihre Kultur, ihre Einrichtungen und Sprache in alle Theile der Erde entsandte — noch jetzt zeugen die Ruinen ihrer Straßen, ihrer Kastelle, ihrer Wälle, ihrer Institute, ihres Rechtes, ihrer Sprache, die noch ganze Nationen radbrechen oder in kindischer

Unbeholfenheit nachlallen, allenthalben von ihrer einstigen Weltherrschaft — welche, nachdem ihrer Hand das Zepter der politischen Weltregierung entsunken war, sich aus den Ruinen ihrer Größe, wie ein Phönix aus seiner Asche, in neuem Glanze als geistige Weltbeherrscherin wieder erhob und im Vatican das Capitol mit dem blitzenden Gott wieder erstehen ließ; welche zu den Meisterwerken des Alterthums das größte von Allem, was die wiedererwachte Kunst der neuern Zeit zu schaffen vermochte, hinzufügte, und so den staunenden Forscher in Zweifel läßt, was erhabener sei, die gigantischen Ruinen der alten Kunst und Größe oder die frischen lebensvollen Schöpfungen der neuen Zeit, indem die alte Roma sich nur, wie eine büßende und weinende Magdalena, deren zerstörte Züge die ehemaligen Zauber der jugendlichen Fülle und Schönheit allenthalben verrathen, auf die Erde hingeworfen zu haben scheint, um der neuen christlichen Roma mit dem Kreuze, deren Glorie und Herrlichkeit ihre Verehrung in Demuth und Zerknirschung zu bezeigen.

Sodann die blühenden und kräftigen Republiken der Lombardei, von Genua, Toskana und dem meerbeherrschenden Venedig und die Kämpfe in der mittleren Zeit; die Bestrebungen der Kunst und Wissenschaft; die Mißgeschicke in der neueren, und selbst die wiederholten vulkanischen Ausbrüche des alten Nationalgeistes in den neuesten Zeiten, das Murren des Unmuthes und das zornige Rütteln an den Ketten — kurz Alles, was dieses Eden der Erde darbietet, erregt Interesse, Bewunderung, Staunen oder Schmerz und Wehmuth.

In einer Schlucht der Abbruzen nicht ferne von der Straße gewahrten wir eine kräftige Mannsgestalt von mittleren Jahren, in dürftige Kleidung gehüllt, über die ein weiter röthlicher Mantel geworfen war; die herabhängenden Krämpen des Huts ließen das magere braune Gesicht nur zur Hälfte sehen. Er reinigte einen Dolch vom frischen Blute, und steckte ihn in eine lederne Scheide, die in der rechten Seitentasche der Beinkleider verborgen war. Hierauf zog er ein Madonnenbild, das an einem schmalen Bande um den Hals bis herab auf die Brust hing, hervor, legte den Hut zur Seite, nahm das Bild vom Halse und lehnte es, nachdem er es dreimal geküßt hatte, auf einen Felsenriff hin, kniete vor ihm nieder, faltete die Hände und betete drei Paternoster und Ave Maria. Er erhob sich sodann, hing das Bild, das er sorgfältig im Busen verbarg, wieder um, bedeckte sich mit dem Hute und ging der Straße zu. Seine Gesichtszüge waren heiter, die braunen Augen glänzten wie vor Freude, und um seine Lippen, welche die gesunden weißen Zähne nicht ganz

verdeckten, spielte ein frohes Lächeln, das die innere Zufriedenheit verkündete. Mephi nahm schnell die Gestalt eines vertrauten Freundes dieses Mannes an, während ich unsichtbar blieb, ging ihm entgegen und hielt mit ihm folgendes Gespräch:

Mephi. Guten Tag, Signor Pietro! ist dir das Wild endlich in's Garn gekommen?

Pietro. Ah! grüß Gott, Signor Francesko! Wenn du etwas früher gekommen wärest, so hättest du mir helfen können. Es war kein kleines Stück Arbeit. Der Marchese war jung und rüstig. Wahrlich, wenn der erste Stich nicht so gut getroffen hätte, so weiß ich nicht, wie es mir ergangen sein würde. Aber dieser, der sich etwa eine Handbreit neben dem Herzen einsenkte, verdutzte ihn so, daß ich ihm einen zweiten zu versetzen im Stande war, bevor er den Hammer, der neben ihm lag, ergreifen konnte.

Ich habe nicht umsonst so oft zur Jungfrau Maria gebetet, daß sie mir diesen Marchese endlich einmal zuführen und mir bei dem Werke beistehen möchte. Denn ich wußte, daß ich meine Noth haben würde. Wie ich ihn auf dem Boden liegen hatte, ergriff er meine Gurgel mit einer Kraft, die mir gefährlich geworden wäre, hätte nicht der Blutverlust aus den beiden Wunden seine Hand bald gelähmt und seinem Leben ein Ende gemacht, das zu beschleunigen ich ihm einen dritten Stoß in die Brust versetzte. Und so hat mir Maria sichtbar geholfen. Das Werk ist, Gottlob! vollbracht, und ich kann zu den als Handgeld erhaltenen 20 Zechinen die weiteren 50 sammt dem vollkommenen Ablaß auf zehn Jahre, den mir der Cardinal noch obendrein versprochen hat, mit gutem Gewissen in Empfang nehmen. Darum habe ich unserer lieben Jungfrau Maria auch sogleich nach vollbrachter That aufrichtig gedankt.

Du weißt, man hat in unserer Zeit seine Noth, wenn man sich und die Seinigen ehrlich ernähren will, da es so selten etwas zu verdienen gibt, und die Arbeit meistens schlecht bezahlt wird, weil die Concurrenz im Verhältniß zum Bedürfnisse auch in unserem Metier, wie in jedem anderen, zu groß ist. So, wie der Cardinal D***, zahlt nicht Jedermann.

Mephi. Nun! ich gratulire dir herzlich zu diesem Glücke.

Pietro. Ich danke schönstens; ich habe aber auch lange gelauert, und viele vergebliche Gänge gemacht, bis ich den Marchese endlich sicher in meine Hände bekam. Wahrlich! die Herren wissen es nicht, wie sauer wir unser Geld verdienen müssen, sonst würden sie ein

Einsehen nehmen und uns besser bezahlen. Der Cardinal ja, Respect, der weiß die Arbeit zu würdigen und zahlt gut.

Mephi. Wie kam es denn, daß der Marchese dir hier in die Hände gerieth?

Pietro. Wie das eigentlich zuging, kann ich dir, Signor Francesko, wirklich nicht sagen. Der Cardinal beschied mich vor einigen Tagen zu sich und sagte, daß ich heute um die und die Stunde den Marchese hier allein treffen würde. Und so war es auch. Du weißt, der Marchese M** hatte in dieser Gegend ein Landgut, auf dem er sich oft aufhielt, und oft in dem Gebirge einsam umherstreifte, um Steine aufzusuchen, die seine besondere Passion gewesen sein sollen. Vielleicht wußte der Cardinal ihm durch einen seiner Bekannten vorzuspiegeln, daß gerade an dieser Stellen ein seltenes Gestein zu finden sei. Ich traf ihn wenigstens mit einem Stück Stein in der Hand, und neben ihm lag ein Hammer.

Mephi. Weißt du, lieber Pietro, nicht, warum der Cardinal diesen Marchese exp dirt haben wollte?

Pietro. Das kann ich so genau nicht sagen; du weißt ja, es ist unsere Sache nicht, sich darum zu bekümmern, und es schickt sich auch nicht, nach so etwas zu fragen. Wir verrichten die Arbeit, die uns aufgegeben wird, nehmen dafür unser Geld und damit Punktum. Ich vermuthe indessen, daß Eifersucht die Haupttriebfeder war. Der Cardinal soll nämlich den Marchese einmal bei der Signora A., seiner Geliebten, die er auf dem Landhause in N. unterhält, angetroffen haben. Antonio R., ein Diener des Cardinals, mit dem ich sehr vertraut bin, sagte mir auch, daß der Marchese dem Cardinal zu tief in die Karten gesehen und einmal gedroht hätte, ihn wegen unterschlagener öffentlicher Gelder anzuzeigen. Doch ich kann nichts von dem verbürgen, und kümmere mich, wie schon gesagt, auch nicht weiter darum; ich bekomme meinen redlich verdienten Lohn und meinen Ablaß, und das ist für mich genug. Wenn ich das Geld empfangen habe, will ich auch, ich habe ein Gelöbniß gethan, eine heilige Messe der Jungfrau zu Ehren lesen lassen; sie wird dann gewiß so gnädig sein, und mir bald wieder ein ähnliches gutes Verdienst zuschanzen.

Das weitere Gespräch betraf Familienverhältnisse des Pietro, die für mich kein Interesse hatten.

Nun, was sagst du zu diesem frommen Banditen? fragte Mephi lächelnd, als er Pietro verlassen hatte.

Ich konnte natürlich mein Staunen und Befremden über eine solche Verblendung nicht unterdrücken, welche den Lohnmord als ein

erlaubtes ehrliches Gewerbe betrachtet und damit sogar die Religion auf eine so gotteslästerliche Weise in Verbindung bringt.

Mephi. Dem bornirten, und durch Sitte und Gewohnheit gefesselten Verstande des Menschen ist jede Abnormität von dem heimischen Leben stets sogleich auffallend und befremdend; er stutzt und staunt, und findet es nicht der Mühe werth, tiefer darüber nachzudenken, Vergleichungen anzustellen und so zu erforschen, ob nicht im eigenen und jedem anderen Lande Analogieen anzutreffen seien.

Ich. Nein, Mephi, in allen civilisirten Staaten ist, Gottlob, Lohnmord als Verbrechen verpönt.

Mephi. Dieß ist auch in allen Staaten Italiens der Fall. Welche Gesetzgebung könnte auch anders verfahren? Keine Regierung wird den Privaten das Recht einräumen, selbst oder durch Andere zu morden. Ich hatte aber etwas ganz Anderes im Sinne, und ich sehe wohl, daß dein Verstand mich nicht begriffen hat. Du findest es befremdend, daß jemand im Auftrage eines Anderen morden und dabei fromm und ruhigen Gewissens sein könne, und er die Schuld der That, sich selbst täuschend, von sich auf den Mandanten wälze, und sonach den Lohnmord als eine Erwerbsquelle betrachte und betreibe.

Ich. Allerdings befremdet es mich, und wen sollte es nicht befremden und in seinem Innersten empören, wenn er hört, daß es Schurken gibt, welche Menschen, die sie oft nicht kennen, und von denen sie nie gekränkt worden sind, bloß darum morden, weil ein Anderer ihnen den Auftrag dazu gibt und sie dafür bezahlt, und dabei noch fromm sein wollen und sogar Gott für das Gelingen ihres Frevels danken?

Mephi. (lächelnd) Und es befremdet oder empört dich nicht, wenn z. B. der König der Franzosen Tausende vom In- und Ausland gegen täglichen Lohn (Sold) dingt, und ihnen den Auftrag gibt, sich nach den afrikanischen Küsten zu begeben, und dort jeden Einwohner, der sich ihm (dem König) nicht unterwerfen will, zu morden, und wenn diese Söldlinge nun wirklich hingehen, nach Kräften Menschen morden und würgen, die sie gar nicht kennen und von denen sie nie gekränkt worden sind, und sie dabei keineswegs die Meinung oder den Glauben haben, daß diese Mordthaten ihrem Gewissen zur Last fallen, sondern vielmehr sich für überzeugt halten, daß die Verantwortlichkeit dem Lohnherrn obliege; ja, wenn sie sogar sich für verpflichtet halten, diese Thaten dem Auftrage gemäß wirklich zu verrichten, eben weil sie dafür bezahlt werden und sie versprochen haben, nach Kräften zu morden, und sie in Masse sodann Gott dan-

ken, daß ihnen die Gräuelthaten wirklich gelungen sind, sie, wie ihr es ausdrückt, den Feind geschlagen und das Land erobert, d. i. den Erschlagenen noch überdieß das Eigenthum weggenommen haben! Ich kann in der That keinen inneren oder wesentlichen Unterschied zwischen jenem italienischen Privatsöldling und diesen königlichen oder Staatssöldlingen finden; beide sind für Lohn gedungen; beide tödten Menschen im Auftrage und auf das Gewissen des Lohnherrn und glauben dabei nichts Böses, sondern nur das zu thun, wozu sie sich verbindlich gemacht haben, und so eine übernommene Pflicht zu erfüllen, die ihrer Meinung nach mit der Religion nicht nur nicht im Widerstreite, sondern vielmehr in völliger Harmonie stehe.

Ich. Die Soldaten, Mephi, auf die du anspielst, sind durch Staatsgesetze verpflichtet, ihren Oberen unbedingten Gehorsam zu leisten, und der Regent ist vermöge der Kriegshoheit berechtiget, Kriegsheere anzuwerben und sie zu den Zwecken des Staates zu verwenden; Privaten haben dagegen kein solches Recht.

Mephi. Dieß, Herr Publicist, ist, mit deiner Erlaubniß — wir Teufel verstehen auch etwas von der Logik — kein innerer, sondern bloß ein äußerer Unterschied, der bloß auf dem formalen Gesetze und eurer Gewohnheitsansicht beruht. Du wirst mit deiner ganzen Publicisterei und Juristerei nicht wegdisputiren können, daß in euren Staaten

1) Auftrag und Lohn gegeben werde, Menschen zu tödten; daß

2) der Beauftragte und Bezahlte in Folge dieses Auftrages und Lohnes wirklich die im Allgemeinen bezeichneten Menschen tödte; daß er

3) dieses Tödten nicht bloß für erlaubt, sondern für eine, mit der Religion völlig im Einklange stehende Pflicht halte, und daß er

4) wegen dieser Tödtungen in seinem Gewissen nicht verantwortlich zu sein glaube, sondern vielmehr

5) überzeugt sei, der Auftrag- und Lohngeber habe dieselben zu verantworten. Ja dieser Auftrag geht nicht selten sogar auf Sengen und Brennen, auf Plündern, Morden schuldloser Kinder, der Greise, Weiber &c.

Ich. Das kann ich freilich nicht in Abrede stellen; allein dieß ist conventioneller Kriegsgebrauch, den Jahrtausende sanctionirt haben.

Mephi. Davon sprechen wir nicht, sondern nur davon, daß eure Gesetze Tödtungen aus Auftrag und Lohn gutheißen, wie dieß z. B. auch bei Hinrichtungen der Fall ist, und daß ihr also Fälle annehmt, wo der Handelnde seine Handlung nicht selbst, son-

dern bloß ein Anderer, in dessen Auftrag sie geschah, vor dem Ewigen zu verantworten habe. Mußt du nun zugeben, daß ein innerer Unterschied zwischen beiden Fällen nicht obwaltet, wie kannst du denn es so auffallend finden, daß jemand sich als Lohnmörder an einen Privaten verdingt und die That dem Gewissen des Auftraggebers überläßt?

Ich. Dieß darf ein Unterthan darum nicht, weil ihm die Gesetze es untersagen.

Mephi. Du kommst immer wieder auf das Gesetz zurück, das, wie gezeigt, nur einen äußeren oder formellen Unterschied begründet. Ei, wer hat denn euren Staaten oder den Herrschern derselben das Recht eingeräumt, sich ein Kriegsrecht beizulegen und dadurch das Lohnmorden von Staatswegen zu betreiben?

Ich. Dieß liegt in dem Rechte der Selbsterhaltung und Vertheidigung.

Mephi. Also der Zweck heiligt das Mittel! Und doch schmäht ihr auf meine Freunde, die Jesuiten!

Ich. Allerdings ist der Satz in gewisser Hinsicht wahr, insofern nämlich ein als Pflicht obliegender Zweck nur durch das bestimmte Mittel erreicht werden kann. Denn wer den Zweck wollen soll, der darf und soll auch das Mittel anwenden, ohne welches der Zweck nicht erreicht werden kann. Die Selbsterhaltung gegen äußere Feinde und innere Empörung ist nur durch Gewalt zu erwirken.

Mephi. Dieß rechtfertigt nur die Vertheidigungs-, aber nicht die Angriffs- und Eroberungskriege.

Ich. Diese Letzteren sind auch nicht zu rechtfertigen.

Mephi. Sie begründen aber doch Rechte, sobald sie gelingen. Denke nur an das Eroberungsrecht.

Ich. Sie sind ein Mißbrauch, der bei den gegebenen Verhältnissen nicht zu beseitigen ist.

Mephi. Und die Unterthanen helfen hübsch mit erobern.

Ich. Diese dürfen, wenn Staaten bestehen sollen, den Gehorsam nicht verweigern, sobald er in gesetzlicher Form gefordert wird.

Mephi. Ihr Menschen wißt für Alles einen hinreichenden Grund aufzufinden, um euch zu beruhigen und euer Gewissen zu beschwichtigen. Ob aber diese Gründe auch wirklich hinreichend seien, das wird sich bei der einstigen Abrechnung schon ergeben.

Ich. Man kann dem Menschen nicht mehr zumuthen, als daß er seiner Ueberzeugung folge.

Mephi. Das thut auch der Bandit; denn auch er hält seine Handlung für erlaubt und recht.

Ich. Diese Ueberzeugung ist aber irrig, da sie den Gesetzen und der Religion zuwiderläuft, die befiehlt: du sollst nicht tödten.

Mephi. Wer sagt dir denn, daß eure Staatsüberzeugung nicht irrig sei? Denn der Umstand, daß sie allgemein als begründet angenommen wird, ist kein innerer, sondern nur ein äußerer Grund, da es auch allgemein herrschende Irrthümer geben kann und wirklich gibt. Und gilt ferner das religiöse Verbot des Tödtens für die Staaten als solche nicht? Ueberdieß ist ja nicht der Bandit, sondern der Mandant der eigentliche Mörder, wie du selbst in Bezug auf die Soldaten denselben Grundsatz anerkennen mußtest.

Ich. Die Annahme eines solchen Auftrags ist gesetzlich verboten, und darum der Bandit zugleich der Mörder.

Mephi. Ja, ja, das Gesetz ist bei euch immer die ultima ratio, obwohl sich gar oft keine andere ratio für dasselbe auffinden läßt, als die französische Floskel: „Tel est notre plaisir!" Es macht mir in der That immer ein besonderes Vergnügen, wenn die Erfinder neuer, recht ergiebiger Mord- und Vertilgungsmaschinen Belohnungen erhalten, oder wenn irgend ein Herrscher einmal Lust bekommt, eine große Menschentreibjagd zu unternehmen, und seine Unterthanen an ein fremdes Volk zu hetzen; und wenn sodann die gegen einander losgelassenen Völker, die bisher im freundlichsten Verkehre zu einander standen und recht gut ferner im Frieden neben einander leben könnten, für Gott und Vaterland, wie man ihnen als Jagdgeschrei zuruft, sich mit einem Grimme und einer Wuth mit einander herumbalgen, als wenn sie wirklich aus aufgereizten Hunden beständen, und dann über die Verwüstung frohlocken, als wenn sie von Sinnen wären, — bis es endlich den Herren beliebt, oder Einer von ihnen genöthiget wird, der Metzelei Einhalt zu thun und Waffenstillstand oder Frieden zu schließen.

Kaum ist dieß geschehen, so ist die Wuth zu Ende, und die ehemaligen Feinde, noch von dem Blute träufelnd, singen und trinken mit einander, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, oder sie eben ein Gastmahl beendigt hätten, und sich nur noch wie zum Dessert ein Bischen belustigen wollten.

Endlich kommt es zum Länderhandel, bei welchem die Menschen oder eigentlich ihre Seelen nur als Pertinenzstücke betrachtet und wie das Vieh bei einem Gutsverkaufe, nur nicht so hoch, wie dieses, in Anschlag gebracht werden, und man den verhandelten Seelen hierauf ankündigt, daß, da der principale Boden an den Fürsten N. N. abgetreten worden sei, es sich nun von selbst verstehe, daß dieser,

kurz zuvor ihr Feind, von nun an ihr väterlicher Herr und Gebieter von Gottes Gnaden sei. Damit ist gewöhnlich die Jagdpartie zu Ende. Ihr werft uns Seelenmäckelei vor; aber wir sind im Verhältnisse zu den Diplomaten hierin nur ärmliche Stümper.

Ich. Da übertreibst du wieder, Mephi! und zudem lassen sich die völkerrechtlichen Verhältnisse auf keine andere Art definitiv schlichten, als durch Waffengewalt. Die steigende Kultur der Völker hat hierin schon vieles gemildert.

Mephi. O ja, der jetzige Zustand in Europa zeigt dieses zur Genüge! (er verzog dabei sein Gesicht).

Ich. Um eben die Gräuelscenen des Krieges zu vermeiden, gaben sich die hohen Mächte seit dem Freiheitskriege alle mögliche Mühe, den Frieden zu erhalten.

Mephi. Wie Griechenland, die Julirevolution, Belgien, Polen, Spanien und der Zustand der orientalischen Angelegenheiten beweisen.

Ich. Dieses waren und sind unvermeidliche Ereignisse.

Mephi. Richtig, weil sie die consequenten Folgen vorausgegangener diplomatischer Principien und Verfügungen sind.

Ich. Dem sei, wie ihm wolle; den großen Mächten ist an der Erhaltung des Friedens ernstlich gelegen, wie ihre deßfallsigen Bemühungen zur Genüge zeigen.

Mephi. O ja! es geschieht überhaupt nicht leicht, daß ein Schuldner, zumal wenn der Zahlungstermin schon längst vorüber ist, mit seinem Gläubiger in einen Prozeß zu gerathen wünscht, weil er fürchtet, diesen zu verlieren und obendrein in die Kosten verurtheilt zu werden.

Wir wurden in unserem Gespräche — bei dem wir, wie der Leser sieht, auf allerlei sonderbare Dinge gerathen sind — durch ein Getöse auf einer der Hauptstraßen Neapels, wohin mich Mephi, ohne daß ich es wußte, geführt hatte, völlig unterbrochen.

„Der König kommt gefahren, Platz gemacht!" ertönte es von den Volksmassen, welche links und rechts längs der Straße Spaliere bildeten. Seine Majestät geruhe, hieß es, der Jungfrau Maria einen Besuch abzustatten, und darum war das Volk von allen Seiten herbei geeilt, um das Glück zu haben, des Vaters ansichtig zu werden und ihm ein kindliches Lebehoch zurufen zu können. Der König Ferdinand II. war nach seinem Regierungsantritte bekanntlich schwach genug, die revolutionären Jakobiner anzuhören. Schon fing er an in der Staatsverwaltung zu reformiren, wie es diese Leute

nennen, und sogar Heinrich IV. mit dem Huhn im Topfe, das jedem Unterthan in Folge der Reformen aufgetischt werden sollte, zu spielen, als glücklicherweise die frommen Väter e societate gesu und seine fromme Gemahlin, die in ihrem väterlichen Hause in Turin von jenen Vätern erzogen worden war, ihn wieder in die Fußstapfen seines höchstseligen Vaters zurückbrachten und so ihn und das Land der Gefahr, in der beide schwebten, entrissen. Auch wohlwollende Nachbaren sollen dazu beigetragen haben.

Seit dieser Zeit befolgt er, wie das Volk erzählt, in allen Dingen den weisen Rath dieser Väter, welche die neuerungssüchtigen Leute gehörig zu beseitigen wußten. Um nicht wieder in eine Versuchung der genannten Art zu gerathen und für das Land eine zuverlässige Stütze gegen die Gefahren der Reformen zu erlangen, soll er auf Anrathen der frommen Väter den Entschluß zu fassen Willens sein, der Jungfrau Maria das Oberkommando über die Armee zu übertragen. In Kurzem werde, erzählten sich die überglücklichen Neapolitaner, das allerhöchste Ernennungsrescript erlassen und zur öffentlichen Kunde gebracht werden. „Wie wird sich," sagte ein altes zahnloses Mütterchen zu ihrer ziemlich synonymen Straßennachbarin, „wie wird sich die Himmelskönigin über diese hohe Ehre freuen, und welche Feste werden im Himmel, sobald das allerhöchste Bestallungsrescript dort angelangt sein wird, gefeiert werden, wie werden die Engelein musiziren und singen! ach, ich möchte es wohl mit anhören." Der heutige Besuch wurde allgemein mit diesem Entschlusse in Verbindung gebracht.

Schon war die Straße in der Mitte menschenleer und hatte sich das Volk an die beiden Seiten derselben dicht angedrängt, um der königlichen Equipage freien Raum zu gewähren, als noch ein Lohnkutscher mit einem Einspänner angefahren kam.

Es ist schwer zu entscheiden, wer erbärmlicher aussah, der Kutscher oder das Pferd. Ich vermochte es wenigstens nicht. Wenn der ehrsame Jud Shylok eine Fleischverschreibung auf dieses Paar gehabt hätte, so würde er, ich möchte fast wetten, nicht im Stande gewesen sein, aus beiden Cadavern zusammen sein Pfund herauszufinden. Ich sah einmal ein anatomisches Präparat, ein menschliches Skelett, aus Knochen, Muskeln, Nerven und Adern bestehend.

Man denke sich über ein solches Skelett eine von der Sonne braungebrannte Haut gezogen, und die übrige Zubehör eines lebendigen Menschens noch hinzu, so hat man das Ebenbild dieses Kutschers, der außer einem Hute, einem Hemde, kurzen Beinkleidern und Schuhen auch

weiter nichts am Leibe trug. Die Aermel des Hemdes, das an Weiße und an der sonstigen Beschaffenheit einer Standarte nach einem überstandenen Feldzuge glich, waren bis über die Ellbogen aufgeschürzt. In der rechten Hand führte er eine derbe Geißel, womit er das Pferd mit verschwenderischer Freigebigkeit regalirte. Das Pferd glich, wie schon bemerkt, hinsichtlich der körperlichen Ausstattung, vollkommen seinem Herrn; nur hatte dieser schwarze, und jenes braune Haare, die bei diesem üppig herabhingen, bei jenem hingegen spärlich emporstanden.

Demüthig, wie weiland Don Quixotte's Rosinante, senkte das Pferd sein Haupt zur Erde; und wenn es seine Hufen von dem Boden erhob, was mit größter Bedachtsamkeit geschah, so knarrten die in Bewegung gesetzten Gelenke gleich dem gefrornen Schnee, wenn er von kräftigen Füßen betreten wird. Dieses Knarren, das Alto der ungeschmierten Chaisenräder, der ganz besondere Ton, welchen die Geißelhiebe auf den Knochen-Hügeln und Thälern des Thieres hervorbrachten, die Baßstimme des Kutschers, mit der er, bald schimpfend, bald schmeichelnd, das Pferd zum Eilmarsche zu bewegen suchte, und endlich das Kollern in dem leeren Magen des Letzteren, bewirkten ein Concert, das dem musikalischen Ohr eben nicht sehr zusagte.

„Auf die Seite, Kutscher! der königliche Wagen kommt!" schrie das Volk links und rechts an der Straße. Mann und Pferd geriethen in Angst; schon hörte man das Rollen des königlichen Wagens, bald auch die schnellen taktmäßigen Hufenschläge der Rosse, und im Nu war die Equipage an dem Einspänner, der den Weg versperrte, da er noch nicht so weit auf die Seite gefahren war, daß jene vorbei konnte.

Die Equipage mußte halten. Jetzt begann erst das Leiden des armen Gaules, der keuchend die Zunge hervorstreckte. Der Kutscher brüllte und trommelte mit dem Geißelstiel auf dem Rücken des Thiers so schnell und kräftig, als es die Gelenkigkeit und Muskelkraft seines rechten Armes zuließen; die linke Faust ward zu Hülfe genommen. Das Volk kreischte; die königlichen Hengste wieherten und strampften ungeduldig den Boden, die Leibkutscher schimpften und der königliche Unwille spornte; und dennoch wollte der Gaul nicht vom Platze weichen.

Fünf volle Minuten verflossen, bis Pferd und Chaise so weit auf die Seite gebracht waren, daß die königliche Equipage vorbeifahren konnte. Fünf volle Minuten mußte also der König dieses

elenden Kutschers und dessen erbärmlichen Fuhrwerkes wegen auf offener Straße harren! Welche Prüfung für die königliche Geduld, über die das Volk auch nicht genug staunen konnte. „Der Mensch sammt dem Gaul verdient wenigstens den Tod!“ hörte man die Leute voreilig urtheilen. Allein der König, eingedenk der ihm obliegenden Vaterpflicht, die das ungehorsame Kind bloß der Besserung wegen zu strafen gebietet, urtheilte anders und ließ Milde für Recht ergehen. „Das Pferd und der Wagen,“ so lautete der königliche Spruch, „sollen zum Besten der Armen öffentlich verkauft und der Kutscher bloß vier Monate lang in einem Gefängnisse eingesperrt werden.“

„Welch' ein Beispiel königlicher Selbstbeherrschung gewährt diese merkwürdige Begebenheit!“ sagte Mephi, als wir Neapel verließen und in dem Momente eines Gedankens in meinem Gastzimmer ankamen.

---

## Neuntes Kapitel.

Ein Leichenbegängniß. — Die Leichenpredigten. — Heinrich Friedrich G*****d, eine biographische Skizze, und zugleich ein Beitrag zur Pädagogik.

In einem der folgenden Tage — meine Ausflüge wurden etwas seltener, da ich inzwischen die Meinigen öfter sehen und sprechen konnte — betraten wir (Mephi und ich) den Todtenhof in N.

Man brachte so eben — es war vier Uhr Nachmittags — die irdischen Reste des Herrn G., um sie der Mutter-Erde zur weiteren naturgesetzlichen Verfügung zu übergeben. Ein kleiner Zug, jedoch wahrhaft Trauernder, folgte der Leiche. Denn es waren meistens Gläubiger des Verblichenen, deren „Schuldverschreibung" nun wirklich „auf den Todten lautete", da Herr G. nichts hinterließ als Schulden, und vier noch unversorgte Knaben, die, zugleich mutterlos, hinsichtlich ihres Unterhalts und ihrer Erziehung und Ausbildung nun bloß auf die Barmherzigkeit und Milde der Menschen verwiesen waren. Ach wie weinten und schluchzten die ärmlich gekleideten Kinder, deren ältestes erst zwölf Jahre zählte!

„Das war ein betrübter Todesfall", sagte ein Bäcker, dessen „Schmerbauch kaum vier Männer umfassen" könnten, zu einem dürren Fleischer, seinem Nebenmanne im Zuge: „Herr G. war noch keine fünfzig Jahre alt, und es hieß allgemein, er werde bald wieder eine einträgliche Stelle bekommen, die ich ihm der armen Kinder wegen (er dachte dabei an seine Forderung von 80 Thlr.) vom Herzen gegönnt hätte." „Ich kann ihnen versichern", erwiderte der Fleischer, „daß mich die Kunde von dem Tode dieses Herrn so ergriffen hat, als wenn er mein Bruder gewesen wäre." (Der Fleischer hatte 120 Thlr. an den Verstorbenen zu fordern.) In ähnlicher Weise sprachen die übrigen Begleiter, meistens aus Kaufleuten, Schreinern, Wirthen, Schuhmachern, Schneidern rc. bestehend.

Nur ein Prediger folgte der Leiche und keine Glocke ertönte; sichere Zeichen, daß der Verblichene arm war. Der Prediger war ein

schlanker großer Mann, noch in der Blüthe des Mannesalters; Gutmüthigkeit leuchtete aus den bläulichen Augen, die von buschigen Braunen beschattet waren, und den übrigen regelmäßigen Zügen des länglichen Gesichts hervor, die Stirn war schmal und niedrig, die Nase stattlich, der Mund ziemlich groß, besonders, wenn er sich öffnete, und mit vollen Lippen umsäumt, und das Kinn spitz auslaufend.

Dieser Pastor machte, nachdem die Leidtragenden sich in einem Kreise um das offene Grab versammelt hatten, eine tiefe Verbeugung, indem er das jugendliche Haupt strack emporstreckte, den Mund weit öffnete, und sodann jenes so schnell und stark auf die Brust fallen ließ, daß ich glaubte, es habe sich vom Rumpfe getrennt, zumal der geöffnete Mund mit dem Sinken des Hauptes durch einen vehementen Fall des Oberkiefers auf das Unterkiefer rasch sich zugleich schloß, — und begann sodann einen erbaulichen Leichensermon.

Ich muß hier, um meinen Lesern die ihnen vielleicht sonst auffallende Erscheinung einer Leichenpredigt am Grabe eines Armen begreiflich zu machen, zunächst bemerken, daß es in N. früher anders gehalten wurde, und diese Erscheinung nur eine in neueren Zeiten eingetretene Neuerung ist.

Früher — „in der guten alten Zeit“ — mußte die Leichenpredigt stets besonders bestellt und — es versteht sich von selbst — auch besonders bezahlt werden. Sie gehörte, wie noch jetzt das Glockengeläute zum Luxus und zur Auszeichnung der Leichenbegängnisse der Reichen, Honorationen 2c. Einer der Prediger (in N. sind deren mehrere) hatte in der neueren Zeit den seltsamen Einfall, auch dann eine Leichenpredigt zu halten, wann keine bestellt worden war, und er mithin dafür keine besondere Bezahlung empfing. Er that also gegen die einfachen Begleitungsgebühr zweierlei; er begleitete die Leiche und fügte der Begleitung die Predigt als don gratuit hinzu. Dieß überraschte und gefiel, da die Hinterbliebenen sich dadurch geschmeichelt fühlten, daß der Verstorbene vor der versammelten Menge ein Bischen herausgestrichen wurde. Die nächste Folge hiervon war, daß die Leute, wenn es anders anging, immer diesen Pastor zu den Leichenbegängnissen der Ihrigen verlangten, weil sie wußten, sie würden die Leichenrede als Zugabe erhalten.

Die übrigen Pastoren waren über dieses zunftwidrige (man stoße sich nicht an diesem Ausdrucke Zunft; er will hier im biblischen Sinne, z. B. wie „Zunft Levi“, verstanden sein) über dieses zunftwidrige Benehmen ihres Zunftgenossen sehr entrüstet, da er ihnen die meisten Leichengebühren wegschnappte. Denn selbst Wohl-

habendere, welche den Leichensermon recht gut besonders zahlen konnten, ließen sich durch — gewiß unzeitige — Sparsamkeit verleiten, die Kosten für die Predigt im Sacke zu behalten, und sich mit einer bloßen Gratisrede zu begnügen, die doch gewiß nie so erbaulich und eindringlich sein kann, als eine gehörig honorirte. Um also das gestörte Gleichgewicht in der Pastoralconcurrenz wieder herzustellen, blieb den Entrüsteten nichts anderes übrig — und dieß war die endliche Folge —, als sich zu einer gleichen Großmuth und Redefreigibigkeit zu bequemen.

Ich hörte einmal Einen der Pastoren über diesen Mißbrauch, wie er die Neuerung nannte, bitter klagen; der unbelohnten Arbeit, welche diese Predigten nöthig machten, nicht zu gedenken, sei es außerdem, wie er zu seinem Vertrauten freimüthig äußerte, keine geringe Aufgabe, solche Predigten zu Stande zu bringen, welche für die Hinterbliebenen und das übrige gegenwärtige Publikum gleich befriedigend wären. Denn die Ersteren verlangten eine Lobrede auf den Verstorbenen, der in den gewöhnlichen Fällen keinen Stoff zum Lobe, aber desto mehr zum Tadel darbiete, und das Letztere wolle Wahrheit. Man gerathe in eine wahre Verlegenheit, beide Theile zufrieden zu stellen. Er hätte einmal (nie werde er diesen Vorfall vergessen) einen Mann, der die meiste Zeit seines Lebens in Wirthshäusern zugebracht und regelmäßig, wenn er nach Hause gekommen, seine Ehehälfte, die mit ihren Kindern am Hungertuche habe nagen müssen, tüchtig durchgewalkt hätte, so daß diese ihm oft den Tod an den Hals gewünscht habe, in der Leichenpredigt ganz der Wahrheit getreu geschildert, in der Meinung, die Wittwe, deren Wunsch die Vorsehung so gnädig erfüllt habe (denn der Gatte sei in den besten Jahren gestorben) würde damit völlig einverstanden sein. Aber nein! sogleich am Tage nach der Bestattung ihres Mannes wäre die Wittwe im vollen Sturme zu ihm in's Haus gekommen, um ihn zur Rede zu stellen, wie er sich hätte unterstehen können, ihren lieben Mann noch am Grabe so fürchterlich zu schimpfen; der Seelige hätte zwar seine schwachen Seiten gehabt, von denen kein Mensch frei sei, und wäre von einem etwas heftigen Temperament gewesen; im Uebrigen hätte er aber alles Lob verdient, und sie würde ihn auch nie vergessen. Da wären ihr sogar die Thränen gekommen. Er hätte zudem hören müssen, daß auch andere Leute über jene Leichenrede die Nase gerümpft und geäußert hätten, sie würden sich, wenn sie einst sterben sollten, einen solchen Leichenredner verbitten, indem sie sich nicht noch am Grabe öffentlich schimpfen lassen wollten. Er hätte, fügte er

schließlich hinzu, seine ganze Leichen-Praxis verlieren können, wenn er nicht klug genug gewesen wäre, bei Zeiten einzulenken, und den alten Satz: „de mortuis nil nisi bene", als Richtschnur bei allen künftigen Leichenreden zu befolgen.

Da diese Richtschnur von allen Pastoren als Norm beachtet wird, so darf man sich auch nicht wundern, daß sämmtliche Leichenpredigten durchgängig Lobreden auf die Verstorbenen sind. Das Maaß des Lobes richtet sich hauptsächlich nach dem Stande des Verblichenen; Reiche und Honoratioren, deren Relicten nach dem Usus auch nicht bei der gewöhnlichen Taxe stehen bleiben, kommen natürlich immer besser weg, als die sogenannten gemeinen oder „schlechten" Leute, die auch nie so viele Tugenden zur Schau tragen können, wie jene, die in öffentlichen Gesellschaften und Zirkeln erscheinen und ihr Licht leuchten lassen.

Es gehört in der That auch keine gewöhnliche Geschicklichkeit und Gewandtheit dazu, z. B. einen Geizhalz, einen Verschwender, einen Wollüstling, einen Trunkenbold u. dgl. an der Grabstätte als einen tugendhaften, selig im Herrn entschlafenen Mann darzustellen. Aber die Herren in den schwarzen Talaren — man muß ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen — sind hierin wirklich meisterhaft.

Mephi selbst mußte mir, als wir nach vollendeter Leichenrede über diesen Gegenstand mit einander sprachen, offen gestehen, daß er der Gewandtheit und dem feinen Takt jener Herren seine Anerkennung und Bewunderung nicht versagen könne.

Er wäre, bemerkte er weiter, nur ein Stümper dagegen; so geschickt wüßten sie die Laster in Schwächen, in Temperamentsfehler u. dgl. umzuwandeln, und selbst diese in ein so vortheilhaftes Dunkel zu hüllen, daß sie nur die Lichtseiten desto klarer herausstellten; „und mit welcher Klugheit." — Mephi gerieth fast in Enthusiasmus —„verstehen sie nicht doch so abgenutzte Floskeln von Vergänglichkeit, Versuchung, Bekehrung, Reue, Frömmigkeit, himmlischen Freuden, Wiedersehen u. dgl. zu benutzen, um den Mangel des eigentlichen Stoffes zu verdecken, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer von dem Verstorbenen selbst abzulenken!" „Wahrlich," schloß er endlich, „wenn diese Leichenreden baare Münzen wären, die auch jenseits cursirten, so würde es um unsere Hölle schlecht stehen; ihr wäret sämmtlich selig, wo nicht gar heilig!"

Die Leichenpredigt, welche wir am Grabe des G. anhörten, und welche die vorstehenden Bemerkungen veranlaßte, trug natürlich dasselbe Gepräge an sich, von welchem so eben die Rede war. Der

Redner begann mit der Hinfälligkeit des Irdischen, die er durch Anhäufung allbekannter synonymer Phrasen und abgenutzter Gleichnisse in eine ziemliche Breite zu zerren wußte. Diese Hinfälligkeit sei, bemerkte er sodann, dem Ziele näher rückend, auch die Ursache, welche die Versammlung hierher geführt hätte, indem sie an dem Grabe eines Mannes stünden, dem das Loos der Hinfälligkeit noch in den besten Jahren des Lebens getroffen hätte.

Dieß gab dem Redner Veranlassung, sich über die Ungewißheit des Todes, und über die hieraus folgende Nothwendigkeit, stets auf den Tod bereit und gefaßt zu sein, lang und breit zu verflachen. Um jedoch die Zuhörer über die Tücke des Todes wieder zu beruhigen, suchte er sodann umständlich darzuthun, daß der Tod nicht der fürchterliche Knochenmann mit der Hippe, sondern unser bester Freund (hier wußte er sehr geschickt seine mythologischen Kenntnisse durch die Bemerkung auszukramen, daß die Griechen — und das wären doch blinde Heiden gewesen — den Tod in der Gestalt eines Genius dargestellt hätten), ja unser Erlöser sei, indem er uns von den Drangsalen des Lebens befreie und die irdischen Fesseln zersprenge, um unserem Geiste den Weg zu den unvergänglichen Freuden des Himmels zu öffnen.

Nun war er endlich bei Herrn G. angelangt, denn auch ihm wäre der Tod ein wahrer Freund und Erlöser gewesen. (Die Gläubiger blickten sich hier gegenseitig an und schienen an die Freundschaft des Todes, der sie um ihre Forderungen geprellt habe, nicht recht zu glauben.) Der Redner erzählte jetzt den Lebenslauf des Verstorbenen mit der oben erwähnten Gewandheit, jedoch sehr kurz.

Wer mit den Lebensumständen des G. nicht genauer bekannt war, hätte geschworen, er sei ein wahrer Märtyrer des ihn verfolgt habenden Geschicks, oder vielmehr der harten, von der Vorsehung ihm auferlegten Prüfungen gewesen. Er hätte, bemerkte der Redner, zwar in menschlicher Schwachheit manchmal gestrauchelt, da die Last zu schwer gewesen, sich aber immer, mit Gottes Gnade, wieder aufgerichtet; denn er wäre im Grunde sehr fromm gewesen, da er den öffentlichen Gottesdienst sehr fleißig besucht hätte. Seine Vaterliebe hätte er noch in den letzten Stunden seines Lebens durch häufige Thränen, die ihm der Schmerz, seine Kinder verlassen zu müssen, entlockt habe, unzweideutig an den Tag gelegt. Endlich kamen Exclamationen an den Seligen, der nun im Schooße der ewigen Freuden von den Mühseligkeiten seiner vielgeprüften Erdenpilgerschaft ausruhe, und jetzt auf sie (die Versammelten) verklärt herabschaue.

Dabei wurden die himmlischen Freuden gehörig ausgeschmückt, und bei dem Herabschauen des Seligen die Kinder besonders erwähnt, in dem er den lieben Gott gewiß dringend bitten werde, sich der armen Waisen ganz besonders anzunehmen. Dem Allen folgte das „Amen" und die tiefe Verbeugung wie im Anfange.

Wer war denn dieser Herr G.? wird der Leser fragen. So fragte auch ich meinen Begleiter Mephi, der mit den Lebensverhältnissen der Menschen sehr vertraut ist. Er war so gefällig, meine Frage durch die Erzählung der Lebensgeschichte des G. zu befriedigen, nachdem wir uns am freundlichen Genfersee unter schattigen Bäumen niedergelassen hatten. Ich will daher mit gleicher Gefälligkeit die Frage meines lieben Lesers durch Wiederholung jener Erzählung beantworten. Nur muß ich um Nachsicht bitten, wenn meine Erzählung etwas unbeholfen und schwerfällig sein wird, da ich nicht die Darstellungsgabe eines Mephi besitze, obwohl ich mir Mühe geben werde, soweit es mein Gedächtniß erlaubt, seine eigenen Worte beizubehalten. Hätte ich, wie der Pseudo-Monsieur George Sand seiner oder ihrer eigenen Versicherung nach, den Faust, sein Gretchen und den Mephi zugleich im Leibe, so würde ich freilich in keiner Verlegenheit sein und der Nachsicht der Leser nicht bedürfen.

Heinrich Friedrich G*****d war — wenigstens nach dem Rechtssatze: „Pater est, quem nuptiae demonstrant" — der einzige Sohn des Majors Hermann Ernst G*****d, der außer diesem noch eine Tochter Amalia Carolina nach demselben Rechtsprincip besaß. Hermann Ernst G*****d, von Geburt ein Deutscher aus dem Fürstenthume S. und bürgerlichen Herkunft — sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in S. — trat in früher Jugend in englische Kriegsdienste, und avancirte bald, theils wegen seiner persönlichen Bravour und theils mittelst der Geldhülfe seines Vaters, zum Kapitän und in einigen Jahren zum Major. Er machte die meisten Feldzüge seit den siebenziger Jahren mit, und wurde mehrmals verwundet.

Intriken und Mangel an Geld, sein Vater hatte inzwischen fallirt, hinderten sein weiteres Avancement und machten seine Lebensverhältnisse unangenehm. Desto mehr erwachte in ihm die Sehnsucht nach seinem Vaterlande, wohin er denn auch gegen das Ende des vorletzten Decenniums des vorigen Jahrhunderts mit halbem Solde zurückkehrte. Er wählte die Residenzstadt seines Landesfürsten zu seinem Aufenthalte, wo er nicht nur in öffentlichen und Privatzirkeln,

sondern auch bei Hofe seine Feldzüge mit ermüdender Umständlichkeit erzählte und seine Tapferkeit, seine Thaten, Gefahren und Unfälle besonders hervorhob, sobald und solange er Zuhörer finden und halten konnte.

Die gesprächsweise Form, deren er sich gern bediente, und die englischen Brocken: „God damn,“ how do you do?“ „very well,“ „good day“ ꝛc., mit denen er die Gespräche ziemlich stark würzte waren besonders ennuyant, wenigstens nicht für den Geschmack der feinen Welt in S. Die Furcht vor seinen Erzählungen und den oft handgreiflichen Uebertreibungen nahm, besonders als man sie schon mehrmals in derselben Manier gehört hatte, so zu, daß man anfing, seine Gesellschaft zu meiden, oder man sich, wenn dieß nicht wohl geschehen konnte, alle Mühe gab, ihn nicht zu Wort kommen zu lassen. Dieß kränkte den alten Krieger, der schon nahe an den Sechzigern stand, so sehr, daß er sich von den meisten Gesellschaften zurückzog, und desto öfter bei Hof erschien, wo man des Anstandes wegen mehr Rücksicht auf ihn nahm und seine Schwäche mit Gelassenheit ertrug. Es war jedoch auch ein anderer Grund dabei im Spiele.

Bei Hof befand sich in der Umgebung der Fürstin unter anderen ein Fräulein Charlotte v. B*****n, welche die Natur mit allen jenen Reizen, bei deren Schilderung Clauren so gern verweilte, üppig ausgestattet hat. Ach wie entzückend würde ein Clauren die rabenschwarzen Locken, die hohe Stirn, die schattigen schwarzen Braunen, die feurigen italienischen Augen, die griechische Nase, die Rosenlippen, die schönen weißen Zähne, das herrliche Kinn mit dem schelmischen Grübchen, den Schwanenhals, den Alabasterbusen und so weiter den regelmäßigen schlanken Körper bis hinab zu den niedlichen kleinen Füßen zu malen verstehen! Das Fräulein wußte auch alle seine Körpervorzüge auswendig; denn sein Hofmeister, der Spiegel, bei dem es täglich mehrere Stunden Unterricht nahm, hatte ihm dieselben im genauesten Detail so oft beschrieben und gezeigt, daß seinem Gedächtnisse nicht die kleinste Kleinigkeit entging.

Von demselben Hofmeister ließ sich Charlotte auch im Gang, in der Haltung, im Lächeln, in Blicken und Geberden, ja selbst im Seufzen, Schmachten und Ohnmächtigwerden vollständig informiren, um durch alle diese Dinge ihre körperlichen Reize auf das Vortheilhafteste hervorzuheben, zu zeigen und in verschiedenen Manieren zu gruppiren.

Sie war in der That das reizendste Mädchen, aber, wie die

Herren unter sich einig waren, und die Frauenzimmer im hohen Sommer und von einem nicht so glücklichen Himmelsstrich nicht widersprachen, eine Coquette, und doch kam den Herren, wenn sie diese Coquette sahen, das Wasser nicht in die Augen, sondern in die Zähne, und die Frauenzimmer in leidenschaftliche Disharmonie mit ihren Spiegeln. Ach wie warm und sonderbar wurde den Herren, wenn Charlotte freundlich mit ihnen sprach oder gar schäckerte und lächelte.

Lieben jedoch konnte Charlotte ebensowenig, als eine andere Coquette. Denn ein Mädchen, das nur in sich selbst verliebt ist, und sich selbst als eine Göttin betrachtet, vor der alle Welt die Kniee beugen müsse, ist der wahren Liebe nicht fähig, sondern sucht bloß Bewunderer und Anbeter seiner Herrlichkeit; es vermag auch nur die Begierden aufzuregen und die Sinnlichkeit zu reizen, anzulocken und zeitweise zu fesseln. Und wehe einem solchen Geschöpfe, wenn eine günstige Gelegenheit es einem kunstgewandten Bewunderer in die Hände führt! Das bewunderte Mädchen wird in seiner Selbstverblendung eifern, dem Bewunderer immer mehr Stoff des Staunens zu gewähren, bis es im Taumel der Versuchung erliegt! Und ist ein herz- und gemüthloses Mädchen einmal gefallen, dann sinkt es immer tiefer und gebraucht es alle Künste der Coquetterie nur, wie die Spinne ihr Gewebe, als Netze, um leichtfertige Schmetterlinge darin zu verstricken und mit ihnen sein loses Spiel zu treiben.

Als Charlotte zuerst im Gefolge der Fürstin bei Hof auftrat, war sie noch schüchtern und furchtsam, obwohl sich ihrer körperlichen Vorzüge vollkommen bewußt und zu deren Ueberschätzung geneigt. Sie hatte aber das Glück oder Unglück, dem Fürsten selbst bald im hohen Grade zu gefallen, und darum von ihm auf die verblendendste Weise geschmeichelt und ausgezeichnet zu werden. Dieß entging den lauernden Blicken der Höflinge nicht; sie begegneten ihr deßhalb mit einer Submission, einer Geschmeidigkeit und mit Verbeugungen, wie keinem andern Frauenzimmer ihres Standes und ihrer Stellung. Selbst der Fürstin wurde kaum mehr hofirt. Charlotte, ohne feste Grundsätze und ohne tiefes Gefühl in den Wirbel des Hoflebens geschleudert, wurde durch die fürstliche Auszeichnung und Flatterie und die Kriecherei der Höflinge zur wirklichen Ueberschätzung ihrer Vorzüge verleitet, die bald in Eitelkeit und Coquetterie überging. Je mehr sie nun ihre Reize zu entfalten und durch die Kunstgriffe der Coquetterie zu heben suchte, desto mehr wurde der Fürst von ihr angezogen, desto heftiger seine Neigung zu ihr. Das Weitere

versteht sich und ergab sich von selbst. Sie ward jedoch nicht erklärte Maitresse, sondern ihr Verhältniß zum Fürsten wurde auf das Sorgfältigste zu verheimlichen gesucht, da der Hof nicht zu jenen gesunkenen Höfen gehörte, die Zucht und Ehrbarkeit vor den Augen des Volkes frech mit Füßen treten, sondern noch etwas auf Anstand und gute Sitte hielt.

Daß von den Höflingen, deren Argusaugen nichts entgehen kann, diese Liebschaft erspäht worden, bedarf der Erwähnung nicht, obgleich es Keiner von ihnen wagen durfte, von derselben nur die leiseste Andeutung zu geben, oder gar bestimmt zu sprechen; die höchste Ungnade des Fürsten wäre sein unvermeidliches Loos gewesen. Darum war auch im Publikum davon nichts bekannt, wenigstens niemals die Rede.

Sechs Jahre bestand bereits dieses Liebesverhältniß, als der Major G*****d sich in S. niederließ. Daß es im Verlaufe der Zeit immer lauer und allmälig fast kalt geworden, und der Thermometer der sogenannten Liebe später fast unter Null sank und nur durch zuweilen eintretende Sommergluthen zum momentanen Steigen gebracht werden konnte, wird den lieben Leser nicht befremden, da Verbindungen dieser Art in dem Maaße locker werden, in welchem der Reiz der Neuheit durch Gewohnheit abnimmt.

Der Fürst sah sich inzwischen auch anderswo um, und Charlotte, der dieß und überhaupt nicht entging, daß die Glorie der fürstlichen Neigung zu ihr bereits bis zum letzten Viertel abgenommen habe, fing ebenfalls an, sich gegen den eingetretenen fürstlichen Frost durch die frische Wärme neuer Bewunderer zu entschädigen, die sie bei dargebotenen Gelegenheiten geschickt in ihre Netze zu locken wußte.

Zudem war sie während dieser sechs Jahre zweimal beinahe ein Jahr jedesmal abwesend, um, wie man sagte, in der Ferne wohnende Verwandte zu besuchen, obwohl man aus den bedenklichen Blicken der schärfer sehenden Höflinge entnehmen konnte, daß diesen Reisen „andere Umstände“ zum Grunde lagen.

Wie die Abwesenheit die wahre Liebe schärft, so pflegt sie die bloß auf der Sinnlichkeit beruhende Neigung abzustumpfen. Kurz, der Fürst sehnte sich, das Verhältniß auf eine schickliche Weise ganz aufzugeben, und Charlotte, die bereits das vier und zwanzigste Lebensjahr angetreten hatte, dachte ebenfalls, daß es Zeit sein möchte, sich um eine Ehehälfte umzusehen, die ja eine kluge Frau in ihren Amüsements im Grunde gar nicht störe, vielmehr, wenn sie nur

Gewandtheit besitze, geeignet sei, die Schwächen der anderen Ehehälfte zu verdecken.

Dieser Punkt kam zwischen dem Fürsten, der natürlich versicherte, daß nur die aufrichtige Liebe ihn zu einem solchen Opfer fähig mache, und Charlotten, die tiefer sah, sogar zur Sprache, und der Erstere versprach Ausstattung oder Versorgung des künftigen Gatten seiner „unvergeßlichen Charlotte."

Diese, die sich aus dem angedeuteten Grunde lieber einen bejahrten, gesetzten Mann, als einen jungen Brausekopf zum Gatten wünschte, wozu auch der Fürst lächelnd seinen Beifall gab, schlug den Major G*****d vor, mit dem sie, wie sie glaubte und äußerte, recht gut auskommen würde. Dieß Project erhielt die fürstliche Genehmigung. Die Ausführung desselben, die wegen eines „anderen Umstandes" möglichst beschleunigt werden sollte, wurde Charlotten selbst überlassen. Dieß soll der eigentliche Grund gewesen sein, warum man den Major bei Hof mit so viel Nachsicht und Gelassenheit behandelte.

Charlotte hatte ihm bald die schwache Seite abgemerkt; sie horchte seinen langweiligen Erzählungen nicht nur mit Geduld, Aufmerksamkeit und staunender Bewunderung zu, sondern bat ihn sogar, das und das wieder zu erzählen, da sie es vergessen hätte. Sie war, mit einem Worte, die eifrigste Zuhörerin und eine enthusiastische Bewunderin der Tapferkeit und der Heldenthaten des Majors, der auch bald in Charlottens Netzen zappelte.

Es dauerte keinen vollen Monat seit der Entwerfung des erwähnten Projects, so hatte der Major, der, wie der Fürst sehr schmeichelhaft äußerte, seine Talente und noch rüstigen Kräfte dem Vaterlande nicht entziehen werde, eine der einträglichsten Rentereien, zu deren Versehung ihm ein geschickter Gehülfe beigegeben wurde.

Bald darauf — denn die Beförderung des Majors sollte als davon unabhängig erscheinen — folgte die Verlobung mit Charlotten, und auf diese die priesterliche Trauung. Die Frau Majorin wußte ihren Gatten so klug zu behandeln, daß er, obwohl ganz in ihrer Gewalt, nicht nur keine Ursache zur Unzufriedenheit hatte, sondern sich auch völlig glücklich fühlte. Oeftere Besuche des Fürsten, der ihn häufig zu Jagdpartien einlud, trugen nicht wenig bei, das Glück des Majors zu erhöhen.

Kaum waren sieben Monate seit der Hochzeitsfeier verflossen, als Charlotte ihren lieben Gatten mit einem gesunden starken Knaben beschenkte. (Mephi legte bei seiner Erzählung auf dieses

Wort einen besondern Nachdruck und lächelte dabei, ohne mir die Ursache davon anzugeben). Der Major war gar nicht überrascht, da er wußte, daß Siebenmonatskinder nicht so selten sind und die Dauer der Schwangerschaft überhaupt zum Theil auch von dem Temperamente der Mutter abhängt. Er gab sich daher der neuen Vaterfreude um so mehr ganz hin, als er gegen seine liebe Charlotte nicht den geringsten Argwohn hatte. Der Fürst selbst beehrte, auf erhaltene Nachricht, den Major und dessen Gattin mit einem Besuche, um Beiden seinen Theilnahme an dem frohen Ereignisse zu bezeugen, und ihnen zu demselben Glück zu wünschen. Er erbat sich sogar die Ehre, bei der Taufe dieses holden Kindes zu Gevatter stehen zu dürfen. Man kann sich denken, mit welchem Danke die Aeltern diese hohe Gnade annahmen.

Auch die Fürstin ließ sich um das Befinden der Wöchnerin regelmäßig erkundigen, und sandte bei der Taufe, die nach einigen Wochen statt fand, ihrem ehemaligen Kammerfräulein ansehnliche Geschenke. Der Fürst versprach, für seinen Taufpathen, welcher die Namen Heinrich Friedrich erhielt, einst väterlich sorgen zu wollen, und ließ es natürlich auch an Geschenken nicht fehlen. Da die Renterei sich in der Residenz befand, so bedarf es kaum der Erwähnung, daß die Besuche des Fürsten sich häufig wiederholten, welche, wie er selbst stets zu äußern pflegte, hauptsächlich die Erkundigung um das Befinden und Gedeihen seines Pathen bezweckten, und eben so häufig wurden die Aeltern nach Hof geladen.

Auch im Hause gab der Major öfter Gesellschaften, die man der „charmanten Frau" wegen gern besuchte. Diese wußte jedoch in Gegenwart ihres Gatten so sehr die Sittsame zu spielen, daß er über diesen „Engel," diese „in Gold gefaßte Perle," wie er sie oft nannte, ganz entzückt war; in der That blieb sie aber die alte gewandte Coquette.

Am Meisten und Liebsten amusirte sie sich — wenn ihr „lieber Hermann" abwesend, z. B. auf der Jagd, war, die er vorzüglich liebte, mit dem Gehülfen, einem geschickten, fein gebildeten, rüstigen jungen Manne, dessen Hülfsgeschäftskreis sonach nicht auf die Renterei allein beschränkt war. Alle Amüsements dieser Art in und außer dem Hause wußte aber diese Frau mit einer solchen diplomatisch-klugen Umsicht zu verheimlichen, daß der „liebe Hermann", dem sie immer mit lächelndem Munde begegnete und in der feinsten Manier zu schmeicheln verstand, auch nicht das Geringste davon gewahr wurde.

So benahm sie sich z. B. in seiner Gegenwart gegen den Amtsgehülfen, so wie gegen andere Herren, mit denen sie in vertrauteren Verhältnissen stand, ganz wortkarg, ernsthaft und kalt, so daß sie fast die Gränzen der gewöhnlichen Höflichkeit verletzte. Ihr Gemahl machte ihr sogar Vorwürfe darüber, denen aber die feine Frau mit den Worten begegnete: „Eine Frau, lieber Hermann! kann nicht vorsichtig genug sein, um ihren Ruf und die Ehre ihres Gemahls unbefleckt zu erhalten;" worauf der überglückliche Major sie mit Küssen überhäufte und sie seinen „lieben Engel" und seine „in Gold gefaßte Perle" nannte.

Zwei Jahre nach den ersten Vaterfreuden wurde der Major noch mit einer Tochter beschenkt, welche in der Taufen die Namen „Amalia Carolina" erhielt. Damit endete der eheliche Segen, indem auf die Tochter nur noch einige Frühgeburten folgten.

Heinrich, um welchen es sich hier eigentlich handelt, war der Liebling der Aeltern. Er konnte kaum einzelne Worte stammeln, als der Vater ihn auch schon englische Worte und Phrasen zum Nachsprechen vorsagte; und wie freute sich der alte Soldat, wenn er von dem lieben „Henry" die Worte: „good day," oder „good morning" hörte!

Das Erziehungsgeschäft besorgte jedoch vorzugsweise die Mutter, ohne deren Wissen und Willen der „liebe Hermann" ohnehin nichts unternahm oder that. Sie war indessen klug genug, ihren Hermann in allen Dingen, die nicht in das Departement ihrer Privat-Amüsements einschlugen, wenigstens pro forma um Rath zu fragen; denn sie befolgte hierbei die sokratische Methode, vermöge welcher sie auf eine äußerst geschickte Weise in ihren Gatten hineinfragte, was sie von ihm als Rath herausgaben wollte. Und niemals schlug diese Methode fehl; ein neuer Beweis von ihrer Vortrefflichkeit.

Welche Principien die Frau Majorin bei der Erziehung ihres Heinrich befolgte, konnte man in den ersten Jahren derselben zwar noch nicht so ganz genau bestimmen, ein etwas gewandter Logiker würde jedoch schon aus den chaotischen Urstoffen der Erziehungsmethode, die bei der Behandlung des zweijährigen Kindes wahrnehmbar wurden, den Schluß auf das System selbst gewagt und dreist behauptet haben, daß es das, auf die breite Basis (eine breite Basis ist bei allen Systemen zu empfehlen) der allbekannten Affenliebe gebaute, somit practisch beliebteste System sei, welches man

technisch am Kürzesten und Treffendsten bezeichnet, wenn man dem Worte „Erziehung" den Buchstaben V. vorsetzt.

Meinen lieben Lesern ist dieses System, welches von den „respectablen," d. i. reichen Tierce-Etat-Klassen aufwärts bis zu den obersten Stufen der „bürgerlichen", oder vielmehr, um diesen trivialen Ausdruck zu vermeiden, der „politischen" Gesellschaft und selbst im hohen Olymp der Erdengötter befolgt zu werden pflegt, gewiß sehr genau — vielleicht aus eigener Praxis bekannt, da ich mir schmeichle, unter meinen Lesern auch Respectable, Honoratioren, Personen aus dem fruchtbaren und weitverzweigten Stamme der öffentlichen und geheimen Rathschaft, Ritter aller Art und Kreuze, Hochgeboren, Excellenzen, liebe und getreue (d. h. ennuyante und genannte) Land- und Reichsstände, vielleicht gar Er- und Durchlauchten, Hoheiten und Majestäten zu haben. Es ist daher kaum nöthig, über dieses System etwas zu sagen.

Es sei mir jedoch erlaubt, Einiges hierüber hier in Erinnerung zu bringen; es sind diejenigen Punkte, die mir Mephi besonders hervorhob, die ich daher schon der historischen Treue wegen, welche ich bei dieser Nacherzählung zu beobachten versprach, nicht wohl mit Stillschweigen umgehen kann. Zudem gibt es unter den Anhängern dieses Systems verschiedene Secten; es ist deßhalb sogar für das richtige Verständniß der vorliegenden Geschichte nothwendig, die Nuancen der Secte, welcher die Frau Majorin anhing, genauer zu bezeichnen. Also zur Sache:

1) Das zu (v)erziehende Kind ist als ein Weideplatz für die älterlichen Augen von dem schönsten üppigsten Grün, oder auch als ein Feen-Land zu betrachten, auf welchem die buntesten und wohlriechendsten Blumen und die herrlichsten Früchte und Pflanzen in reicher Fülle hervorsprossen, und auch nicht ein Unkraut anzutreffen ist.

2) Auf diesem paradiesischen Boden gibt es daher gar nichts auszugäten, oder wegzuschneiden, sondern jedes Keimchen, das sich zeigt, muß auf das Sorgfältigste gepflegt und durch Beseitigung aller Hindernisse in seinem Wachsthume gefördert werden. Je üppiger der Keim, desto besser, desto reicher wird auch die Aernte einst ausfallen.

3) Da die befruchtende, belebende und treibende Kraft im Boden, d. i. im Kinde selbst liegt, so ist es am Besten, wenn man die Natur in ihrer Entwickelung gewähren läßt, ihr nicht hemmend in den Weg tritt, sondern sie durch Anreizung in ihrer Thätigkeit unterstützt.

4) Die Ruthe, Schläge, Verweise, überhaupt Strafen jeder Art die nach einer gewissen Erziehungsmethode so sehr empfohlen werden

und im Schwange sind, müssen demnach als Hemmnisse der sich entwickelnden Natur völlig verbannt, und dagegen Lob, Belohnungen, begründete Vorstellungen und überzeugende Belehrungen über Zweck und Folgen der Handlungen rc. als Reiz- und Förderungsmittel für die Naturentfaltung im vollsten Maaße gebraucht werden.

5) Da man nun von dem Grundsatze ausgehen muß, daß im Kinde gar nichts Böses liegt, sondern Alles gut ist, was der liebe Gott und seine Natur zur Entwickelung und zum Wachsthume in dasselbe hinein gelegt und gepflanzt haben; so ist es ganz unrichtig, ja gotteslästerlich, wenn man von bösen Neigungen und Leidenschaften, von Unarten, von Eigensinn, Halsstärrigkeit, Trotz oder gar von der Bosheit eines Kindes spricht. Was z. B. der gemeine Menschenschlag Leidenschaften bei einem Kinde nennt, sind im Grunde nur die ersten Regungen eines kräftigen Temperaments, oder gar das erste Flattern des Genie's; an dem, was man als Eigensinn, Halsstärrigkeit oder Trotz tadelt, erblickt der Kenner bloß die sich entwickelnde Entschlossenheit, Willenskraft u. s. w.

6) Man hat überhaupt nach der überall wahrnehmbaren Oekonomie des Schöpfers anzunehmen, daß dieser dem Menschen gar nichts Ueberflüßiges, sondern gerade so viel mitgetheilt habe, als er zur Erreichung seiner Bestimmung nöthig hat. Neigungen, Begierden, Leidenschaften, Affecte, Gefühle, sinnliche Triebe u. s. w. sind nur als Segel, Steuer, Ruder, Masten und sonstige Apparate anzusehen, mit deren Hülfe der Mensch auf seine Bestimmung lossteuern soll. Je mehr Hülfsmittel ihm zu diesem Ende zu Gebote stehen, desto besser für ihn.

7) Es kommt deßhalb bei der Erziehung hauptsächlich darauf an, daß man allen Neigungen, Affecten, kurz allen Dingen, die sich bei einem Kinde äußern, eine bestimmungsgemäße Richtung gebe, und so den Zögling frühzeitig zu überzeugen suche, daß alles im Menschen, und alles, was sein Verstand auszusinnen vermag, gut ist, insofern es möglicherweise ein Mittel zur Erreichung seiner Bestimmung sein kann; daß man ihn frühzeitig daran gewöhne, alle diese Gottesgaben klug, d. i. in Bezug auf seine Bestimmung so zu gebrauchen, daß diese am Sichersten und Vollständigsten erreicht werde, und daß man vorzüglich nicht versäume, ihm die wichtige Maxime ja recht tief einzuprägen, die Maxime nämlich: daß das Gute, was der Mensch zur Verfolgung seiner Bestimmung besitze, durch Mißbrauch, durch Unklugheit, kurz dadurch erst zum Bösen werde, daß es bestimmungswidrig angewendet wird. Denn die Bestimmung ist der Zweck

des Menschen, und der Zweck heiligt die Mittel; was also diesen fördert, ist gut, und was ihn hindert, böse. Meistentheils entscheidet bloß die Art des Gebrauches darüber, ob etwas gut oder böse sei. Denn das, was unter gegebenen Umständen gut ist, kann, wenn sich diese ändern, bös werden. Darüber hat die Klugheit und der Erfolg zu entscheiden. Das Böse ist folglich nur ein relativer Begriff, und es ist die Behauptung, daß es ein absolut Böses gebe, grundfalsch und verderblich, weil sie in vielen Fällen ein Haupthinderniß ist, die sich der Erreichung des menschlichen Zweckes entgegenstellt. Davor sind Zöglinge besonders zu warnen. So sagt man, z. B. daß die Wahrheit an sich oder absolut gut, und die Lüge an sich oder absolut böse sei, und gleichwohl ließen sich tausenderlei Fälle aufzählen, wo die Wahrheit, als der menschlichen Bestimmung hinderlich, böse, und die Lüge, als derselben förderlich, gut ist.

8) Die Hauptsache, um die sich, wie um einen Angel, Alles dreht, ist aber eine richtige Vorstellung von der Bestimmung des Menschen, weil sich hiernach, wie so eben gezeigt worden, die Begriffe von gut und bös richten.

Das hier in Rede befindliche System nimmt zwar auch von den irrigen oder Wahnbegriffen, welche man über die menschliche Bestimmung, besonders für die gemeinen und niedrigen Volksklassen aufgestellt und geltend gemacht hat, wie z. B. daß sie in ewiger Seligkeit bestehe, überhaupt, daß sie über das Grab hinausreiche u. dgl., deßhalb sorgfältige Kenntniß, weil sie gar oft als zweckmäßige Mittel benutzt werden können, die wahre Bestimmung des Menschen zu erreichen. Diese besteht nun in dem „faire sa fortune," wie die Franzosen sagen würden, d. i. in der möglichst ausgedehnten Förderung des Glücks und Wohlseins des Menschen, daß der Mensch möglichst reich, angesehen und vor der Welt ausgezeichnet und so aller erdenklichen Lebensgenüsse in der ex- und intensivesten Weise theilhaftig werde. Wie umfangsreich, ja unendlich ist diese Bestimmung nicht! Reichthum und Steigen (se pousser) sind die beiden Haupthebel, die zugleich in einander eingreifen und so sich wechselseitig stützen und heben. Sie bilden daher gleichsam die Mittelzwecke zu dem großen Endzwecke des höchst möglichen Glückes und Wohlseins; auf sie ist deßhalb auch der Satz: „Der Zweck heiligt die Mittel", vollkommen anwendbar. Wer so thöricht sein wollte, die Wahrheit dieser Bestimmung zu bezweifeln, was wohl keinem „Respectablen" im ächt englischen Sinne beifallen dürfte, dem diene zum Argumente, daß das

Individuum den Gegensatz vom Staate bilde, der Zweck des Staates aber in der allgemeinen Wohlfahrt (salus publica) bestehe; woraus sich von selbst die consequente Folge ergibt, daß der Zweck des Individuums in der individuellen Wohlfahrt bestehen müsse. Und wie der Staat gar oft die individuelle Wohlfahrt zu seinem Zwecke benutzt, so darf umgekehrt natürlich auch das Inviduum den Staat zu seinem Zweck benutzen, weil die Selbstbestimmung kein Mittel ausschließt; ein Grundsatz, der, zumal in höheren Kreisen niemals bezweifelt, sondern von jeher practisch ausgeübt wurde.

9) Faßt man die so eben bezeichnete Bestimmung des Menschen in ihrer ganzen Tiefe auf, so fallen die Begriffe von gut und bös, Tugend und Laster u. dgl. eigentlich als irrelevant ganz weg, und treten dafür bloß die Begriffe von klug und thöricht (dumm) an ihren Platz.

Consequente Anhänger dieses Systems, zu denen die Frau Majorin ebenfalls gehörte, sind auch hiervon völlig überzeugt; sie behandeln jedoch diese Wahrheit mehr als eine Geheimlehre, die man den Zöglingen theoretisch nur mit großer Vorsicht, und nicht zu früh, sondern erst dann beibringen dürfe, wenn er von der Wichtigkeit seiner Bestimmung durch practischen Genuß des Wohllebens eine hinlänglich feste Ueberzeugung gewonnen habe und er einzusehen im Stande sei, daß Klugheit allein zu dieser Bestimmung führen könne. Sie legen indessen auf die Begriffe von gut und bös &c., jedoch diese vorzüglich im Sinne des gewöhnlichen Lebens nach dessen verschiedenen Schattirungen und Menschenklassen aufgefaßt, ein großes pädagogisches Gewicht, und machen es den Erziehern zur unerläßlichen Pflicht, ihre Zöglinge darin sorgfältig zu unterrichten. Sie sagen nämlich, und gewiß mit Recht, daß die Kenntniß dieser Begriffe den Hauptbestandtheil der erwähnten Klugheitslehre bilde, und daß diese Begriffe namentlich in der Lehre von den Mitteln zum Zwecke von wesentlichem Einflusse seien. Denn bei dem Gebrauche solcher Mittel, die nach jenen Begriffen in die Kathegorie des Bösen fallen, sei eine ganz besondere Vorsicht nothwendig, um nicht mit den vulgären Ansichten oder den Gesetzen, welche von jenen Begriffen nicht wohl abgehen könnten, in einen unangenehmen und nachtheiligen Conflict zu gerathen, oder, was auf Eines hinausläuft, um diesen Conflict klug vermeiden zu können. Entbehrt könnten aber diese, in's Gebiet des Vulgärbösen fallenden Mittel durchaus nicht werden, weil sie in unzähligen Fällen die einzigen wären, die zur Erreichung des Zweckes zu Gebote stünden. Man denke, fügen diese Männer ge-

wöhnlich beispielsweise hinzu, man denke nur z. B. an Lug und Trug, an Verläumdung, Uebervortheilung, Bestechung u. s. w. Dinge, deren man im täglichen Verkehre gar nicht entbehren könne, wie jeder Verständige einsehen werde.

10) Die Erziehung hat folglich, um nach dem Bisherigen ihre Aufgabe kurz zusammenzufassen, den Zögling allmälig mit der hohen Bestimmung bekannt zu machen; ihn daran zu gewöhnen, bei seinem ganzen Thun und Lassen stets diese Bestimmung vor Augen zu haben; ihm die, zum Gebrauche der ihm zu Gebote stehenden Mittel nothwendige Klugheit theoretisch und practisch beizubringen; ihm die gefährlichen Folgen der Thorheit recht anschaulich zu machen, und auf diese Weise ihn zu einem Manne heranzubilden, bei dem der kalt berechnende Verstand die ausschließliche Herrschaft behauptet, und der im Hinblicke auf seine Bestimmung sich vollständig in seiner Gewalt hat, so daß er nicht nur in seinem äußeren Benehmen die feinste Politur und Glätte, sondern auch nach Verschiedenheit der Fälle und Verhältnisse Ruhe, Gefühl, Enthusiasmus, Liebe, Haß, Freundschaft oder was sonst die Umstände in Bezug auf seine Bestimmung erheischen, in der wirksamsten Manier zu zeigen vermag, daß er über sein Lächeln, wie über seine Thränen frei zu gebieten, seine Absicht, wo es nöthig, sorgfältig zu verbergen und wie ein Chamäleon in jedem Momente die Farbe zu wechseln im Stande ist, um Umstände, Sachen, Menschen und deren Schwächen und Thorheiten im möglichst weitesten Umfange als Mittel zu seinem Zwecke gebrauchen zu können."

Dieses sind die Punkte, welche mir Mephi mittheilte und ich hier mit seinen Worten wieder gab. Ich selbst habe weiter nichts hinzuzufügen, als daß Mephi mit besonderem Vergnügen bei denselben verweilte, indem er seine sarkastisch verzogene Miene während der ganzen Mittheilung unverändert beibehielt.

Dieses System wurde nun auf unsern Heinrich unter der Leitung seiner Mutter practisch angewendet. Wenn z. B. der niedliche Knabe — denn niedlich war er, da er vollkommen der Mutter glich — dem Kindermädchen das Gesicht zerkratzte oder es an den Haaren zerrte, weil es nicht eilig genug dem Willen desselben nachkam, so lächelte die Mutter wohlgefällig, sie sagte bei einer solchen Gelegenheit einmal zu ihrem „lieben Hermann:" „Welcher Muth in diesem Knaben lodert! wahrhaftig der tapfere Papa in Miniatur! Wie schmunzelte der tapfere Papa über die feine Schmeichelei und über

die Miniatur! „God damn!“ sagte er, „ich habe es einst gerade so gemacht und oft dafür die Ruthe zu kosten bekommen.“

„Pfui! du bist doch nicht der Meinung, daß der Muth unseres Heinrichs mit der Ruthe in seiner Entwickelung erstickt werden soll?“

„O nein, lieber Engel,“ entgegnete der Major, „meine Aeltern waren schlichte Bürgersleute und verstanden das Erziehungswerk nicht recht, sondern machten so den alten Brauch mit, weil vermuthlich auch sie einst nach demselben behandelt worden sind.“

„Es freut mich, lieber Hermann, daß du mit mir einverstanden bist, obwohl ich, wenn du es haben wolltest, die Ruthe gebrauchen und gegen meine Ueberzeugung unsern Heinrich mit blutendem Herzen schlagen würde. Du weißt, ich befolge in Allem die Wünsche meines lieben Hermann (hier drückte sie einen lauten Schmatz auf seine welken Lippen), wie es meine Pflicht gebeut.“

„Nein, lieber Engel! wie du es machst, so ist's mir recht; du verstehst dich auf das Erziehen besser als ich, der ich nur im Kriegshandwerke zu Hause bin. Du wirst aus unserem Kinde einen eben so liebenswürdigen Engel bilden, wie du selber bist.“

Um die Erziehung der Tochter kümmerte sich der Major noch weniger; daß aber auch diese in demselben Geiste, wie ihr Bruder, erzogen wurde, versteht sich von selbst. Doch die Tochter gehört nicht in meine Erzählung, und ich bemerke bloß, daß sie den Bemühungen ihrer Mamma keine Schande machte, sondern in allen Künsten der Coquetterie in die Fußstapfen derselben trat, ja sogar schon in ihrem sechszehnten Jahre ihre Laufbahn begann, sie jedoch bereits in ihrem sechsundzwanzigsten mit dem Tode endete, welcher in Folge einer zu lange verheimlichten Krankheit eingetreten ist. Sie war nie so glücklich, irgend einen Verehrer bleibend zu fesseln, oder einen bejahrten Gecken zu finden, dem ihr Lebenswandel unbekannt geblieben wäre. Denn sie begann ihre Carriere nicht bei Hof!

Das Gesinde, um zu unserem Heinrich zurückzukehren, hatte strengen Befehl, in Allem dem Knaben freien Willen zu lassen und seine Wünsche pünktlich zu erfüllen, es versteht sich jedoch, insoweit er nichts, seiner Gesundheit geradezu Schädliches oder Gefährliches verlangte.

Das Gesinde fürchtete auch den Jungen mehr als die Herrschaft selbst, weil er sich wirklich wie ein kleiner Tyrann gegen dasselbe benahm. Geschah, was er wollte, nicht auf der Stelle, so schlug, stieß und wüthete er gegen den Ungehorsam, und schrie aus vollem Halse, und dann kam gewöhnlich die Mamma, zankte das langsame

Mädchen oder den trägen Bedienten noch obendrein, und goß so Oel in's Feuer.

Thiere, besonders Vögel, Hühner und Tauben wurden ihm zum Spielen gegeben, die er in der Regel zu seinem Vergnügen, langsam und auf die qualvollste Art zu Tode marterte. Abwechselnd amusirte er sich damit, daß er den Domestiken die Arbeiten verdarb, oder Löcher in ihre Kleider schnitt oder brannte, sie mit Nadeln stach, oder mit einer kleinen Peitsche schlug u. dgl. Zuweilen machte er sich den Spaß, daß er sich im Kothe oder Sande wälzte, um seine Kleider zu beschmutzen, und dann weinend zur Mamma lief und sagte, der Jean oder die Jeanette hätte ihn auf den Boden geworfen und geschlagen; worauf es natürlich für den Jean oder die Jeanette derbe Verweise wo nicht noch mehr absetzte. Denn die Einwendung, daß Heinrich zu lügen beliebt habe u. dgl., durfte gar nicht vorgebracht werden, ja wurde gar nicht angehört. Erfuhr die Mamma später, daß Heinrich wirklich gelogen habe, so freute sie sich über den „pfiffigen" Knaben, der gewiß einst auch als Mann im Stande sein werde, seinen Rivalen ein Bein zu stellen.

Man wird sich daher nicht wundern, wenn Heinrich der wildeste, muthwilligste, eigensinnigste, durchtriebenste und boshafteste Knabe wurde; Eigenschaften, die natürlich in den Augen der Mutter als Funken des Genie's, des guten Humors, der unbeugsamen Entschlossenheit, des scharfen Verstandes, des tiefen Ehrgefühls u. s. w. erschienen. „Ja," sagte sie einst zu sich selbst, als Heinrich den Bedienten mit einem Stocke prügelte; weil dieser ihm das Bild der Sonne nicht aus dem gefüllten Wassereimer herausholen wollte, „ja, der Kühnheit meines Heinrichs wird einst nichts unerreichbar sein!"

Daß dieser Junge auch mit den Kindern, den Fenstern und dem Geflügel der Nachbarn in häufige Collisionen gerieth und nicht selten von fremden Kindern, die sich seine Neckereien nicht gefallen ließen, und von den Nachbarn selbst tüchtig durchgefegt wurde, konnte begreiflich nicht fehlen. Wenn er dann weinend und zornig nach Hause kam und seine Klagen der Mama vortrug, so benutzte diese solche Gelegenheiten, um ihn zur Vorsicht und Klugheit zu ermahnen, indem sie z. B. sagte: „Sieh, Heinrich! ein vorsichtiger Junge weiß solchen Schlägen auszuweichen; will er sich ein Vergnügen der Art, wie das deinige war, wirklich machen, so weiß er es heimlich zu thun, so daß Niemand merkt, daß er's gethan hat. Du mußt dich bei Zeiten gewöhnen, vor anderen Leuten dich bescheiden und sittsam zu benehmen; hinter ihrem Rücken und ungesehen darfst du dann um

so mehr dir erlauben, je weniger die Menschen vermuthen werden, daß es der bescheidene und sittsame Knabe gethan habe. Du wirst, wenn du größer bist, immer mehr einsehen lernen, wie nothwendig es sei, seine Absichten und Handlungen, die gegen die Vorurtheile der Menschen verstoßen, vor der Welt zu verbergen, um fortzukommen und sein Glück zu machen.“ Dabei ließ es die sorgsame Mutter nicht an Winken und Anweisungen fehlen, wie er in diesem und jenem seine Absicht verheimlichen könne, und wie er sich vor den Augen der Menschen zu zeigen habe.

Da sich solche practische Veranlassungen zur Entwickelung der Klugheitslehre sehr häufig ergaben, so wurde sie dem mit großen Geistesfähigkeiten ausgestatteten Knaben zusehends begreiflicher und anziehender, besonders nachdem er sich durch einzelne gelungene Versuche von dem großen Nutzen derselben zu überzeugen angefangen hatte.

Je mehr er im Alter vorrückte und je größeres Lob er von den Bekannten des Hauses wegen seiner — natürlich nur geheuchelten — Bescheidenheit und Sittsamkeit einärntete, desto einleuchtender wurde ihm auch die Vortrefflichkeit der mütterlichen Klugheitslehre, die er in dem Maaße mehr lieb gewann, in welchem sie ihm durch Erfahrung und Unterricht klarer wurde. Und so machte er dieselbe schon frühzeitig zu einem förmlichen Studium, das er eifriger als jedes andere betrieb, in dem er aber auch an seiner Mutter eine unübertreffliche Lehrerin und practische Führerin hatte. Alles andere Wissen hatte für ihn nur insoferne Reiz, als er es mit seiner Lieblingswissenschaft und Kunst in Verbindung bringen und er für diese daraus Nutzen schöpfen konnte.

Kein Wunder also, wenn er es später in der Verstellung, in der Heuchelei, im Intriguiren, in der äußeren Geschmeidigkeit und Politur zur wahren Meisterschaft brachte. Er hatte, nachdem diese Meisterschaft durch seltenen Fleiß und Eifer errungen war, sich so sehr in seiner Gewalt, daß er, wenn es in seinem Inneren noch so sehr glühte und kochte, mit der unbefangensten Miene scherzen und lächeln konnte, und der gewandteste Menschenkenner nicht leicht im Stande war, im etwas unruhigen Blicke, in einzelnen Zügen um Mund und Nase, oder in dem mühsameren Athmen den inneren Sturm zu erspähen; wenigstens war es ohne öftere und genaue Beobachtung zu verschiedenen Zeiten und ohne Vergleichung der Physiognomie mit den Momenten, wo sein Inneres sich im Zustande der Ebbe und Ruhe befand, nicht wohl möglich. Wehe aber demjenigen,

den er sich zum Gegenstande des Hasses und der Rache ausersehen hätte! Er würde nicht eher geruht haben, als bis sein Ziel erreicht gewesen wäre und das Opfer unter der complicirten Maschinerie seiner Ränke geblutet hätte. Versöhnung oder Verzeihung war ihm unmöglich, obwohl er die eine oder andere heucheln konnte, um den Zweck der Rache desto sicherer zu erreichen.

Es ist eine bekannte psychologischen Wahrheit, daß eine Leidenschaft desto mehr an Heftigkeit zunimmt, je sorgfältiger und je länger sie im Busen verschlossen und so im Geheimen genährt und gepflegt wird. Die Menschen, welche, aufgeregt oder gereizt, sogleich aufbrausen, toben und stürmen, sind nicht gefährlich; sie tragen keinen geheimen Groll im Innern, denn mit dem äußeren Sturme erlöscht zugleich die innere Gluth; sie geben sich, wie sie sind, und kennen keine Verstellung. Aber die Menschen mit der stets glatten Stirn, die nie erglühen, mag da kommen, was da will, die zu Aufreizungen lächeln und dem, welcher sie gekränkt hat, sogar die Hand drücken und mit der ruhigsten Miene von der Welt versichern, daß sie die Kränkung nicht im Geringsten übel nehmen, — solche Menschen meide, wer sich vor Schaden oder Unglück hüten will. Denn das glatte ruhige Gesicht verbirgt einen gährenden Vulkan, der früher oder später sich ganz gewiß entladen, und den Gegenstand des Grolles mit seiner brennenden Lava überschütten wird! —

Als Heinrich in dieser „Klugheitslehre“ bereits Fortschritte gemacht hatte, da schlug und neckte er die Domestiken nicht mehr, sondern er betrug sich gegen sie höflich, bescheiden und gegen denjenigen von ihnen, der ihn etwa — wissentlich oder unwissentlich beleidigt hat, sogar freundlich und zuvorkommend. Dieß geschah aber nur, um desto sicherer im Geheimen Rache üben zu können, die aus Vorsicht meistens erst lange nach der Beleidigung erfolgte.

Er entwendete z. B. dem Dienstboten dann irgend einen Gegenstand, z. B. ein Kleidungsstück, worauf dieser besonderen Werth legte und vernichtete dasselbe heimlich; oder zerschlug irgend ein Geschirr, eine werthvolle Tasse u. s. w., wofür derselbe zu stehen hatte, oder practicirte irgend etwas, z. B. einen silbernen Löffel, oder eine Serviette, in den Schrank desselben, um ihn als Dieb aus dem Hause oder gar vor Gericht zu bringen. Und wenn ihm so ein Streich gelungen war, dann sprang er vor Freuden in die Höhe und applaudirte sich selbst mit beiden Händen.

Erzählte er so etwas der Mutter, was meistentheils, jedoch in der Regel erst lange nach der That, geschah, so lächelte diese, nannte

ihn mit zärtlich drohendem Finger „Schalk" oder „Pfiffikus", und fügte hinzu: „Heinrich, Heinrich! sei vorsichtig! Was würde der Vater, und was würden die Leute sagen, wenn so etwas herauskäme?" Von einem Verweise konnte natürlich keine Rede sein; der Knabe merkte im Gegentheile der Mutter leicht ab, wie sehr sie sich in ihrem Inneren über seine „Klugheit" freute. Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, daß Heinrich diese Methode des Rächens auch außer dem Hause in Anwendung brachte.

Seine wissenschaftliche Ausbildung betreffend, so wurde er von seinem sechsten Jahre an, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet; es ging aber anfangs nicht recht vorwärts. Heinrich fand an dem Lernen keinen Geschmack und hatte auch keine rechte Geduld dazu. Die Mutter wollte zudem nicht haben, daß ihr Heinrich zu sehr angestrengt werden sollte, weil, wie sie sagte, das viele Sitzen seiner Gesundheit leicht schädlich sein könnte. Er hatte anfangs täglich zwei Stunden Unterricht, während welcher er selten aufmerkte und außer welchen er in der Regel nichts lernte, und am Mittwoch, Sonnabend und Sonntag Ferien. Es wird daher nicht befremden, daß er vor seinem achten Jahre nicht fertig lesen, vor dem neunten nicht geläufig schreiben und vor Ende des zehnten nicht in ungebrochenen Zahlen multipliciren und dividiren konnte.

In der englischen Sprache wollte ihn der Papa selbst unterrichten. Da aber dieser die Sprache nie nach grammatischen Regeln erlernt und überdieß keine Geduld hatte und Heinrich an derselben keine Freude fand: so verblieb es bei den Phrasen „good day," „good morning," „good evening," „god damn" und dergl., die der Knabe schon seit seiner Kindheit wußte.

Im Französischen, das er im neunten Jahre anfing, ging es etwas besser, da ihm die Mamma, die es einst ziemlich geläufig sprach, hierin behülflich war.

Er begann überhaupt vom zehnten Jahre seines Alters an sich hinsichtlich seines Betragens und Fleißes auffallend zu verändern. Den Grund hiervon kennen meine Leser bereits. Seit dieser Zeit fing er nämlich an, den Nutzen der „Klugheitslehre" immer mehr einzusehen und so diese selbst immer mehr lieb zu gewinnen. Die Mutter hatte bereits um diese Zeit durch eine faßliche Schilderung des künftigen Glücks, zu welchem die Klugheit allein führen könne, die Phantasie des Knaben gefesselt, und ihn überzeugt, daß man mit leerem Kopfe nicht imponiren, nicht anziehen, nicht Andere zu seinen Absichten gebrauchen, kurz nicht klug sein könne. Deßhalb gab sich

Heinrich von nun an mehr Mühe; er strengte seine Kräfte mehr an, und suchte überhaupt alle Kenntnisse und Fertigkeiten, die mit der Klugheitslehre im engeren oder weiteren Zusammenhange standen, seinem Gedächtnisse einzuprägen, beziehungsweise einzuüben. Von einem wissenschaftlichen Studium, von einer tieferen Erforschung der Wahrheit, kurz von philosophischer Erkenntniß war natürlich nie, weder jetzt, wo der Knabe hierzu auch noch nicht reif gewesen wäre, noch später die Rede.

Ein gründliches Studium zumal der Philosophie, wozu nur dem reinen Gemüthe, dem Gottbegeisterten die Bahn sich öffnet und allmälich lichtet, hätte sich mit dem Klugheitssysteme, um das es sich hier handelte, auch nicht vertragen. Denn die Weltklugheit verhält sich zur göttlichen Weisheit, wie ein Irrlicht zur Sonne; und wie die Sonne Irrwische erzeugende Moore austrocknet, so zerstäubt die wahre Weisheit das blendende Flitterwerk der Afterklugheit.

Heinrich hatte nie das geistige Entzücken gefühlt, welches die Wissenschaft im wahren Sinne des Worts an und für sich gewährt; er konnte daher auch nicht das Wissen um des Wissenswillen suchen. Er war bloß bemüht sein Gedächtniß mit Kenntnissen der verschiedensten Art anzufüllen, um in geselligen Kreisen, in höheren Zirkeln damit glänzen und blenden zu können, um dadurch Einfluß auf Andere zu erlangen, und so seine selbstischen Absichten desto leichter und sicherer durchzusetzen. Ihm sollte das aufgehäufte Aggregat von Kenntnissen dieselben Dienste thun, welchen Putz und Flitter der Coquette und falsche Pässe und Dietriche einer gewissen industriösen Menschenklasse gewähren; es sollte ihn, gleichviel ob auf geradem Pfade oder auf Umwegen, dem Tempel des Glückes zuführen und ihm die Thore oder auch ein Fenster desselben öffnen, um in denselben eintreten oder hineinschleichen und darin im Schooße der Göttin nach Lust schwelgen zu können.

Wie er sich in den gefälligen Manieren der sogenannten feinen Welt, in Haltung, Geberden, im graciösen Lächeln, worauf in höheren Zirkeln kein geringes Gewicht gelegt wird, im ceremoniösen Condoliren, im Tanzen u. s. w. übte, so suchte er auch seinen Geist mit oberflächlichem Wissen zu überfirnissen.

Die Religionslehren — er gehörte der protestantischen Kirche an — wurden in gleicher Weise und zu gleichem Zwecke in dem Gedächtnisse aufgespeichert; ja er suchte sich sogar mit den Glaubensmeinungen und Gebräuchen der verschiedenen Confessionen und Secten bekannt zu machen, um auch darüber sprechen und erforderlichen

Falles Leute anderer Confessionen und Secten behandeln und benutzen zu können.

Die Neigung zum schönen Geschlechte erwachte in Heinrich frühzeitig, oder vielmehr wurde in ihm frühzeitig geweckt. Seine Mutter hatte nämlich, ihrem Erziehungssysteme gemäß, die Ansicht, daß die Absonderung der Kinder verschiedenen Geschlechts ebenso thöricht sei, als die Geheimhaltung der Naturgeheimnisse; denn Erstere führe zu jener Blödigkeit, die man bei dem gemeinen Volke Schamhaftigkeit nenne, und die mit ihrem unbeholfenen linkischen Wesen so sehr gegen feinen Ton, Bildung und Grazie verstoße, und letztere mache es geradezu unmöglich, sich vor der Gefahr der Verführung zu hüten, weil der Versuchte die Gefahr nicht kenne, in der er schwebe; was man genau kenne und oft gesehen habe, verliere an Reiz, und die Jugend könne und werde sich vor Verführung und Ausschweifung desto mehr hüten, je vollständiger sie über die Gefahren und schädlichen Folgen derselben belehrt worden sei.

Maximen der Art: daß die sorgfältig gepflegte Scham die zuverlässigste Schützerin der Unschuld sei und so die Gefahr der Unwissenheit beseitige; daß die Kenntniß die Begierde erst erwecke, und die erweckte Begierde stärker sei, als die Vorstellung von der Gefahr ihrer Befriedigung, ja meistens es gar nicht zu einer solchen Vorstellung kommen lasse; daß man nach einer Frucht, von der man gar nichts wisse, auch keinen Appetit habe, dieser aber komme, sobald man die Frucht kenne und sehe, und sich durch das Verbot des Genusses nicht mindere, sondern eher erhöhe u. s. w. fanden natürlich bei der Frau Majorin keinen Eingang, da das von ihr befolgte Erziehungssystem solche längst als antiquirte Irrthümer verworfen hat, denen nur das gemeine Volk hie und da noch anhange.

Es gibt auch in der That kein besseres Mittel den Ausbruch eines Brandes zu vermeiden, als wenn man Feuer und Stroh in möglichst nahe Berührung mit einander bringt; das Feuer wird, durch Gewohnheit in seiner Begierde nach dem Stroh geschwächt, nicht mehr die lüsterne Zunge nach demselben ausstrecken, und das Stroh wird von der Nähe und dem Anblicke des nach ihm flackernden Feuers ganz gewiß allmälig eiskalt gemacht. Genug, die Frau Majorin fand es für gut, ihre zwei Kinder immer zu gleicher Zeit und in demselben Zimmer sich an- und auskleiden, und baden zu lassen, und das Bad meistentheils selbst gemeinschaftlich mit ihnen zu nehmen. Diese Einrichtung dauerte solange, als Heinrich im väterlichen Hause blieb, was bis zum zurückgelegten zwölften Lebens-

jahre dauerte. Bei solchen Gelegenheiten pflegte die Frau Mamma, als die Kinder größer und neu- oder vielmehr wißbegieriger wurden, und um das Wie und Warum von diesem und jenem fragten, was besonders von Heinrich geschah, ihnen naturgeschichtliche Winke und Erläuterungen zu geben, denen sie stets zugleich Warnungen vor gewissen Gefahren und Folgen in lebhaften Farben beifügte. Der Tochter suchte sie — im Vorbeigehen sei es bemerkt — bei etwas reiferen Jahren in eigenen Privatissimis die erkünstelte Affectation der Schamhaftigkeit besonders einzuüben, die sich — wie Kenner versichern — zur natürlichen verhält, wie eine Blume aus der Bude der Putzmacherin zur frischblühenden Rose aus der Werkstätte der Natur.

Heinrich wurde — um nun zur gedrängten Erzählung seiner Lebensschicksale überzugehen — mit dem Beginn des dreizehnten Jahres seines Alters in das Cadetencorps aufgenommen; was, da es der Wille seines Pathen war, ohne alle Schwierigkeit geschah. Als Cadet gab er sich erst recht eigentlich Mühe, sein Gedächtniß mit Kenntnissen der oben erwähnten Art zu bereichern, und sich in der Verstellungskunst und Heuchelei zu üben und durch äußere Politur abzuglätten. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß er die Gunst der Lehrer, die zudem wußten, daß der Fürst sein Pathe war, im hohen Grade besaß, und selbst auf seine Kameraden großen Einfluß ausübte, obwohl er ihnen im Geheimen manchen bösen Streich spielte. Schon als Cadet soll er, wenn er Abends vom Besuche seiner Aeltern in die Anstalt zurückkehrte, in den letzteren Jahre gar oft — so versicherte mir wenigstens Mephi — die mütterlichen Warnungen vergessen, sich aber desto besser der naturgeschichtlichen Erläuterungen erinnert haben. Dazu hätte besonders der starke Wein, womit die zärtliche Mamma den Besuchenden jedesmal regalirt, und der diesem ganz besonders gemundet haben soll, nicht wenig beigetragen.

Herr Bacchus — bemerkte Mephi — pflege in der Regel die Begierden und Leidenschaften aus dem Schlummer wach zu trompeten, und wenn diese einmal auf den Beinen wären, so ziehe sich die Reflexion mit ihren moralischen Adressen und Petitionen furchtsam zurück, um mit beiden zu warten, bis jene polternden Damen gespeis't und sich wieder zur Ruhe begeben hätten.

Mit sechszehn Jahren wurde Heinrich Fahnjunker und mit siebzehn Lieutenant bei der Infanterie. Man kann sich denken, daß diese Avancements auch durch Familienfeste verherrlicht und dazu alle Freunde und Freundinnen des Hauses gebeten wurden.

Wie paradirte da der junge Fähnrich und nachher der junge

Lieutenant in der neuen glänzenden Uniform unter den Gästen, wovon ihm jeder schöne Worte sagte, d. h. Complimente machte, für die er sodann mit „graciösem Lächeln“ und anmuthigen Verbeugungen dankte; wie selig fühlte sich das Mutterherz, und wie verjüngt der greise Papa! Wie blickten die jungen Fräuleins — es versteht sich unbemerkt — nach dem hübschen Officier, und wie schlugen sie die Augen nieder auf ihre Füße, auf ihren Putz und ihre elegante Gestalt und Haltung, wenn sich dieser ihnen näherte und seine Flatterien sagte; und wie schielten die gereifteren Herbstblumen neidisch nach den Kindern des holden Frühlings!

Es wurde übrigens, wie es bei Festen dieser Art üblich ist, tüchtig getafelt, gebechert, gescherzt, gelacht, gefaselt, gewitzelt, über tausenderlei wichtige Dinge, z. B. Wetter, Moden, Putz rc. hin- und hergesprochen, über Stadtneuigkeiten, scandalöse Anecdoten u. s. w. geklatscht, auch politisirt, mitunter gegähnt und sich gelangweilt; unter dem Tische hie und da gefüßelt, über den Tisch hinüber und herüber geäugelt, auf Seitenplätzen auch gefingert und gehändelt, unter günstigem Schatten sogar geschnäbelt; herzliche Theilnahme ohne Herz bezeugt, und Freundschaft mit schönen Worten versichert; da ein Kleid nach der neuesten Mode bewundert, dort ein Geschmeide angestaunt, hier sich über das schöne Service entzückt, überall der Wein, das Backwerk rc. als delicat gelobt, alles unübertrefflich gefunden, zuletzt gedankt und geknickset und so die Festivität beendigt.

In der Beförderung zum Officier erblickte nun Heinrich den ersten und wichtigsten Schritt zu seinem künftigen Glücke; er wurde hierin von seiner Mutter natürlich bestärkt und zur umsichtigsten Klugheit ermahnt, die ihn ganz sicher zum Ziele führen werde.

„Der Fürst ist dein Pathe,“ sagte sie lächelnd zu ihm, „und dir gewogen; und wenn du seine Gunst zu erhalten und durch dein kluges Benehmen zu erhöhen verstehst, so kann es dir nicht fehlen, daß du in dem Wettlaufe zum Glücke bald Alle weit hinter dir zurücklassen wirst. Vergiß nie, daß Fortuna nur demjenigen gewogen lächelt, der im Stande ist, alle Mittel, welche die Klugheit darzubieten vermag, geschickt in Stufen umzuschaffen, um auf denselben die steile Höhe zu erklimmen, wo ihr Tempel steht. Nur dem Klugen winkt die Gunst der Göttin, nur ihm öffnet sie ihr Heiligthum und ihr reiches Füllhorn. Der erste und höchste Grundsatz der Klugheit aber besteht, wie du weißt, in der Selbstbeherrschung vor den Augen der Menschen. Laß dich daher nie zur Hitze oder zur Selbstvergessenheit hinreißen, sondern bleib stets ruhig, kalt und höflich. Es kostet An-

strengung, ich gebe es zu; allein der Preis, der in der Ferne winkt, ist derselben würdig; und der Kluge, ich brauche es dir nicht erst zu sagen, weiß sich in der Zurückgezogenheit, wo ihn die Blicke Anderer nicht belauschen können, für diese Anstrengung zu entschädigen, und sich in solchen Vorgerichten des einstigen Glückes zum Kampfe im Leben zu stärken."

Ob diese Klugheit, zumal auf der militärischen Laufbahn, eine zuverlässige Führerin zum Glücke sei, wollen wir jetzt dahin gestellt sein lassen; der Verlauf unserer Erzählung mag darüber Aufklärung geben. Sohn und Mutter glaubten es wenigstens. Der Lieutenant G*****d war daher, obwohl dem Lebens- und Dienstalter nach der jüngste Officier, unter dem ganzen Officiercorps der ruhigste, bescheidendste, artigste und mäßigste; er gerieth nie in aufbrausende Hitze oder in Zorn, und nie sah man ihn bei Gelagen betrunken oder auch nur aufgeregt. Er war gegen alle seine Kameraden freundlich, gefällig und lächelte selbst dann, wenn sich der Eine oder Andere beißende Bemerkungen gegen ihn erlaubte.

Daß er sich bei dem Fürsten, dem er oft seine unterthänigste Aufwartung machte, da ihm der freie Zutritt gestattet war, sich in seinem Betragen noch mehr zusammennahm, und sich durch alle Künste der höfischen Geschmeidigkeit, durch geschicktes Manövriren mit seinen Kenntnissen u. s. w. immer mehr bei demselben zu insinuiren strebte, ließ sich von seiner Klugheit erwarten. Der Leser wird sich auch gar nicht wundern, wenn er hört, daß Heinrich die Gunst des Fürsten wirklich in einem hohen Grade besaß und in derselben durch seine Taktik immer höher stieg. Das besondere Verhältniß, in welchem sich Heinrich zum Fürsten befand, macht dieß erklärlich und ganz natürlich. Dieß, daß nämlich Heinrich bei dem Fürsten, seinem Pathen, sehr viel gelte, nicht aber die besondere Ursache hiervon, wußten auch alle Officiere, die ihn deßhalb schonender behandelten, als sie sonst gethan haben würden, da sie ihm wegen seines ungewöhnlichen Betragens, das sie sich nicht zu erklären wußten, gar nicht sonderlich gut waren.

Ein von der Alters- und Standessitte auffallend abweichendes Betragen ist nie geeignet, sich die Liebe und Achtung der Standesgenossen zu erwerben, sondern bleibt immer für diese ein Stein des Anstoßes. Oft sprachen die Officiere miteinander von dem altklugen, geschmeidigen und kalthöflichen Heinrich, dessen Betragen Einige der Furcht vor dem Fürsten, der ein besonderes Auge auf ihm habe, An-

dere dagegen der Schüchternheit und Unerfahrenheit der Jugend zu=
schrieben, während hie und da Einer zu verstehen gab, daß er ein
Duckmäuser sei, vor dem man sich in Acht zu nehmen hätte. Darin
waren sie aber Alle miteinander einverstanden, daß sein Betragen
für sein Alter wie für seinen Stand ungewöhnlich und unnatürlich,
und mehr das eines gereiften welterfahrnen, und der Lebensgenüsse
überdrüßigen Hofmanns, als das eines noch nicht voll achtzehnjäh=
rigen Lieutenants sei. Einige von ihnen entschlossen sich daher, ihn
genauer zu beobachten, und insbesondere auszukundschaften, ob er
denn wirklich der stets nüchterne, enthaltsame Jüngling sei, als den
er sich in ihrer Gesellschaft fortwährend zeige. Daß er aber dieß in
der That nicht war, sondern sich im Geheimen für die mühsame
Rolle, die er vor den Augen der ihn beobachtenden Welt zu spielen
für nothwendig hielt, vollkommen zu entschädigen wußte, brauche ich
meinen Lesern nicht erst zu sagen.

Bacchus und Venus waren die zwei Gottheiten, deren Dienste
er manche nächtliche Stunde zu Hause oder an Orten widmete, in
welchen er durch Verkleidung das strengste Incognito zu behaupten
wußte. Ohne diese Gottheiten hätten für ihn selbst ein Paradies
keinen Werth gehabt; so lieb sind sie ihm bereits geworden, und er
hatte hauptsächlich den Wunsch noch, daß es ihm nie an Mittel feh=
len möchte, um beiden nach Herzenslust opfern zu können. Reich=
thum war daher der vorzüglichste Gegenstand seines Bestrebens. Dazu
hoffte er durch die Gunst des Fürsten, durch Avancements und sonst
durch Klugheit zu gelangen. Denn, sagte er zu sich selbst, bin ich
einmal reich und durch Reichthum unabhängig, dann kann ich nicht
nur über diese beiden Gottheiten, sondern auch über jede andere ge=
ringere Lebensfreude unbedingt gebieten.

Aeußerer Glanz und Ehre hatten für ihn, seitdem er am Becher
der Lust genippt hat, sehr an Werth verloren; er betrachtete sie über=
haupt nie recht als Güter von einem eigenen Gehalte, sondern mehr
bloß als Mittel zum Zwecke, und jetzt namentlich als Mittel zum
Reichthume, wie diesen als Mittel zu sinnlichen Genüssen. Wie konnte
es auch anders sein?

Wer nie von einem idealen Ziele, und sei dieses auch nur ein
chimäres, wie z. B. äußere Ehre, durchdrungen war, und dieses
höher achtet, als selbst das Leben mit allen seinen Genüssen und
Freuden, der muß, einmal in die Fesseln der Sinnlichkeit gerathen,
nothwendig ihr beständiger Sklave bleiben; ihm fehlt eben ein höhe=
res, übersinnliches Ziel, das seinen Geist zu ermannen vermöchte,

jene Fesseln zu zerbrechen, und die geistige Freiheit und Herrschaft wieder zu erringen.

Ein solches Ziel ward Heinrich nie angedeutet, er nie für ein solches begeistert, sondern seinem geistigen Bestreben der ausgedehnteste Sinnengenuß eben als höchster Zweck angewiesen. Seine Mutter kannte selbst kein höheres Ziel, und konnte ihm daher auch kein anderes andeuten, und er selbst in der Umgebung, in welcher er sich befand, unter der Einwirkung, welcher er ausgesetzt war, und bei der Art, wie er seinen Geist auszubilden suchte, kein höheres geistiges Ziel auffinden.

Heinrich beobachtete indessen in beiden Arten von Genüssen ein bestimmtes Maaß, das theils eine Folge der Umstände und der beschränkten Mittel, und theils das Resultat seiner genau berechneten Klugheit war. Denn es entging ihm nicht, daß die Gesundheit die Grundbedingung aller Lebensgenüsse sei, und daß man daher bei diesen jenes Maaß beobachten müsse, welches die Erhaltung der Gesundheit vorschreibt.

Man könnte vielleicht die Möglichkeit einer solchen Mäßigung bei einem Jüngling von Heinrichs Alter bezweifeln; allein wer seine bisherige Entwickelung, seine so früh begonnene und geübte, wenn auch verkehrte Selbstbeherrschung genau in Erwägung zieht, wird gewiß einem Zweifel dieser Art nicht Raum geben, sondern würde es umgekehrt nicht für wohl möglich halten, daß Heinrich bei seinem so gemessenen, genau berechneten Betragen, in den hier fraglichen Genüssen alle Klugheit bei Seite gesetzt haben sollte.

Er hatte sich in allem, was er that, vollständig in seiner Gewalt; ein klarer Beweis übrigens, daß Heinrich eine große geistige Kraft besaß, die, wenn sie eine bessere Richtung, ein höheres Ziel gehabt hätte, ihn zu einem ausgezeichneten Manne gemacht haben würde. Er pflegte nicht große Quantitäten auf einmal zu trinken, sondern fand seine Lust mehr in der Qualität; er war ein Feinschmecker und kein Trunkenbold, der so lange in sich hineingießt, bis ihn die Besinnung verläßt. Heinrich war daher auch zu Hause oder in den von ihm besuchten geheimen Orten nie betrunken; er trank nicht soviel, daß dadurch die sinnliche Natur gelähmt und erschlafft worden wäre, sondern nur soviel, daß dieselbe dadurch lebendiger und angefeuerter wurde.

Zu Hause blieb er jedoch bei diesem Maaße nicht immer genau stehen, obwohl er sich — wenigstens um diese Zeit — niemals berauschte. Er trank übrigens nur Wein von guter Sorte, indem er den übrigen geistigen Getränken, eben weil es ihm nicht um Taumel

und Berauschung zu thun war, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Diese Delikatesse brachte er vom väterlichen Hause mit, und hatte er namentlich der Frau Mamma zu verdanken, welche schon frühzeitig seinen Geschmack an feine Weine gewöhnt hat.

Von der zweiten Lieblingsgottheit verlangte er bloß physische Ueppigkeit, indem natürlich sein Herz dabei gar nicht betheiligt war. Denn die Liebe im höheren oder wahren Sinne des Worts, jenes göttliche Hochgefühl, das zwei Wesen in eine geistige Einheit verschmilzt, kannte Heinrich nicht.

Wer liebt, geräth nicht auf die Abwege der Wollust, und wer auf diesen wandelt, wird die Liebe nie finden, und derselben unfähig bleiben, bis er durch Reue und Besserung zum Lichte des Geistigen erwacht ist, und selbst dann wird, soll sich ihm auch der Himmel der Liebe erschließen, der düstere Nebel der Vergangenheit stets einen dunkelen Schatten auf den Horizont desselben werfen. Wer ein weibliches Wesen liebt, wie könnte der ein solches zum bloßen Werkzeuge thierischer Lust entwürdigen? Und wie könnte, wer ein weibliches Wesen einer solchen Selbstentwürdigung fähig gefunden hat, ein solches fürder lieben?

Den Aufwand, welchen der mysteriöse Doppeldienst Heinrichs in Anspruch nahm, konnte er mit der geringen Lieutenantsgage allein nicht bestreiten. Bisher deckten die Zuschüsse von Haus und zum Theil auch Pathengeschenke das Deficit seines Budgets so ziemlich; oft mußte jedoch die Frau Mamma durch eine extraordinaire Beisteuer noch aushelfen, und überdieß die leeren Flaschen seines Kellers gegen gefüllte austauschen. Und dennoch vermochte er nicht seine Vergnügungen so einzurichten, wie er es eigentlich wünschte, weil seine Finanzen unzureichend waren. Daher seine so hohe Verehrung des Reichthums und seine lüsterne Sehnsucht nach diesem. Nun traf ihn noch vollends der harte Schlag, daß die Hauptquelle seiner Einnahme ganz versiegte.

An seinem neunzehnten Geburtstage verlor nämlich Heinrich seinen Vater, dem während der fröhlichen Abendgesellschaft, welche zur Feier des Geburtstages veranstaltet worden war, ein Schlagfluß plötzlich den schwachen Lebensfaden zerriß. Der halbe Sold und der Gehalt der Renterei fielen weg und die Frau Majorin mußte sich mit der geringen gesetzlichen Pension begnügen und damit zugleich ihre Wohnung bezahlen.

Der bisherige Gehülfe des Majors hatte schon vorher auf Charlottens Verwendung die Erspectanz auf die Renterei erhalten, indem

er dieser dagegen in vertrauten Stunden oft versprach, sie einst als Wittwe zur Frau zu nehmen, und wurde jetzt zum wirklichen Rentmeister ernannt. Allein von dem der Wittwe gegebenen Versprechen, das nach seiner Klugheitslehre bloß ein Mittel war, zur Erspectanz zu gelangen, wollte er jetzt nichts wissen; denn theils war Charlotte schon im Herbste ihres Alters, theils befürchtete er nicht ohne Grund, die Frau Majorin möchte die Verehrer, welche sie bisher neben ihm hatte, nicht so leicht aufgeben, und theils endlich hatte er sich schon seit längerer Zeit eine eheliche Lebensgefährtin ausgewählt. Er war auf den Sturm gefaßt, welchen die Zurücknahme des Versprechens auf ihn entladen würde, und tröstete sich mit der Hoffnung, daß nach demselben der Himmel sich aufhellen würde.

Der Sturm brach auch mit der fürchterlichsten Vehemenz gegen ihn los; die Frau Majorin goß ganze Ladungen von Schimpfworten, Schmähungen und Verwünschungen aus gegen den „undankbaren, ehrvergessenen, niederträchtigen Heuchler, gegen die giftige Schlange, die sie an ihren Busen zu ihrem Verderben genährt hätte, gegen den treulosen, felsherzigen, meineidigen Räuber ihres Herzens und ihrer Ruhe“ u. s. w. Ihre Augen blitzten; ein Strom von salzigen Thränen folgte in abwechselnden Zwischenräumen, die Brust schluchzte und stöhnte, die Hände krümmten die Finger hackenförmig und bedrohten Augen und Gesicht des Rentmeisters, der endlich für gut fand, sich in ein Seitenzimmer zu retiriren und es hinter sich zu verschließen, da das Gewitter zu arg wurde und gar nicht aufhören wollte.

Charlotte mußte sich in ihr Schicksal fügen und überdieß, da sie keine Gesellschaften mehr geben konnte, bald erfahren, daß die einst so eifrigen Anbeter, einer nach dem anderen, sich allmälig zurückzogen.

Alle diese Bitterkeiten wirkten so sehr auf sie ein, daß sie schon ein Jahr nach dem Tode ihres „lieben Hermann“ zu kränkeln anfing und in einem halben Jahre darauf ihm in das Grab nachfolgte.

Heinrich war schon nach dem Tode seines Vaters, welcher so wenig, als nachher seine Mutter, ein Vermögen hinterlassen hatte, mit seinen verschiedenen Bedürfnissen auf die Officiersgage beschränkt, da die Pathengeschenke in der Regel nicht sehr bedeutend waren und noch weniger regelmäßig erfolgten. An ein Avancement war noch nicht zu denken, da von dem Grundsatze der Anciennität nicht abgegangen werden konnte, ohne das ganze Officiercorps zu kränken. Er speculirte hin und her; allein vergeblich; er vermochte mit aller seiner Klugheit für jetzt keine neue Finanzquelle zu entdecken, Einschränkung war daher das bittere Loos, welches ihm die Umstände

auferlegten; und dennoch ging es ohne Schulden nicht ab. Ach! wie schwer wurde es ihm um's Herz, als er die letzten Flaschen aus dem väterlichen Hause leer um sich herum stehen sah, und an keinen Austausch gegen volle mehr zu denken war! Und wie verzog er den Mund, als er seinen feinen Geschmack zuerst der Tortur des wohlfeilen bitter säuerlichen Rebensaftes unterziehen mußte!

Die sonst so zärtlich lächelnden Syrenen wurden gegen Heinrich mit der leeren Tasche mürrisch, unfreundlich, kalt und spröde; und da, wohin es ihn am Meisten zog, fand er bei eingetretener Finanznoth die Thür ganz verschlossen! Doch hier wußte seine Jugend leichter Rath zu schaffen, der aber mit dem strengen Incognito nicht durchzuführen war. Dieses Incognito war indessen auch nicht mehr so nothwendig, da die Officiere durch ihre Spione allmälig hinter Heinrichs Schliche gekommen waren; ein neuer Unstern, der nicht wenig zur Verbitterung seiner schlimmen Lage beitrug. Denn man kann sich denken, wie seine Kameraden ihn mit seiner Enthaltsamkeit und Sittsamkeit aufzogen, da sie ihm ohnehin nicht gewogen waren.

Martialischer Muth war seine schwächste Seite, denn sonst würde er gewiß den einen oder anderen Spötter gefordert haben, worauf es auch eigentlich abgesehen war, da ihn die Officiere gern ein Bischen „kitzeln" wollten, wie sie sich unter einander ausdrückten. Man gab ihm deutlich zu verstehen, was die Officiersehre erfordere; und er hatte es lediglich seinem Verhältnisse zum Fürsten zu danken, daß diese Angelegenheit nicht weiter getrieben wurde. Ueberdieß lenkte die Freude, welche der gegen Rußland ausgebrochene Krieg unter den Officieren verbreitete, ihre Aufmerksamkeit von Heinrich ab, der auch seinerseits froh war, die Residenz unter den obwaltenden Verhältnissen verlassen zu können, obwohl er auf der anderen Seite, wenn er seinen Muth fragte, keine so beifällige Antwort erhielt.

Ehe es zum Abmarsch kam, — hatte Heinrich jedoch noch die trostreiche Ueberraschung, daß ihn der Fürst seiner besonderen Huld versicherte, und ihm eine mit Gold gefüllte Börse in die Hand drückte. Er konnte nun seine Schulden bezahlen und behielt noch eine bedeutende Summe für die Strapatzen des Feldzuges übrig.

Von seinen Schicksalen während des glorreichen Krieges, der für Europa und insbesondere für Deutschland das goldene Zeitalter herbeigeführt hat, erzählte mir Mephi bloß, daß er sein Betragen gegen die übrigen Officiere zu ändern für klug fand; daß diese sich auch mit ihm wieder aussöhnten, wozu die fürstliche Börse nicht wenig beigetragen habe; daß er seinen Gaumen auch mit anderen hitzigen

Getränken, als Wein, ziemlich vertraut machte, und diesen besonders dann zusprach, wenn ihn das Kanonenfieber befiel; daß er überall, wenn Zeit und Umstände es gestatteten, auch „das Nymphenvolk bekriegte“; daß er während des Feldzuges bis zum Hauptmann befördert wurde und nach Beendigung desselben mit unverletzter Haut nach S. wieder zurückkam.

Noch eines Umstandes, den ich bald vergessen hätte, muß ich nachträglich erwähnen, daß nämlich Heinrich über tausend Thaler aus Frankreich mit sich brachte, die er dort während des Feldzuges 1815 in einzelnen Dörfern als Contribution zu erheben verstand, ohne daß hiervon etwas ruchbar geworden wäre. Denn diese Summe war nicht bloß eine erwünschte Reserve für solche Fälle, wo die Unzulänglichkeit seines Soldes Succurs nöthig machte, um ihm aus der Klemme zu helfen, sondern auch ein Mittel, durch kluge Speculationen allmälig zu Reichthum zu gelangen, der noch immer als die Quelle aller Lebensfreuden das nächste Ziel seines eifrigsten Bestrebens bildete.

„Geld,“ sagte er oft zu sich selbst, „regiert die Welt; der Reiche darf Alles, was er will; er gilt für fromm, tugendhaft, gescheut, höflich, schön und immer jung; alle Mädchen und Frauen buhlen um seine Gunst, alle Männer suchen seinen Umgang und seine Gewogenheit, und selbst die Fürsten überhäufen den Beherrscher des schimmernden Metalls, dieses einzigen Gottes, vor dem alle Confessionen und Secten ihre Kniee beugen und dem Keiner abtrünnig wird, mit Adel, Titel und Orden, um sich bei ihm zu insinuiren, sollte er auch an sich der roheste und gröbste Klotz sein. Der Reiche durchbricht alle Gesetze; er gebietet über den nervus rerum, und dadurch über Höfe, Diplomatie, und Krieg und Frieden; er ist mit einem Worte ein wahrer Erdengott!“

Heinrich hatte ja selbst schon im Kleinen die Erfahrung gemacht, wie sehr der Werth und die Achtung des Menschen von dem Gewichte der Börse abhängig sind, und wie der Schimmer des Goldes die Herzen in Honig und Zucker umzuschmelzen vermag, während dieselben in wahre Eisklumpen zusammenfrieren, sobald jener Schimmer verschwindet. Kein Wunder war es daher, daß er nun alle Mittel, welche seine Klugheit aufzufinden vermochte, in Bewegung setzte, um sein Geld zu vermehren und dadurch seinen eigenen Werth und sein Gewicht vor den Augen der Welt zu erhöhen.

Das Glück schien ihn auch in der That zu begünstigen. Denn der gnädige Pathe überreichte ihm nach Beendigung des Krieges

nicht nur wieder eine gut gespickte Börse, sondern gebrauchte ihn auch „mit Rücksicht auf seine großen Kenntnisse und seinen scharfen Verstand“ in dem Departement des Krieges und des Aeußern, wodurch er nicht nur vom activen Garnisonsdienste befreit wurde, sondern auch an Ansehen und Einfluß gewann. Er konnte nun wieder der edleren Traube „goldenes Blut“ schlürfen, und versichert sein, daß ihm nicht leicht eine Schöne spröde und ungefällig begegnen oder gar die Thür verschließen werde.

Die Mittel, welche er anwandte, um den jungen Mammon groß zu ziehen, waren mannigfaltig; er verlieh auf Faustpfänder in der einträglichsten Manier und speculirte mit Staatspapieren, wobei ihm seine Stellung im Departement des Aeußern sehr nützlich war, die er außerdem noch dadurch einträglich zu machen wußte, daß er sich von zwei verschiedenen Bankierhäusern für die möglichst frühzeitige regelmäßige Mittheilung wichtiger politischer Neuigkeiten bestimmte Summen monatlich bezahlen ließ, und nebstdem dieselben Neuigkeiten an den einen oder anderen Stockjobber meistens noch besonders oft zu hohem Preise verkaufte, nachdem er jedoch da, wo es anging, vor der Mittheilung durch Kauf oder Verkauf von Papieren selbst davon Gebrauch gemacht hatte.

Auch das Kriegsdepartement verstand er als Erwerbsquelle zu benutzen, indem die meisten Bittschriften, z. B. der verschiedenen Handwerker um die Militärarbeiten, der Lieferanten, so wie solcher, welche vom Kriegsdienste befreit oder in demselben befördert werden wollten, durch seine Hände gingen, und es allgemein bekannt war, daß er bei dem Fürsten hoch in der Gunst stehe. Ja, diese Gunst selbst war für ihn insofern einträglich, als sehr Viele, welche irgend ein anderes Anliegen hatten, dessen Erledigung ohne die Zustimmung des Fürsten nicht erfolgen konnte, ihn um seine Fürsprache baten und natürlich ihre Bitte mit „gewichtigen Gründen“ unterstützten.

Ebenso wurden Hasardspiele, insbesondere Lotterien versucht und größere Speculationen gemeinschaftlich mit Anderen, z. B. Getreideaufkäufe u. dgl. gewagt; und überall war ihm das Glück im Ganzen sehr günstig, so daß er in einigen Jahren schon ein recht ansehnliches Kapital zusammengebracht hatte.

Ein unangenehmer Vorfall führte jedoch eine völlige Veränderung seiner bisherigen Lage herbei. Zu manchen seiner industriösen Erwerbsarten, welche er seiner Standesverhältnisse wegen unter seinem eigenen Namen nicht wohl betreiben konnte, und wozu namentlich auch das Verleihen gegen Faustpfänder gehörte, gebrauchte

er einen Juden, Abraham L**, welcher dafür einen bestimmten Antheil an den gewonnenen Procenten als Belohnung erhielt.

Das Verleihen gegen Pfänder unter der Bedingung der lex commissoria, wornach nämlich das Pfand, wenn die Bezahlung des dargeliehenen Kapitals binnen der verabredeten, gewöhnlich kurz bestimmten Frist nicht erfolgt, gegen Kapital und Zinsen an den Verleiher verfallen sein soll, war gesetzlich verboten und mit Strafe bedroht. Es gehörte daher zu diesem Geschäfte die größte Vorsicht auf Seiten des Verleihers, welche Abraham L** auch nicht leicht außer Acht ließ, indem er das Darlehen nur gegen Einhändigung des Pfandes unter vier Augen auszahlte und nie einen Pfandschein ausstellte.

Die häufigsten und besten Kunden zählte Abraham unter den Officieren. Einer derselben, Lieutenant v. H., gerieth in eine plötzliche Geldverlegenheit, indem der von Hause erwartete Wechsel nicht zur bestimmten Zeit eintraf, und die Officiere einen Ball entreprenirt hatten, wovon sich v. H. nicht ausschließen konnte. Er wandte sich daher an den Juden Abraham und ließ sich von ihm vier Louisd'or geben, wogegen er eine goldene Repetiruhr, die er nicht zu tragen pflegte, als Pfand hingab. Das Darlehn sollte in acht Tagen wieder zurückbezahlt werden, und im Nichtbezahlungsfalle natürlich das Pfand gegen dasselbe verfallen sein. Lieutenant v. H. ließ sich dieß gefallen, da er ganz bestimmt erwartete, daß der Wechsel in ein paar Tagen eintreffen werde. Herr v. H. bekam aber vier Tage nach dem Empfange des Darlehns eine Ordonnanz, vermöge welcher er sich eiligst in Rekrutirungsgeschäften nach einer entlegenen Provinz verfügen mußte. Vor seinem Abgange beauftragte er seinen Freund, Lieutenant v. W., die Uhr sogleich nach dem Empfange des Wechsels auszulösen, ohne ihn jedoch wissen zu lassen, daß die Verfallzeit so nahe sei, weil er an dem Eintreffen des Wechsels nicht zweifelte. Es verflossen aber zwölf Tage von der Abreise des v. H. an, bevor der Wechsel anlangte. Als daher Lieutenant v. W. zu Abraham L** kam, um die Uhr gegen die Zurückbezahlung der vier Louisd'or in Empfang zu nehmen, drückte der Jude sein Bedauern aus, daß er seinem Verlangen nicht entsprechen könne, da er das Pfand, welches schon vor vier Tagen verfallen sei, bereits veräußert habe. Herr v. H., welcher zwei Tage nach diesem Vorfalle wieder zurückgekommen war, ließ sogleich den Juden zu sich kommen und offerirte ihm außer dem Darlehn noch drei Louisd'or, wenn er ihm die Uhr wieder zurückstellen wolle, da dieselbe ein Geschenk sei, das er nicht veräußern dürfe. Der Jude zuckte die Achseln und

wiederholte sein Bedauern, daß er seinen Wunsch nicht erfüllen könne, da es ihm unmöglich sei, die Uhr ihm wieder zu verschaffen. Herr v. H. warf den Juden zur Treppe hinab und verfügte sich sogleich zu einem Advocaten, um sich mit ihm zu berathen, was in dieser unangenehmen Sache zu thun sei.

Der Advocat Kl. rieth zur Klage, da Abraham unvorsichtig genug gewesen war, gegen den Lieutenant v. W. den Empfang und die Veräußerung der Uhr einzugestehen, und dieser sonach als Zeuge gebraucht werden konnte, und übernahm dem Wunsche des v. H. gemäß die Betreibung der Sache. Obwohl Kl. nur eine Civilklage, die er auf die Nichtigkeit des fraglichen Geschäfts gründete, gegen Abraham L** einreichte, so wurde doch von dem Gerichte zugleich eine Untersuchung wegen Uebertretung des gesetzlichen Verbotes des Darleihens auf Pfänder unter der lex commissoria gegen Abraham L** von Amtswegen eingeleitet.

Abraham längnete zwar im Anfange; da er jedoch sah, daß er überwiesen werden würde, so gab er endlich die Anschuldigungsthatsache zwar als wahr zu, fügte aber hinzu, daß er nicht im eigenen Namen, sondern nur im Auftrage des Hauptmanns G*****d gehandelt habe und legte zum Beweise die Auftragsurkunde vor. Abraham glaubte nämlich sich dadurch der Strafe zu entziehen, indem er nicht bedachte, daß in Strafsachen ein solcher Auftrag kein Entschuldigungsgrund ist. Die Folge hiervon war, daß nun auch Heinrich in Untersuchung gezogen wurde.

Man kann sich denken, welches Aufsehen dieß in S. erregte! Der Fürst verfügte zwar die Niederschlagung der Untersuchung, allein für Heinrich blieb gleichwohl nichts anderes übrig, als seinen Abschied zu fordern, da die Officiere einmüthig erklärten, mit ihm nicht mehr dienen zu wollen. Ebensowenig konnte ihm ein längerer Aufenthalt in S. mehr wünschenswerth sein, zumal da überdieß mehrere andere seiner finanziellen Speculationen, die ihm nicht sehr zu Ehren gereichten, im Publikum bekannt wurden.

Man weiß ja, wie es zu gehen pflegt; so lange gegen einen beneideten und gefürchteten Günstling des Fürsten keine offene Beschuldigung vorliegt, wagt nicht leicht Jemand, einzelne Fehler oder Schwächen desselben aufzudecken. Ist aber einmal ein Sturm gegen ihn losgebrochen, und er von seiner Höhe in den Staub herab geschleudert und der Macht und des Einflusses beraubt; dann eilt ein Jeder, der irgend etwas gehört, vermuthet oder auch nur geträumt hat, oder sonst irgend einen Groll oder Aerger — vielleicht wegen

eines nicht erwiederten Grußes — im Herzen trägt, geschäftig herbei, um sein Schärflein Koth auf ihn zu werfen oder ihm wenigstens einen Fußtritt zu geben.

So wohlwollend der Fürst bisher gegen Heinrich gewesen war, da er ihn mit seinem Vertrauen in einem hohen Grade beehrt hatte, eben so erzürnt war er jetzt gegen denselben; er machte ihm über sein undankbares und anstößiges Betragen die bittersten Vorwürfe, und gab ihm die Weisung, das Land zu verlassen und nie wieder vor seinen Augen zu erscheinen.

Heinrich weinte und bat schluchzend um die Gnade, seinem Herrn und Pathen noch einmal die Hand küssen zu dürfen. Der Fürst wurde gerührt, als wenn Heinrichs Thränen eine zartere Saite seines Herzens in Bewegung gesetzt hätten; er reichte ihm seine Hand zum Kusse, und fügte in einem milden Tone hinzu: „Nicht für immer, Heinrich, sollst du mein Land verlassen; nach einem Jahre, hoffe ich, wird dein unangemessenes Betragen wieder vergessen sein, und dann darfst du dich wieder an mich wenden, und ich will sehen, was ich für dich thun kann. Wende die Zeit in der Fremde gut an und bleibe gesund.“

Heinrich dankte für diese hohe Gnade, trocknete seine Augen, küßte dem Fürsten, in dessen Auge eine Thränen glänzte, noch einmal die Hand und entfernte sich nach einer tiefen ehrfurchtsvollen Verbeugung. Er war nicht lange zu Hause, als ihm ein versiegeltes Paket von einem fürstlichen Lakai überreicht wurde; er öffnete es und fand darin einen Paß zu einer Vergnügungsreise nach der Schweiz, Italien, Oesterreich, Preußen und den deutschen Bundesstaaten, und eine Börse, welche fünfhundert Thaler in Gold enthielt.

Heinrich's Traurigkeit schmolz vor dem Schimmer des Goldes, wie der Schnee vor den Strahlen der Sonne. Er übertrug seine Geld- und Speculationsangelegenheiten, in so weit sie noch current waren, einem Bankierhause, fügte zu den fünfhundert Thalern noch tausend in Wechseln hinzu und reiste mit freudigem Herzen ab.

Es hatte der Herbst des Jahres 1825 so eben begonnen, er entschloß sich daher, zunächst dem alten Vater Rhein in seinem reichen Herbstschmucke einen Besuch abzustatten. Ueberall sprach er den besten Weinen, die der alte Papa seinen deutschen Kindern in üppiger Fülle spendet, namentlich dem Johannisberger, dem Domdechant, dem Rüdesheimer, Hochheimer, Hattenheimer, Asmannshäuser, der aromatischen Liebfrauenmilch u. s. w. mit gutem Appetite zu; überall

staunte er über die Reize der herbstlichen Natur, ohne dabei die im jugendlichen Lenze frisch blühenden Blumen von Mutter Evens Geschlechte zu übersehen.

Diese Rheinreise würde ich, selbst wenn Mephi sie mir haarklein beschrieben hätte, nicht im Detail nach erzählen; ich bin dem Vater Rhein gar nicht recht gut, weil er mich bisher mit seinen köstlichsten Gaben gar zu stiefväterlich bedacht, und mich noch nie in meinem eigenen Körper zu einem Besuche in seinen schönsten Thalgemächern, seinen rebenbekränzten Hügeln und ruinengekrönten Felsen eingeladen hat!

Vom Rhein ging es in die Schweiz, deren klassische Stellen Heinrich sämmtlich durchwanderte, und von der Schweiz über die Alpen nach Sardinien und dem übrigen Italien, wo er den Winter und den italienischen Frühling im Februar 1826 zubrachte. Im März reiste er über Triest nach der berühmten Kaiserstadt, in welcher der große Stephansthurn in die Wolken emporragt, der weltberühmte Fürst Metternich residirt, den Lauf der Gestirne am politischen Horizont observirt, mit einer künstlichen diplomatischen Vorrichtung den auf krummen Bahnen herumschlendernden Kometen die Köpfe zurecht setzt, und sie in die geraden Himmelsstraßen einweis't, auf welche allein die Pässe visirt werden, und endlich Bäuerle im Leopolds-Vorstadtstheater die guten Kinder und Herrschaften mit seinen unübertrefflich faden Witzen amüsirt.

Heinrich besah auch die übrigen Merkwürdigkeiten Wien's, worunter ihm die hübschen gefälligen Stubenmädchen am Besten, und die von der Polizei verschnittenen Schiller'schen Theaterstücke am Wenigsten gefielen. Er verließ sodann die gute Stadt der Austriaken, „wo ewig am Herde der Bratspieß sich dreht," und nahm seinen Weg über Prag nach Berlin, wo er auch wohlbehalten ankam.

Die Stadt gefiel ihm ganz gut, nur war's ihm zu flach, zu sandig und zu windig, und incommodirten ihn die verwelkten Herbstzeitlosen am Abend in allen Ecken und Straßen zu sehr. Er hatte zu dem das Malheur, daß er die Berliner Witze, welche an allen Ecken spottwohlfeil verkauft werden, zu hastig verschlang und sich dadurch eine Indigestion zuzog, von welcher er auf eine wunderbare Weise wieder kurirt wurde. Er las nämlich ein paar Blätter der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung; schon bei dem ersten Blatte fing es in seinem Magen und Unterleibe zu poltern an, und bei dem Schlusse des zweiten brach's auf- und abwärts los. Die Witze, wie er nachher sah, waren noch ganz unverdaut. Er gab deßhalb auch den Vorsatz, sich einige Brocken auf die Reise mitzunehmen,

ganz auf, und entschloß sich dagegen ein ganzes Heft der Kirchenzeitung einzupacken. — Er besah noch die Censuranstalt, ließ sich das Grab des genialen Ventilators Gans zeigen, der einst die Berliner scientivisch-politische Atmosphäre von den mephitischen Dünsten möglichst gereinigt und in gesunder Lebensfrische erhalten hat, und reiste sodann von Berlin nach Nürnberg ab, wo er sich bloß den berühmten Trichter zeigen ließ und dann wieder weiter reiste, ohne diese berühmte Stadt, welche eben so viel Spielzeug und Modewaaren für kleine Kinder, als Paris für große, liefert, einer weiteren Betrachtung zu würdigen, oder auch nur eine Tour nach Fürth auf der ersten Eisenbahn Deutschlands, die so großartig ist als die Politik dieses Landes, zu machen.

Er fuhr recta via nach München, diesem Embryo des künftigen deutschen Paris. Damals war München noch nicht, was es seitdem geworden ist. Unter den warmen Flügeln des königlichen Pegasus hat der Embryo seit den dreizehn Jahren ungemein an Entwickelung zugenommen. München ist eine wahre Musterkarte; man findet dort Alles, was das Herz wünschen kann; z. B. die kostbarsten Sammlungen des klassischen Alterthums, die klösterlichen Raritäten des Mittelalters, renovirt im 19. Jahrhundert, das Herrlichste, was die neuere Kunst zu schaffen vermag, alten Stumpfsinn und Aberglauben, eine Akademie der Wissenschaften, ein Findelhaus, einen pompösen Todtenhof, eine Universität, ein großes Krankenhaus, Kirchen nach altem und neuem Zuschnitt für Katholiken, Protestanten, Juden und Griechen, eine Sternwarte, Studienpläne der schweren Menge, Bibliotheken, vorgeschriebene Schulbücher, Zuchthäuser, Theater, einen Bazar, gutes Bier, schlechten Wein, baierische Nudeln und Knödel (Klösse), wovon die Knödelgasse ihren Namen hat, einen Erzbischof, einen päpstlichen Legaten, Domherren, Mönche, Nonnen, eine Arche Noa's (Wirthshaus), eine Constitution mit zwei Kammern, ein Kabinet, und selbst einen hierarchischen Agitator O'Connell im Kleinen. Es fehlt nur eine Moschee, an einem Harem würde es nicht mangeln, um dieses zauberische Quodlibet zu vervollständigen.

Heinrich konnte sich nicht satt sehen; er kaufte sich die berühmten Gedichte des Königs, die er am Abend studierte. Es that ihm Leid, daß er die Reise nach Italien schon beendigt hatte; er würde nämlich die Augen und sonstigen Reizen der Italienerinnen genauer geprüft haben, wenn er jetzt, begeistert durch die königlichen Gesänge, dorthin hätte reisen können. So blieb ihm nichts anderes übrig, als die Münchener Mädchen mit ihren „Riedlhauben" zu durchmustern, um

die Unterschiede zwischen ihnen und den Italienerinnen herauszufinden.

Von München reiste er über Augsburg, Ulm, Stuttgart, Heidelberg, wo ihm das große Weinfaß am Besten gefiel, und Karlsruhe nach Baden-Baden, um dort die Sommersaison zuzubringen.

Hier machte er die Bekanntschaft eines Kaufmanns A*** aus Mainz, der mit seiner Tochter den berühmten Badeort des Vergnügens wegen besucht hatte. Heinrich wußte sich bei demselben so zu insinuiren, daß er von ihm eingeladen wurde, ihn in Mainz zu besuchen. Heinrich nahm die Einladung um so lieber an, als auch die Tochter desselben, Auguste, eine hübsche Blondine von achtzehn Jahren, ihn darum gar artig ersuchte. Denn er mußte sich gestehen, daß Auguste ihm sehr wohl gefiel, und er sich entschließen könnte, sie als Frau heimzuführen, wenn der Papa sie noch mit einer ordentlichen Aussteuer ausschmücken würde. Auch er schien Augusten nicht zu mißfallen. Er wiederholte daher, als Vater und Tochter abreisten und von ihm Abschied nahmen, sein Versprechen, sie bald in Mainz zu besuchen.

Er versuchte sein Glück an der Spielbank; allein es war ihm nicht günstig. Außerdem bekam er aus S. von seinem Bankier die unangenehme Nachricht, daß die meisten Speculationen mißglückt hätten, so daß sein Kapital dadurch auf 3000 Rthlr. herabgesunken sei. Dagegen hatte er aber wieder die Freude, daß er von dem Fürsten, an welchen er natürlich sehr oft geschrieben hatte, ein Rescript als Rentmeister in K. mit der Weisung zugeschickt erhielt, sein Amt mit dem Monat October anzutreten; zugleich war ein Wechsel von 200 Rthlr. dem fürstlichen Schreiben beigeschlossen, und dieses selbst in sehr gnädigen Ausdrücken abgefaßt. Am Erwünschtesten kam ihm zunächst der Wechsel, da sein Geldvorrath fast aufgezehrt war.

Im Anfange Septembers verließ er Baden-Baden, um sein, dem Kaufmanne A** und dessen Tochter gegebenes Versprechen zu erfüllen. Da er nun eine feste Anstellung hatte, die zugleich eine bedeutende Kaution nothwendig machte, so glaubte er, daß es nicht unzweckmäßig sein dürfte, wenn er wirklich eine Frau nähme; und dabei dachte er an Auguste, die ihn, so wie ihr Vater, mit der größten Freundlichkeit in ihrem Hause aufnahm. Auguste war die einzige Tochter und ihre Mutter gestorben. Die Sache wurde richtig; Auguste Heinrich's Braut und die Mitgift auf 6000 Rthlr. festgesetzt.

Am 1. October wurde der Rentmeister Heinrich G*****d in sein

Amt eingeführt und zugleich mit Augusten ehelich verbunden, welche die von ihrem Gatten ausgestellte Cautionsurkunde mitunterzeichnen und dabei auf die sogenannten weiblichen Rechtswohlthaten verzichten mußte. Die Flitterwochen wurden glücklich verlebt, aber nach diesen trat bei Heinrich schon etwas Frost ein, der allmälig in Kälte überging, wozu ihm jedoch Auguste keine Veranlassung gab. Sie war stets freundlich, zärtlich und zuvorkommend. Allein Heinrich kannte die Liebe nicht, und ohne diese läßt sich kein andauerndes glückliches Eheverhältniß denken. Heinrich's alte Gewohnheit war stärker als die am Altare versprochene Treue.

Schon nach dem ersten halben Jahre brachte er die Abende oft bis nach Mitternacht außer dem Hause zu, und selbst mit den Mägden mußte Auguste das Ehebett theilen. Sie ertrug aber Alles mit Geduld, und war nur zu sanft und zu nachsichtig, indem sie nur selten ihren Gatten zu bitten wagte, sie nicht immer in den langen Abenden allein zu lassen; wogegen er sie immer mit barschem Tone anfuhr und ihr entgegnete, daß er nicht zu Hause vor langer Weile sterben möge, und sie ebenfalls ausgehen könne, wenn sie nicht zu Hause bleibe wolle. Ueberdieß mußte Auguste erleben, daß ihr Vater durch Fallimente der mit ihm in Verbindung gestandenen Häuser fast sein ganzes Vermögen einbüßte und bald darauf aus Gram hierüber starb. Was sie noch erbte, bestand in 8000 Rthlrn. Dieser Umstand verschlimmerte ihre Lage noch mehr, da Heinrich, der sich auf eine große Erbschaft Hoffnung gemacht hatte, das Unglück seines Schwiegervaters, der ohnehin tief gebeugten Auguste hart empfinden ließ. Seine schönste Aussicht, in kurzer Zeit im Besitze eines großen Reichthums zu sein, war ja, in so weit sie sich auf die Erwartung der Erbschaft gründete, vereitelt, und die Realisirung derselben nur wieder bloß auf seine eigene Speculation und Industrie beschränkt. Er verdoppelte daher von nun an seine Anstrengung, d. h. er vermehrte die riskanten Speculationen und Unternehmungen, wagte größere Summen, spielte in mehreren Lotterien, und selbst in dem gefährlichen Lotto in München, welches er während seines dortigen Aufenthaltes kennen lernte, und besuchte in jedem Sommer verschiedene Pharaobanken, indem er in der festen Ueberzeugung lebte, es werde ihm gelingen, die eine oder andere zu sprengen. Die Rentereigeschäfte überließ er dagegen einem von ihm selbst angenommenen Schreiber, der die Sorglosigkeit des Rentbeamten zu eigenen, sicheren Speculationen benutzte.

Heinrich betrachtete und behandelte überdieß die Rentereikasse

wie seine Privatkasse; er nahm, wenn er zu irgend einer Unternehmung oder zur Reise in die Bäder Geld nöthig hatte und seine eigene Kasse leer war, die erforderlichen Summen heraus, und legte dafür eine kurze Bescheinigung derselben hinein. Allein die meisten Speculationen mißlangen; in den Lotterien ging er in der Regel leer aus, im Lotto wollten die Quinternen, auf die er es stets angelegt hatte, nicht erscheinen, und aus den Bädern kam er gewöhnlich ohne Geld zurück. Ueberdieß kosteten ihn die geheimen Sünden gar manches Sümmchen.

Zum Unglücke war die Finanzbehörde in den Visitationen auch in S. wie in so manchem andern Lande, sehr nachläßig. Wenn die erforderlichen Gelder von dieser oder jener Renterei nicht eingesandt wurden, so ließ sie sich durch vorgebliche Rückstände der Contribuenten beschwichtigen. Erst wenn fast nichts mehr eingeschickt wurde, kam es zu einer Visitation. So ging es auch bei Heinrich.

Nach sieben Jahren seit dem Antritte des Amtes konnte er fast gar kein Geld mehr einschicken. Es kam zur Visitation, die seine Frau nicht mehr erlebte. Ein Jahr zuvor hatte sie der Kummer aufgerieben und von ihren vier Söhnen, die sie mit Schmerzen verließ, für diesseits getrennt. Das Resultat der Visitation war eine beispiellose Unordnung, und ein ungeheurer Kassendefect, den der geringe Rest des Vermögens Heinrich's und seiner verstorbenen Frau nicht zum dritten Theile zu decken vermochte.

Heinrich wurde cassirt, und nur aus fürstlicher Gnade mit weiterer Strafe verschont. Der Fürst gab ihm einen geringen Gnadengehalt, den er in N. verzehrte, wo er sich mit seinen Kindern niederließ, bis zu seinem Tode lebte und bis zu diesem, so weit es anging, Schulden machte, da sein Gnadengehalt für seine Bedürfnisse unzureichend war. Um seine Creditoren zu beschwichtigen und sich neuen Credit zu erwerben, zeigte er mehrere Briefe vor, die der Fürst an ihn geschrieben habe, und worin von einer baldigen einträglichen Wiederanstellung die Rede war. Er war aber selbst der Verfasser dieser Briefe, indem er die Unterschrift des Fürsten nach wirklichen, von ihm früher empfangenen Briefen durch ein Fenster täuschend nachmachte.

Der Betrug hatte wirklich die gewünschte Wirkung, wie noch aus dem bei dem Leichenzuge gehaltenen Gespräche zwischen dem Bäcker und Metzger erhellet. Er starb im acht und vierzigsten Jahre seines Alters an einer Lungenentzündung, und in einem Zustande

völliger Verzweiflung, in welchen ihn seine innere Trostlosigkeit und der Anblick der durch ihn hülflos gewordenen Kinder versetzte.

Manche Einzelnheiten von Heinrich's Handlungen und Betragen ließ ich in der Erzählung weg, weil sie mir Mephi erst nach derselben auf mein besonderes Befragen mittheilte, indem ich gegen ihn bemerkte, daß Heinrich einen so schlechten Charakter, wie ihn Mephi in der ersten Hälfte der Erzählung angedeutet hätte, doch nicht an den Tag gelegt habe. So sei z. B. nirgends seine Rachsucht sichtbar u. s. w. Ich trage Bedenken, sie sämmtlich zu erzählen, und will daher nur im Allgemeinen andeuten, daß Heinrich z. B. durch falsche Denunciationen bei dem Fürsten manchen Officier, der ihn geneckt oder beleidigt hatte, um das verdiente Avancement brachte, manchem Beamten die Ungnade des Fürsten zuzog; daß er diesem und jenem, der ihn in irgend einer Angelegenheit um Rath fragte, zur Bestechung des Beamten rieth, und nachher, wenn dieselbe erfolgt war, den Bestecher und Bestochenen denuncirte und dabei natürlich um Verschweigung seines Namens bat, was den Denuncianten ja immer auf das Bereitwilligste gewährt wird; daß er sich alle mögliche Arten von Betrug erlaubte; daß er mit Schmugglern in Verbindung trat, und mit ihnen den Gewinn theilte; daß er mehreren Mädchen Abortivmittel gab, wodurch manche ihre Gesundheit und zwei sogar ihr Leben einbüßten; daß er in Frankreich einen Korporal, der ihn bei dem Empfange einer Contributionssumme überraschte, in Branntwein vergiftete; daß er dem Juden Abraham L** noch als Rentmeister durch gedungene Schmuggler, mit denen er schon früher verbunden war, auflauern und dermaaßen mißhandeln ließ, daß derselbe einige Stunden nachher seinen Geist aufgab; daß er dabei als Rentmeister sowohl als nachher in N. den Frömmling spielte, nicht leicht einen Gottesdienst versäumte, stets Pflicht, Gewissen und Religion im Munde führte, und fromme Blicke nach oben warf u. s. w. Er war mit einem Worte, in jeder Hinsicht ein würdiger Zögling des Erziehungssystemes der Frau Majorin Charlotte G*****d!

## Zehntes Kapitel.

Eine poetische Empfindung. — Der Park bei dem Olymp. — Die Diplomatie und das Fatum über die orientalische Frage, eine Erzählung in Versen von A. Blumauer. — Ein Gespräch darüber.

---

Nachdem Mephi seine Erzählung beendigt und meine besonderen Fragen beantwortet hatte, besuchten wir noch die bekannten Wohnplätze Rousseau's und Voltaire's und schwebten in dem angenehmsten Entzücken etwas langsamer über den Thälern des Rheins zurück, besahen die deutsche Bundesfestung Mainz, welche nicht von den Bundestruppen, sondern von den tapfern Kriegern der den Bund unter ihren Flügeln schützenden zwei Adler mit drei Köpfen und drei Schnäbeln bewacht und gehütet wird, und eilten sodann nach Haus. Als ich noch auf die Festung zurückblickte, sang ich begeistert in englischer Sprache — denn diese ist mir in meiner Einsamkeit ganz heimisch geworden, da ich in derselben sonst nichts Englisches habe — folgende Strophen:

God save the eagles' trinity,
And whet their lovely claws,
That they can too in unity
Tear beasts like feeble straws.

God bless the eagles watching eyes,
That they not fall a sleep,
But can still from the lofty skies
Us children take in keep.

God strengthen too the pretty tie
That binds us Germans fast,
Nor let its fresh and motley die
Grow pale with age at last!

Uebersetzen kann ich diese Verse nicht; sie sind in der englischen Sprache: die ich wegen ihrer Nonchalance, Kürze, Kernhaftigkeit, und

männlich kräftiger Volltönigkeit so überaus liebgewonnen, aber auch durch eiserne Anstrengung seit 1834 autodidactisch mir (nun ein unschätzbares Gut) erworben habe, gedacht und gefühlt worden; und zum Uebersetzen habe ich auch kein Geschick. Ich bin auch keiner Uebersetzung gut, weil eine jede hinkt oder auf Stelzen geht, das frische Colorit des Originals verwischt, und so dieses stets verhunzt! Die Schönheit der Form kann ohnehin gar nicht übertragen werden. Ach, welch' ein kalter Schatten ist z. B. ein übersetzter Shakspeare, oder gar ein übersetzter Byron, im Vergleiche mit dem Original!

Das letzte Leichenbegängniß erweckte in mir das Verlangen, einen Ausflug in die Oberwelt oder, wie es gewöhnlich heißt, in die Unterwelt, die freilich als solche nur im Bauche der Erde sein könnte, da sonst nichts unter uns ist, zu machen. Ich trug Mephi meinen Wunsch vor; er machte aber ein bedenkliches Gesicht und sagte nach einer Pause, die Nase rümpfend: „Wüßte ich, wann und wo der Pabst mit seinem Schlüssel den Himmel öffnet, oder mit welcher Gelegenheit er den neukreirten Seligen und Heiligen die Diplome zusendet; so wollte ich dich recht gern und leicht in den Himmel hineinpracticiren. Allein Beides ist mir unbekannt. Soviel ich gehört habe, geschieht Ersteres auf der Spitze des Monte del Credo, allein dieser liegt in den weiten Gebieten von Phant-Asia, wohin ich wahrhaftig den Weg nicht weiß. Von den Diplomen aber sollen bloß Copieen auf feinem Gedankenpapier mit der Gedankenpost, die bekanntlich überall hin gelangen kann und sehr schnell ist, abgesendet werden. Allein in Gedankenpapier kann ich deinen Geist nicht verpacken, und die Gedankenpost brächte dich auch nicht zum Ziele.

Daß ich dich selbst in den Himmel führe, geht wie du weißt, gar nicht an, da ich ein Exilirter bin. Und in unserer Hölle würdest du dich gar schlecht amüsiren; die Kapuzen, Habite rc. sind dort noch unausstehlicher, als du sie hier findest, und überdieß leben wir, wie jener Münchner noch im Jahr 1831 ausgeschwatzt hat, (ich weiß nicht, wie es kam, daß dieser Laffe so unbemerkt uns besuchen konnte) sehr eingeängt. Die Seelen werden wie Häringe in Fässern aufgespeichert; es ist zudem — trotz des Feuers — sehr dunkel, und der blitzende Zorn Gottes das einzige Licht, wie du in der belobten Beschreibung des Münchners lesen kannst. Du siehst wohl, ich könnte dir dort nicht einmal einen Stuhl zum Sitzen offeriren und das Dunkel wäre dir noch unbehaglicher."

„Scherze nicht, Mephi; mein Wunsch ist ernstlich gemeint, und ich frage ebenso ernstlich, kannst du ihm nachkommen oder nicht?"

„Eines von beiden kann gewiß geschehen," versetzte Mephi. — Und welches ist dieses Eine? — „Nur Geduld, Freundchen; ich muß mich erst ein wenig besinnen. (Nach einer Pause:) Ja es geht! jedoch nur gewissermaaßen.

Die Seligen, um mich eurer Sprache zu bedienen, haben ein für allemal die Erlaubniß, in gewissen Tagen der Woche in einem anmuthigen Park außerhalb des Olymps zusammenzukommen, um sich dort in den Erinnerungen ihres ehemaligen Erdenlebens zu ergehen und sich über die laufenden Begebenheiten der Erde zu ergötzen. Da erschienen sie ganz in der Gestalt, die sie früher in ihrem Leben hatten; nur ist diese etwas aufgefrischt. Die Erinnerungen liegen in schönen schattigen Alleen ausgebreitet vor ihren Augen, und in die Weltbegebenheiten blicken sie durch ein aus Lichtstrahlen, die aus dem Auge des Ewigen funkeln, geformtes Perspectiv, das mit den Farben des Regenbogens umwunden ist. Was Einer von ihnen beim Hineinblicken zu sehen wünscht, das zeigt sich ihm schnell in einem schönen Bilde in natürlicher Größe. Es gruppiren sich dort immer nur solche zusammen, die nach Bildung und Gesinnung am Besten zusammenpassen. Die Gesellschaft ist äußerst heiter und bei manchen Gruppen wahrhaft jovial, indem oft Scherze und Witze über das vergangene Leben und die Ereignisse der Gegenwart gemacht werden. Ich kann dir versichern, daß, wenn ich in diese Zirkel blicke — unter dieselben darf ich nicht — mir Thränen in die Augen kommen, und das ist gewiß viel. Dieser Vergnügungen wegen beneide ich eure Seelen um den Himmel. Dieses Doppelleben zwischen Himmel und Erde, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, frei von allen Schmerzen und Sorgen und ohne Furcht vor dem Verluste oder der Verminderung der Freuden, muß einen ganz eigenen, in der That göttlichen Reiz haben! (Mephi wurde ganz gerührt und wehmüthig, und nach einem tiefen, tiefen Seufzer fuhr er fort:) Dahin kann ich dich bringen; jedoch nur ohne den Körper. Ich selbst darf in den Park nicht hinein; ich will aber vor der goldenen Pforte mit verhüllten Augen auf dich warten. Sei versichert, daß es mich eine große Ueberwindung kostet, dir dieses Vergnügen zu gewähren, und es möge dir abermals ein Beweis sein, wie sehr ich es mir angelegen sein lasse, dir Zerstreuung zu verschaffen, da ich sogar meiner eigenen Schmerzen dabei nicht achte. Würde dieses ein jeder deiner sogenannten Freunde, der post nubila Phoebus Freunde thun?

Ich bezweifelte das Letztere und nahm das Anerbieten mit großem

Danke an; äußerte jedoch auch mein Bedauern über die unangenehme Empfindung, welcher Mephi sich dabei unterzöge.

„Ja, ja,“ sagte Mephi, „ihr Menschen seid immer mit eurem „Bedauern“ bei der Hand, das freilich spottwohlfeil ist, und daher ohne Schaden verschwendet werden kann. Mit der „Hülfe“ wißt ihr dagegen desto besser zu kargen und zu geizen; ja diese kann man auch nicht so, mir nichts dir nichts, von den Lippen pflücken; sie liegt, tiefer und kostet Anstrengung und Opfer. Du darfst deßhalb auch auf keinen Dank oder Kratzfuß für dein Bedauern von meiner Seite rechnen. Doch leg' deinen Staubmantel ab; wir müssen fort, da gerade heute — wir haben Mittwoch — ein solcher Tag ist, an welchem die Olympier in ihrem Parke sich amüsiren dürfen. Ich hoffe dich in einen fröhlichen Kreis zu bringen. Du bist ein Tyroler, und darum gern lustig und fröhlich. Du hättest aber bei deiner Fröhlichkeit immer auch bedenken sollen, daß ein griesgrämiger Nordländer oder gar ein Jüste-milianer — der zwischen Norden und Süden starr in der Mitte steht, wie ein Uhrpendel, wenn die Uhr nicht aufgezogen ist, und weder die Kraft der nordischen, noch die Lebens-Fülle und Frische der südlichen Natur hat — stutzig wird, wenn sich der Südländer rasch auf seinen Beinen herumdreht oder gar jodelt; denn er argwöhnt nur zu leicht, es sei auf ein Verdrehen der Staatsmaschine oder auf ein Aufwecken des Volkes aus seinem ruhigen Winterschlafe abgesehen, und sieht ängstlich nach Sbirren. Doch weg mit diesen Narrenspossen der Aengstlichen, in deren Adern auch kein Süden glüht und in deren Busen kein Muth der Welt Trotz bietet, wir wollen fort!“ Und fort ging es, wie immer, im Gedankenfluge.

Das Ziel war bald erreicht, und Mephi gab mir die Weisung, ich solle durch das große Perspectiv in den Park hineingleiten; ich könnte es, fügte er hinzu, unbemerkt thun, da Niemand in diesem Parke an mich dächte und darum vermöge der besonderen Einrichtung des Perspectivs ich auch von Niemanden gesehen würde. Zudem wären die Herren Olympier mit ihren Leibern im Parke und gäben deßhalb auf einen nakten Geist gar keine Achtung. Dieß wäre auch der Grund, warum ich nur ohne Leib in den Park kommen könnte. Wenn es Zeit sei, wieder nach Hause zu gehen, würde er (Mephi) mir dieß durch ein Husten und Niesen am Parkthore zu erkennen geben.

Nach dieser Weisung und Verabredung ging ich an die äußere Mündung des Perspectivs und mit einem „Adieu und auf Wiedersehen Mephi“ rutschte ich durch die Mündung durch und blieb bei dem Auge Kaiser Joseph's des Einzigen, der eben am Perspectiv

war, ein Weilchen sitzen, um mich zu laben an dem Anblicke dieses großen Herrschers. Hierauf ließ ich mich im Parke nieder.

Eine Beschreibung des Parkes wird man mir nicht zumuthen, da ich, wenn ich genau sein wollte, dickleibige Volumina von dem endlosen Papier, anfüllen müßte. Denn alle Erinnerungen der Lustwandler waren in unabsehbar langen und breiten Alleen als die mannigfaltigsten Bildergruppen ausgebreitet, der großen Menge der Alleen, welche zu zählen allein kaum möglich gewesen wäre, nicht einmal zu gedenken. Zudem sind die Bilder nur denjenigen, deren Erinnerungen sie darstellen, klar und verständlich. Ich sah mich unter diesen Bildern im Ganzen auch sehr wenig um, da mich die Personen, welche ich in der Nähe des Perspectivs beisammen sah, mehr anzogen.

Friedrich der Große unterhielt sich mit Ziethen, Laudon, Condé, Türenne, Eugen *rc.* über die alten Zeiten, indem die Sprechenden bei einzelnen Bildergruppen auf- und abgingen.

Shakspeare spaßte mit Sir John Fallstaff und Madame Quickly (Hurtig nach Schlegel). Wie es zuging, daß diese letzteren beiden Personagen in den Olymp gekommen sind, weiß ich nicht genau. Mephi sagte mir, als ich ihn nachher hierüber fragte, Folgendes: „Man hätte im Olymp, als Shaksspeare dorthin gekommen, diesen aufgefordert, seine Theaterstücke vorzutragen; und da die Charaktere dieser beiden Personen so allgemein gefallen hätten, so wäre eine Petition beschlossen worden, in der man um die Zulassung derselben gebeten habe; was denn nachher auch bewilligt worden sei.

Voltaire ging, was mir sehr auffiel, mit der Jungfrau von Orleans Arm in Arm spazieren. Napoleon und Lord Byron spielten Schach mit einander, was ich auch nicht erwartet hätte. Ueberhaupt ging es gar sonderbar zu; Leute, die auf Erden sich gegenseitig angespuckt haben würden, waren dort in dem vertrautesten Verkehre mit einander. Petrarca spielte in Laura's Locken und von seinen Lippen flossen die lieblichsten Sonnetten, wie über Kiesel murmelnde Silberquellen. Cicero und Burke disputirten sich — es versteht sich sehr freundschaftlich — über die altrömische und englische Verfassung, welche letztere Cicero gar nicht loben wollte. Den Tacitus sah ich im Gespräche mit Niebuhr und Joh. v. Müller; ich konnte aber von dem Inhalte desselben nichts hören. Molieres, Plautus und Aristophanes machten Späße miteinander. Philipp der Großmüthige sah ein paarmal in's Perspectiv und schüttelte jedesmal ärgerlich den Kopf; was er beobachtet habe, wußte ich nicht;

ich vermuthete jedoch, daß es Hessen gewesen sein müsse, weil er so sehr afficirt war, und ich nicht glaubte, daß ihn ein anderer Gegenstand so sehr hätte interessiren können. Er nahte dem Perspectiv noch einmal; ich setzte mich in seinen Augenwinkel, und sah wirklich Cassel und zur Seite das Schloß von Marburg, mein Gasthaus; die Personen und Scenen, die ich zugleich erblickte, wage ich nicht, näher zu beschreiben. Horaz und Wieland standen vor einer großen Satyren und Faunen-Gruppe und lachten aus vollem Halse. Schiller und Körner gingen unter schattigen Cypressen spazieren und waren etwas verstimmt. Göthe sah ich nicht. Dante fragte nach ihm und erhielt zur Antwort, daß er bei Hof sei.

Am Meisten amüsirte mich Kaiser Joseph, welcher Blumauer'n an einem fort quälte, er möchte ihm ein ergötzliches Gedicht vortragen. Blumauer, der so dürr und trocken aussah, wie im Leben, wollte gar nicht daran. Nicht wahr, sagte Joseph zu ihm, wenn wir noch in Wien wären, und du, wie damals, Geld nöthig hättest, so würdest du mir ohne mein Verlangen, bald ein paar Dutzend Wiener Groschen aus dem Beutel heraus versificirt haben. Aber hier kann ich dir für den Vers keinen Groschen anbieten. Joseph lächelte dabei. „Pfui!" erwiederte Blumauer, „pfui! Joseph! deiner Groschen wegen habe ich nicht geverselt. Deine Gunst und Freundschaft war mir mehr werth, als dein Geld; und die Verse kamen mir damals oft so von selbst schwarmweis in den Kopf, daß die Feder nicht schnell genug laufen und karren konnte, um die Dinger aus dem Kopfe auf das Papier zu bringen. Jetzt geht's nicht mehr so, die Zeit ist vorüber. Hier gibt's aber auch nichts, was einem die alten Grillen aufstöbern könnte."

„Nu! Blumerchen! wenn du mein Freund bist, so mußt du mir meine Bitte auch nicht abschlagen. Ich habe heute einen ganz besonderen Appetit nach deinen komischen Versen, wie die in deiner travestirten Aeneis — doch still! dort geht Virgil, der darf's nicht hören; den kann man nicht mehr ärgern, als wenn man ihm vorzudeclamiren anfängt: „Es war einmal ein frommer Held ꝛc." Er ist fort und läuft den Bienen nach. Frisch dran, alter Bursche! stille meinen Appetit. Ich will dir Stoff geben, komm her." Joseph führte Blumauer'n vor das Perspectiv; dieser sah hinein, begann zu lächeln, rieb sich die Stirn und sprach: „Nun ja, darüber kann man wohl einen Spaß machen; ich will deinem Begehren nachkommen. Du darfst mich aber nicht auslachen, wenn's etwas holperig geht. Die jungen Tage sind vorbei, und „der Schöpferfluß, aus dem Ge-

nius und Götterkraft fließt," war schon vor dem Tode versiegt. Zudem muß ich meine Verse aus dem Stegreif holen, und der krümmt sich oft ganz jammervoll."

„Nur nicht so viele Umstände gemacht, als wenn du ein zimperliches Mädchen, so eine Wiener Brünette wärest. Da stell' dich auf deinen Vatican dort": „Tantae molis erat, Romanam condere gentem." Joseph rief sodann laut: „Hört, Olympier, Blumauer will uns von den jetzigen Diplomaten dort unten auf der Erde und der bekannten orientalischen Frage in seiner Manier etwas vortragen. Wer Lust hat zu einigen komischen Bissen, komme her."

Es versammelten sich ziemlich Viele; Blumauer stellte sich auf das Bild „Vatican," und begann folgendes Gedicht, das ich hier wörtlich meinen Lesern mittheile. Wer kein Freund der Laune ist, kann's ja überschlagen. Der Blumauer'sche Geschmack ist ohnehin schon längst außer Mode, und zudem ist das Gedicht weit hinter dem, was Blumauer einst gesungen hat. Doch die Leser haben bereits seine eigene Entschuldigung gehört.

## Die Diplomatie
## und
## das Fatum über die orientalische Frage;

eine Erzählung in Versen
von **Alois Blumauer**
im Parke bei dem Olymp aus dem Stegreif vorgetragen.

Es war in einer großen Stadt,
Die Stadt will ich nicht nennen;
Sie hatte Wein und Mädchen satt,
Die Herzen anzubrennen.
Genug, in dieser Stadt es war,
Daß einst der Diplomaten Schaar
Sich eingenistet hatte.

„Was ist ein Diplomat?" wirst du
Mein lieber Freund, mich fragen;
Wahrhaftig, Freund, das kann im Nu
Dir selbst ein Gott kaum sagen.
So complicirt dieß Ding dir ist,
Daß selbst der feinste Distinguist
Es nicht beschreiben könnte.

Die Farb' ist vom Chamäleon,
Gesinnung fest verschlossen,
Voll Honigseim der Redeton,
Zu Allem macht er Glossen.
Er ist fast glätter als ein Aal,
An Menschlichkeit oft Kannibal;
Nur würgt er mit der Feder.

Die Sprach ist ihm ein Mittel bloß
Gedanken zu verhüllen,
Auch, wenn er g'rad' gedankenlos,
Die Leere auszufüllen.
Und was er componirt, ist schon
An sich der feinste Notenton,
Wornach die Görgen tanzen.

Er kann sich schneller als der Blitz
Nach Zeitumständen drehen;
D'rum späht er stets auf hohem Sitz'
Woher die Winde wehen.
Und wer zu allererst erspäht
Daß sich der Wind hat umgedreht,
Gilt für den größten Meister.

Der Eine sucht den Anderen
Schlau hinter's Licht zu führen,
Durch Lug und Trug zu hintergehn,
Um selbst zu profitiren.
Und ist die Täuschung gut vollführt,
Und auch dabei viel profitirt,
So heißt's: „ächt diplomatisch."

Diplomatie ist eine Kunst,
Und Wissenschaft nicht minder;
Profanen aber „blauer Dunst,"
„Ein Possenspiel für Kinder."
Allein aus diesen spricht der Neid;
Denn würden sie auch eingeweiht,
Sie würden anders sprechen.

Sie ist die allerschwerste Kunst,
Geschickt zu exerciren;
Den Diplomaten muß die Gunst
Der Zeit zum Ziele führen;
Und hat er Zeit und Ziel verfehlt,
Wird er noch obendrein geschmält
Von seinem Hof als Stümper.

Und welcherlei Geschäfte muß
Ein Diplomat verrichten!
Ein Händedruck, ein Morgengruß
Berührt schon seine Pflichten.
Selbst Thees-dansants, Dinées, Soupées,
Tanz, Maskeraden und Levées
Gehröen seinem Amt an.

Es ist nicht möglich, in der That!
Der Reih' nach aufzuzählen,
Womit ein Diplomat sich hat
Fast stündlich abzuquälen.
Selbst Hände, Augen, Mund und Fuß
Bei seinem Thun und Lassen muß
Er „diplomatisch“ meistern.

Er muß auch noch das Wetterglas
Der Politik besehen,
Damit er weiß, ob's Draußen naß,
Ob's kalt, ob Winde gehen,
Ob Wolken zieh'n, Gewitter dräu'n,
Ob's heiter und die Sonne schein',
Ob's thaue oder schneie.

Die Arbeit mehrt sich wunderlich
Sobald die Diplomaten
In einer Stadt versammeln sich,
Mit Umsicht zu berathen.
Den Weg, den die Geschichte soll
Zum Weh' der Völker oder Wohl
Fortan bescheiden wandeln.

Da forschen sie dann hin und her,
Wie um die Zeit es stehe,
Und fühlen ihr den Puls, ob er
Geschwind, ob langsam gehe;
Ob denn ihr Schwindel nicht vorbei;
Ob Fieber eingetreten sei;
Ob sie gar phantasire;

Ob Schwindsucht ihre Krankheit sei;
Ob's ihr im Magen fehle;
Ob auch Vollblütigkeit dabei
Die Patientin quäle;
Ob's Uebel sitz' im Unterleib,
Vielleicht der Unrath stecken bleib',
Weil's ihr am Stuhlgang fehle;

Und dann, was anzuwenden sei;
Ob Pulver oder Pillen;
Ob nicht Mixturen nebenbei
Vielleicht die Schmerzen stillen;
Ob Vomitiv, ob Elixir,
Ob Laxativ, vielleicht Klystier
Das Uebel heben werde;

Ob Aderlässe etwa gut;
Ob Schröpfen vorzuschreiben;
Ob Thee, zu reinigen das Blut;
Ob Salbe, einzureiben;
Ob nicht vielleicht ein kaltes Bad,
Das oft schon gute Wirkung that;
Ob Nieswurz oder China.

Darüber wird stets Monden lang
In's Blaue disputiret,
Indeß die Zeit geht ihren Gang,
Und sich von selbst kuriret.
Doch eilt der Diplomaten Schaar,
Um, was indeß geworden war,
Schnell zu ratificiren.

Dabei wird auch noch deklarirt,
Daß Alles, was geschehen,
Sich habe grade so vollführt,
Wie sie vorhergesehen,
Und daß die Zeit auf ihrer Bahn
Auch jeden Schritt hab' so gethan,
Wie sie ihr vorgeschrieben.

Von dem nun, was die Zeit gethan,
Will Jeder profitiren;
„Mein Hof," schreit er, „steht oben an,
Er half der Zeit laxiren."
„Der Meine," ruft ein Anderer,
„Gab Pillen ihr, die wirkten mehr
Als das, was ihr verschrieben."

„Der Meine," kreischt ein Dritter hier,
„Was wollt ihr Andern sagen,
Muß, weil er's war, der gab's Klystier,
Das Beste davon tragen."
„Der Meine gab den Leibstuhl her;
Wem könnt', was d'rin, gebühren mehr,
Als ihm?" parlirt ein Vierter.

Ein Fünfter schlägt die Theilung vor;
Ein Sechster ist's zufrieden.
„Ja, Theilung!" ruft das ganze Korps,
„Hat stets den Streit entschieden."
Die großen Höfe nehmen dann
So viel ein Jeder packen kann;
Die kleinen gehen leer aus.

Dann fassen sie noch den Beschluß
In ihrem Protokolle,
Daß, was beschlossen, bleiben muß,
Natürlich, wenn es wolle;
Denn wenn die Zeit es ändern soll,
So wollen, trotz dem Protokoll,
Sie ihr Erlaubniß geben.

Auch denken sie noch weiter nach,
Und bringen's zu Papiere,
Wie man den Frieden gut bewach',
Daß er nicht echapire;
Doch sollt' er nicht zu halten sein,
So wolle man nach ihm nicht schrei'n,
Und keinen Steckbrief schreiben.

Zugleich wird noch die Weltenuhr
Von jeder Seit' besehen,
Und ihr verkündet, daß sie nur
Den Krebsgang dürfe gehen;
Doch sollte sie auch vorwärts geh'n,
Und dieses nicht zu ändern steh'n,
So wolle man's gestatten.

Am Ende kommst auch du noch d'ran,
Polit'scher Katechismus!
In diesem stehet obenan
„System des Servilismus."
Wer etwa glaubt, die Republik
Führ' nicht die Barbarei zurück,
Ist ein polit'scher Ketzer.

Wer glaubt, die Kunst und Wissenschaft
Dürften sich frei bewegen;
In freier Rede liege Kraft,
In freier Presse Segen;
Die Freiheit gäb' dem Bürger Muth,
Und sei ein wünschenswerthes Gut,
Ist ein polit'scher Ketzer.

Wer glaubt, was ein Minister spricht
Sei nicht ganz infallibel;
Gerichten ziem' das Dunkel nicht;
Ein Kriegsheer sei ein Uebel;
Verschwendung steh' selbst Höfen schlecht,
Und Völker haben auch ein Recht,
Ist ein polit'scher Ketzer.

Wer glaubt, der Zeitgeist habe Macht;
Dem Volk gebühr' ein Wille;
Unwissenheit sei finstre Nacht;
Das Licht gäb' Lebensfülle;
Gewissensfreiheit sei ein Gut,
Und Adel stamm' vom Bürgerblut,
Ist ein polit'scher Ketzer.

Auf diese Art geht's weiter fort;
Ich kann nicht Alles sagen;
Ich hoff' an einem andern Ort
Ein Mehres vorzutragen.
Jetzt muß ich zur Erzählung geh'n,
Bei der im Eingang' ich blieb stehn,
Und die ich kurz will fassen.

In jener Stadt, von der ich sprach,
Nun kamen Diplomaten,
Ich weiß nicht recht, an welchem Tag',
Zusamm', sich zu berathen,
Auf welche Art dem Orient,
In dem's an allen Ecken brennt,
Geholfen werden könne.

Die Diplomaten war'n jedoch
Nur von den fünf Großmächten.
Den Kleinen bleibt das Recht ja noch,
Wenn's Krieg gibt, mitzufechten.
Das Sprechen und das Theilen ist
Ein Vorrecht, wie ihr Alle wißt,
Der großen Pentarchia.

Frau Stambul hatte kurz vorher
Ein hartes Loos getroffen;
Ihr Gatte starb, und Land und Meer
Stand jedem Feinde offen.
Ihr eigenes Gesinde war
Voll Trotz, und ein Knecht drohte gar
Das Hemd ihr auszuziehen.

Doch dieß ist ja genug bekannt,
Ich kann's hier übergehen.
Ihr Sohn allein war nicht im Stand'
Dem Haushalt vorzustehen,
Da jener Knecht, Egyptens Herr,
Der allerfeinste Fuchs ist, der
Auf Erden jetzt zu finden.

Er hat Frau Stambul so erschreckt,
Daß sie der Schlag getroffen;
Auf ihrem Divan hingestreckt
Lag sie, den Mund halb offen,
Das Aug' verglas't, die Brust beengt;
Ihr Auswurf war mit Blut vermengt;
Die Pulse hielten Rasttag.

Die Dame ist bekanntlich alt
Und schwach auf ihren Füßen;
Und da sie schon am Leibe kalt,
So wollte mancher schließen
Ihr letztes Stündlein sei schon da;
Daher man schon die Erben sah
In stiller Freude nahen.

„Wer waren diese Erben denn,
Die sich der Kranken nahten?"
Ach, stellt euch nicht so blöd', als wenn
Ihr wäret Diplomaten!
Ei, die Pentarchen, wie bekannt,
Sind Erben von jedwedem Land',
Und zwar von Schwerteswegen.

Es traten zu der Kranken nun
Der Erben Diplomaten,
Versprechend, stets genau zu thun
Was ihren Potentaten
Die Liebe zur Frau Bas' dictir';
Und das sei auch ersprießlich ihr,
Sie könn' sich d'rauf verlassen!

Sie wüßte ja, wie herzlich sie
Die guten Vettern liebten;
Sie würden alle Leiden, die
Jetzt ihre Stirne trübten,
Vertreiben mit gewohnter Kunst;
Sie bäten nur auch deren Gunst
Gefällig aufzunehmen.

Sie möchte, da sie afficirt,
Getrost in Ruhe bleiben,
Und sich die Zeit, bis sie kurirt,
Recht angenehm vertreiben.
Inzwischen wollten practisch sie
Den alten Fuchs belehren, wie
Man Frauen soll begegnen.

Die gute Frau erholte sich,
Und sprach: „Ich danke herzlich;
Es wäre, ließ' man mich im Stich,
Für mich auch gar zu schmerzlich.
Ihr wißt, ich bin schon hoch betagt,
Hab' mich im Leben viel geplagt,
Und hab' jetzt Ruhe nöthig.

Ich nehm' daher mit Freuden an
Den Liebensdienst der Vettern;
Ich werde, wenn er einst gethan,
Gewißlich meinen Rettern
Zu Dank verpflichtet fühlen mich,
Und nie vergessen, daß sie sich
So meiner angenommen.

Um ihrem guten Rath getreu
Und pünktlich nachkommen,
Will ich von jeder Sorge frei,
Das Herz mir noch beklommen,
Gemächlich pflegen meiner Ruh',
Und von dem Divan sehen zu,
Wie man den Fuchs wird jagen."

Frau Stambul schlief nun ruhig ein,
Indeß die Diplomaten
Erstaunten, daß die Frau, die rein
Sie aufgegeben hatten,
Sich noch so schnell und gut erholt,
Und nicht sogleich, wie sie gesollt,
In's Gras gebissen habe.

Doch Jeder staunte nur für sich;
Denn es ist diplomatisch
Daß, was er denkt, bleib äußerlich
Den Andern problematisch.
Ein Jeder schien jetzt nur bemüht,
Da es sein hoher Herr gebiet',
Für Stambuls Haus zu sorgen.

Das Werk begann mit Einigkeit;
Doch Jeder dacht' daneben
Er werd' den Andern, wenn es Zeit,
Sacht aus dem Sattel heben;
Es müsse nur fein intrikirt,
Auf Kniff' und Ränke spintisirt
Und Zeit gewonnen werden.

Sie hatten kaum den ersten Schritt
Gethan, das heißt in Noten,
Da nahte sich mit festem Tritt
Das Fatum unsern Boten.
Es sprach voll Ernst im barschen Ton:
„Ich kenne euch, ihr Herren, schon;
Ihr wollt in's Amt mir pfuschen.

Doch frag' ich nicht nach eurem Quark,
Nach euren Protokollen;
Mein ewiges Gesetz ist stark,
Nach dem die Zeiten rollen.
An dem Gesetz kann euer Geschmier,
Euer Kauderwelsch am Tische hier
Auch nicht ein Jota ändern.

Ihr wähnt, ihr könnt das Rad der Zeit
Mit Gänsekielen hemmen,
Und wähnt, daß ihr berufen seid
Den Strom des Geist's zu stemmen;
Daß meine Waag' in eurer Hand,
Und ihr so könntet jedem Land
Nach Laune Glück zuwägen.

Ihr wißt doch, wie ich euch verlacht!
Denkt an die vielen Striche,
Die ich durch euer Geschmier gemacht,
Und denkt, wie eure Schliche
Durch mich vereitelt worden sind!
Hört auf, und seid nicht länger blind
Und lasset eure Possen!

Bedenkt, mein Lauf ist Harmonie;
Jed's Theilchen paßt zum Ganzen!
Doch euch verläßt die Zwietracht nie!
Und die papiernen Schanzen,
Die ihr so eifrig aufgeführt,
Traun! hab'n mich noch nie genirt,
Wie ihr doch wissen solltet.

Bei Stambul wird's nicht besser geh'n;
Ich werde euch verlachen,
Und eh' ihr euch habt umgeseh'n,
Euch wieder Striche machen.
Denn wie ihr's treibt, ist's gar zu toll!
Ihr selbst wißt nicht, was werden soll;
Ich aber will's euch lehren."

Ein Diplomat erhob sich dann,
Und sprach die schönen Worte:
„Dein Eifer, Fatum, ist hier an
So ganz unrechtem Orte.
Wir warten auch bei Stambul bloß
Auf das, was kommt aus deinem Schooß,
Um es zu approbiren."

---

Blumauer endete, machte eine Verbeugung und stieg von seinem Vatican herab.

„Bravo, bravissimo," rief Joseph und wiederholten die übrigen Zuhörer. „Du hast deine Sache charmant gemacht," sagte Joseph hierauf zu Blumauer. „Ich hätte nicht geglaubt, daß du das Getriebe der Diplomatie so gut kennest, wie du eben bewiesen hast. Ich wünschte, wir könnten diese scherzhafte Erzählung zu Papier bringen und auf die Erde spediren. Die Diplomaten müßten, trotz der einzelnen Seitenhiebe, die sie darin bekommen, die aber so wenig weh thun, als ihre Protokolle und Noten, selbst lachen, wenn sie dieselbe läsen, und würden sich noch mehr darüber wundern und ärgern, daß wir hier oben noch ihr Treiben beobachten und kritisiren und zwar, ohne ihre Erlaubniß eingeholt zu haben. Sie würden, wenn sie es erführen, vielleicht gar Kuriere und Gendarmen heraufsenden, und unsern lieben Herrn durch Noten, im Weber'schen Freischützenton abgefaßt, bestürmen, uns als Demagogen und Jakobiner zu einem Deutschen, d. i. nach Heine zu einem ewigen Untersuchungsprocesse zu verurtheilen und uns natürlich zugleich vorläufig, auf Gerathewohl oder einstige Abrechnung — und wenn eine solche nicht sollte stattfinden können — ohne Entgeltung, also gratis die Freiheit zu entziehen, oder aber uns auszuliefern und ihrem heiligen Eifer zu übergeben. Aber sie würden, trotz ihrer Spähkraft und Spionirkunst, den Weg hierher nicht auszuschnüffeln vermögen.

Mich würden sie zwar verschonen, da ich zum Herrschergeschlechte und zwar zu dem legitimen gehöre. Denn Personen dieses Geschlechts

haben von den Diplomaten und Regierungen nichts zu befürchten, wenn sie es auch noch so arg treiben; sie sind ja unverantwortlich. — Es ist nun einmal so; ja man hat in neuester Zeit sogar die Sprossen der usurpatorischen Herrscherfamilien, wie sie von den Diplomaten selbst bezeichnet werden, diese Kainsenkel, um mich recht legitim auszudrücken, mit diesem göttlichen Privilegium ausgestattet, wenn auch der allein zulässige Grund — die wirkliche Herrscherqualität, welche dasselbe wirklich zu einem göttlichen stempelt — nicht vorhanden ist, wie Louis Napoleon Bonaparte als Beispiel angeführt werden kann, der (du erinnerst dich doch noch?) bei der Straßburger Farce von der verantwortlichen Menschenmasse sorgfältig ausgeschieden worden ist.

Die Richter, welche über die Zurechnungsfähigen und Responsablen richten sollten, waren aber unverschämt genug, jenes Privilegium auch auf diese auszudehnen, und sie so, wie unser Horaz mit den Dichtern und Malern („Pictoribus atque Poetis, quidlibet audendi semper fuit aequa potestas") gethan hat, den fürstlichen Personen, die doch allein „die aequa potestas, quidlibet audendi haben," völlig gleichzusetzen. In meinem Innern mußte ich aber eigentlich doch lachen, weil es im Grunde eine recht hübsche Satyre auf die ungeeignete, von der Furcht dictirte Regierungsverfügung war, die den Napoleoniden für irresponsabel erklärte. Aber mit dir würde man desto schlimmer verfahren, obwohl im Grunde ich allein Schuld wäre, da du, ohne meine Quälerei an das Politisiren gar nicht gedacht hättest. Allein es würde dir nichts helfen. Du weißt, man befolgt auf der Erde den Ausspruch Virgils: Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi; unter Achivi sind bekanntlich lauter zurechnungsfähige Menschen zu verstehen, im Gegensatze der reges, welche die potestas quidlibet audendi haben. Unartig — im Vorbeigehen bemerkt — war es aber von Virgil — er hört uns doch nicht? — Doch nein! er wandelt noch immer unter den apes; — es war unartig von ihm, sage ich, daß er von den reges den Ausdruck „delirare" gebraucht hat; Könige „diliriren" nicht. Sollte sich so etwas auch von den alten heidnischen Königen sagen lassen, obwohl ich es nicht glaube — denn rex est, qui regit; qui regit, non delirat, ergo rex non delirat, und qui delirat, non potest regere, qui non potest regere, non est rex; ergo qui delirat, non est rex — sollte sich also auch von den heidnischen Königen so etwas sagen lassen, wiewohl es gezeigtermaaßen begriffswidrig wäre; so fände dieß doch auf die christlichen Könige durchaus keine Anwendung. Denn diese

sind Stellvertreter Gottes, wie es in der Acte des heiligen Bundes ausdrücklich heißt (was auch der Verfechter der päpstlichen Theokratie Bellarmin (Institution de la religion chretienne, chap. XX.) und Gravina (de origine jovis) sammt dem heil. Thomas, welche die politische Gewalt von dem Volke herleiten wollen, dagegen vorbringen mögen) und sind von Gottes Gnaden, und was sie thun, ist wohl gethan, und als Gottes Wille zu betrachten, wie mit Anderen Stuhr bewiesen hat.

Der alte „Fritz" dort hat freilich auch andere Ansichten; er würde aber jetzt, in den hoch aufgeklärten Zeiten, eine schlechte Rolle auf der Erde spielen; ja er würde als ein alberner Jakobiner, der von der Regierungskunst gar nichts verstehe, recta via in's Zuchthaus wandern müssen. Sein Privilegium als rex würde ihn nun freilich dagegen schützen. Aber Citate aus seinen Schriften sind — als zu barbarische der hohen Civilisation unwürdige Aussprüche enthaltend — von den hellsehenden Censoren schon mehrmals in politischen Zeitschriften gestrichen worden, wie ich selbst durch unser Perspectiv gesehen habe.

Doch, um wieder auf die Diplomaten, von denen ich doppelt privilegio et loco, sicher bin, und du wenigstens einfach loco —, zurückzukommen; so sind sie in Wahrheit recht geplagte Leute, die sich oft auf die empfindlichste Weise hudeln lassen müssen. Die Höfe sprechen ihnen oft zu, wie Eti in „unserm Verkehr" seinem Jakob: „laß dich treten rc.," sie sollen sich Alles gefallen lassen, um den Zweck zu erreichen.

Ich weiß es ja aus meiner Zeit her. Ich habe sie oft bedauert, wenn ich sah, wie sauer sie es sich werden lassen mußten, um zum Ziele zu kommen. Es ist keine kleine Aufgabe, immer freundlich zu sein und zu lächeln, wenn es auch im Innern wurmt, gährt und tobt. Sie sind gar oft in der Lage, wie jener Komiker, der tanzen, hüpfen, scherzen und Possen reißen mußte, obwohl die zu engen Schuhe seine Hühneraugen so sehr tyrannisirten, daß er hätte aufschreien mögen, als wenn ihn Cerberus mit allen Zähnen seiner drei Rachen zugleich in die Füße gebissen hätte. Wie müssen sie sich oft abmühen, bis sie eine Depesche, die eine aufgeschnappte, oder durch erkaufte Spione erjagte Hof-Kabale, Neuigkeit u. dgl. enthält, hinaus- und andere Depeschen hereingeschmuggelt haben!

Wie unangenehm muß z. B. es sein, — stell' dir's nur so recht lebhaft vor — einer alten, triefäugigen Dame die dürre Hand, auf der die dicken blauen Adern wie Wälle einander durchkreuzen, und

nichts zu fühlen ist, als Knochen und der zähe lederne Ueberzug — Haut genannt — zärtlich abzuküssen, so daß die Knochenmale auf den Lippen Tage lang sichtbar bleiben, und diese noch länger den Schmerz empfinden; einer solchen Dame schmachtende Blicke, die schon auf halbem Wege zu Eis erstarren oder vor Schrecken zur Erde sinken möchten, zuzuwerfen, die Ruinen und den Gräuel der Verwüstung ihres memento mori-Gesichtes durch Flatterien, bei denen die Zunge zu erstarren droht, in das lachende Frühlings-Antlitz einer Lord Byron'schen Janthe umzuzaubern, an ihrer Seite verliebt zu girren und Seufzer aus der Brust heraufzuschwören, sie, das klappernde Gerippe, dessen fühlbarste Defecte die Pariser Kunst zu ergänzen gesucht hat, in einer traulichen Schäferstunde vielleicht gar zu embrassiren, als wenn sie eine eben dem Meerschaume entstiegene Venus wäre; und dieß Alles, wozu in der That eine herkulische Seelenstärke gehört, um dem Andrange der Ohnmachten, des Schlages u. s. w. widerstehen zu können, muß der arme Diplomat thun, um seine Zwecke zu erreichen!

Und was muß er sich nicht oft vom Hofe, bei dem er diplomatisirt (sit venia verbo), von Kammerdienern, Maitressen ꝛc. gefallen lassen, ohne dabei nur im Geringsten den Mund zu verziehen, als höchstens zum Lächeln! Und welcher Lohn erwartet ihn oft am Ende? Wenn sein Hof oder seine Regierung faux pas macht, alberne oder schlüpfrige Aufträge ertheilt, die mißlingen, schaden oder prostituiren, so ist es wieder er, der die Sünden des Hofes, oder der Minister auf sich laden und verbüßen muß, ohne dabei murren zu dürfen! Er wird — als ein unfähiger Diplomat — zurückberufen und so vor der ganzen Welt an seiner Ehre gebrandmarkt."

Blumauer, der nach der Deklamation wieder in sein stilles trockenes Wesen zurückgesunken war, hörte dem Kaiser fortwährend aufmerksam und ehrerbietig zu. Nur manchmal trippelte ein sanftes Lächeln auf den Lippen und den Mundwinkeln herum, welches bloß einmal laut wurde, als nämlich Joseph von der alten triefäugigen Dame sprach. Beide entfernten sich, indem Joseph noch immer im Sprechen begriffen war, das ich jedoch nicht mehr hörte. Wie wird sich aber dieser Kaiser wundern, wenn er, in das Perspeetiv sehend, zufällig an Blumauer's Erzählung und seine Glossen dazu denkt und deßhalb dieses Kapitel vor dem Perspectiv erblickt! Er wird mit all' seinem Verstande nicht herauszugrübeln vermögen, wie diese Erzählung und seine Glossen den Weg auf die Erde gefunden haben. Zuletzt kommt er wohl gar auf den Gedanken, daß die Diplomaten dennoch zu ihm

hinauf den Weg gefunden und dort ihre Agenten haben, die ihnen das Gedicht mit dem Anhange verschafft haben müßten. Denn daß ich — der Nicht-Diplomat — den Weg dahin gefunden habe und mit der Beute wieder auf die Erde zurückgekehrt bin, wird er durch das Perspectiv nicht erfahren, eben weil er an mich nicht denken, und daher auch nicht das ganze Kapitel zu lesen bekommen wird.

Auffallend war mir unter Anderem auch, daß die Olympier alle Sprachen untereinander sprachen. Da fragte z. B. Einer: How do you do? und erhielt zur Antwort: „Optime“ oder „comme ça;“ dort hörte man: Come sta sua sanità? und darauf „très-bien“ oder „very well“ oder „vortrefflich.“ Es muß also ein Jeder alle Sprachen verstehen, wenn er auch nur Eine sprechen sollte. Anders kann ich es mir wenigstens nicht erklären.

Ich wollte eben auf Rousseau, der vor einem Bilde, seinen contrât social vorstellend, unzufrieden gestikulirte, während nicht ferne von ihm Heloise unter einer schattigen Palme angenehm zu träumen schien, zugehen, um zu hören, ob und was er mit sich selbst spreche, als ich das mahnende Husten und Niesen meines Reisegefährten vor dem Thore vernahm. Ich mußte daher meinen, Rousseau zugedachten Lauschbesuch aufgeben und dem Perspectiv zueilen, dessen Mündung bald durchwandert war; worauf ich mit Mephi in meinen Käfich zurückflog.

---

## Elftes Kapitel.

**Wankelmuth. — Die sonderbare Erziehungs- und Bildungsanstalt.**

---

Wir wollen heute, da das Wetter nicht gut gelaunt ist und die dichten Wolken das Wasser nicht lange mehr halten können, eine Erziehungs- und Bildungsanstalt besuchen, die vorzüglich für die niederen Volksklassen berechnet und so trefflich eingerichtet ist, daß ich mit aller meiner Klugheit nicht das Geringste daran zu tadeln finden kann. Solche Anstalten gibt es in allen Staaten; sie sind jedoch nirgends so vollkommen als in den deutschen Ländern, in denen für Volksbildung ohnehin das Meiste gethan wird. Unter diesen zeichnen sich wieder einige, wie es in Allem zu geschehen pflegt, vor den übrigen ganz besonders aus. Das Land, in dessen Bildungsanstalt ich dich zu führen gesonnen bin, wenn du nämlich überhaupt Lust hast, in meinen Vorschlag einzugehen, nenne ich darum nicht, weil, wenn du vor dem Publikum davon sprechen solltest, dadurch Eifersucht, Neid u. dgl. bei den übrigen Ländern angeregt werden könnte, und du, als die causa efficiens dieses Effectes und Affectes, den Zorn der Neidischen zu kosten bekommen möchtest. Eine solche Speise will ich dir nicht wünschen; sie schmeckt abscheulich bitter, besonders wenn sie ein Erden-Gott auftischt, wie es ja leicht der Fall sein könnte. Vielleicht weißt du es aus eigener Erfahrung, und wenn dieß der Fall ist, so wirst du mir zugeben, daß man, dem Geschmacke dieser Speise nach zu urtheilen, glauben sollte, sie sei aus den Exkrementen, bei denen einst die Götter schworen, mit Hülfe der flüssigen Zuthaten des Stir zusammengeknetet und auf unserem Herde gebacken und gar gekocht worden. Kurz, ein solches Gericht will ich wenigstens nicht auf deinen Tisch bringen, mögen es auch deine Sonnenscheins-Freunde thun oder gethan haben. Ich gelte zwar für einen wüthenden Feind von euch Allen und folglich auch von dir; allein ich erinnere dich bloß an Lord Byron, der bei dir hoch angeschrieben steht. Dieser sagt: „— — and Greece can show the

false friend worse than the infuriate foe.“ Solltest also auch du mich für einen infuriate foe halten, so wäge ich hiernach gleichwohl deine false friends auf, an denen du nie Mangel hattest. Doch wir wollen alle Episoden der Art bei Seite setzen; du darfst auf jeden Fall versichert sein, daß die Anstalt des nicht zu nennenden Landes, in welchem übrigens mehrere solche Institute blühen, jedenfalls zu den vorzüglichsten Einrichtungen dieser Gattung gehört, und vollkommen hinreichend ist, dir das in Rede befindliche Bildungssystem in seinem ganzen Umfange anschaulich zu machen.“

So sprach Mephi, als er am Tage nach unserer Himmelfahrt mich wieder besuchte, und nachdem er mich wegen meiner Wankelmüthigkeit oder meines schwachen Gedächtnisses satt geneckt hatte.

Den Lesern ist nämlich bekannt, daß ich nach der Zurückkunft von meiner ersten Reise, die ich in den Barbaren-Planet unternommen hatte, den Entschluß faßte, bei meinen künftigen Wanderungen die Stern- oder Oberwelt sorgsam zu vermeiden und mich bei denselben lediglich auf den Rücken unserer Altmutter zu beschränken.

Diesen Entschluß hatte ich ganz und gar vergessen; denn sonst hätte ich meine letzte Fahrt natürlich unterlassen. Damit zog mich nun Mephi auf, der — und daran erkannte ich nun wieder, daß der Teufel seine Teufeleien nicht lassen kann — mich meinem Vorsatze untreu werden ließ und hintennach, als die Sünde geschehen war und nicht mehr ungeschehen gemacht werden konnte, mir diese Untreue vorwarf und mich dadurch ärgerte.

Als ich ihn darüber zu Rede stellte, warum er mich nicht vor unserer Fahrt an meinen früher gefaßten Entschluß erinnert hätte; sagte er, indem er sein Gesicht verzog, ganz trocken: „Das Erinnern an gute Entschlüsse, um diesen treu zu bleiben, gehört in das Departement eurer Schutzengel, mit welchen ich nicht in Competenzstreitigkeiten gerathen mag. Uns gebührt bloß das Erinnern an böse Entschlüsse, um sie zu erfüllen, und an die Verletzung guter Vorsätze. Ein Jeder thut, was seines Amtes ist. Du selbst müßtest eine schlechte Meinung von mir bekommen, wenn du erführest, daß ich meine Amtspflichten nicht kenne oder wissentlich verletze oder gar das Amtsgebiet meines Feindes beeinträchtige; und an der guten Meinung eines „In omnibus aliquid,“ eines Publicisten, wollte ich sagen, und zwar eines solchen, wie du bist, (er machte einen höhnischen Kratzfuß), ist mir sehr viel gelegen.“

Was konnte ich mit Grund darauf erwiedern? Ich schwieg; es ist nicht gerathen, dachte ich, sich mit dem Teufel in eine Dispüte

einzulassen, sondern besser, sein Monitorium als heilsame Warnung in der Zukunft zu benutzen. Zudem war mein fraglicher Entschluß auch kein Markstein zwischen dem Guten und Bösen, sondern ein einfaches Monument auf einem sittlich neutralen Gebiete. Ich konnte also dieses wieder zerstören und an dessen Stelle ein anderes setzen, ohne das Sittlichgute zu verletzen, oder, was auf Eines hinausläuft, etwas Sittlichböses zu thun.

Wankelmuth oder Vergessenheit eines sittlich gleichgültigen Entschlusses ist, jedoch besonders wenn man diesen einem Andern mitgetheilt hat, immer eine Schwäche und eine Blöße, wovor sich der Charakterfeste um so mehr zu hüten hat, als er dadurch das Vertrauen Anderer auf seine Festigkeit und Zuverläßigkeit vermindert, so an Achtung verliert und die Hauptstütze schwächt, auf welcher sein Einfluß auf Andere und folglich auch die Möglichkeit, für Andere zu wirken, ruht. Insofern ist selbst Wankelmuth nicht ganz moralisch gleichgültig, wie es denn überhaupt nichts Sittlichgleichgültiges gibt, wenn man die Sache strenge auffaßt, da eine Handlung deßhalb, weil *wir* ihre möglichen Folgen nicht zu durchschauen vermögen oder näher zu prüfen zu träge oder zu stumpf sind, weil *wir* also an ihrer Stirn weder Böses noch Gutes, sondern nur Indifferentes zu erblicken wähnen, nicht auch *an sich* sittlich gleichgültig ist.

Die Zurechnung mag zwar nicht eintreten, sobald der Mensch bei allem Eifer der Aufmerksamkeit und nach dem Maaße seiner Geisteskräfte an einer solchen Handlung nichts Böses entdeckt oder geahnet hat. Ich hatte daher jedenfalls Ursache, Mephi für sein Erinnern dankbar zu sein, wenn dieses auch wegen der Grenzen seiner Competenz post festum kam. Wie könnten wir uns bessern, wenn wir nie an unsere Fehler erinnert würden? Ein menschlicher Freund hätte vielleicht zu meiner Unbeständigkeit geschwiegen; Mephi that es nicht, und war deßhalb mehr mein Freund, als es jener schweigsame menschliche gewesen wäre.

O der fatalen *Nachsicht*, die man auch Verträglichkeit nennt, oder in die Hülle der Höflichkeit, der Artigkeit oder des feinen (aber nicht immer *guten*, wenn auch *gut* genannten) Tones einmummt! Sie ist ein Wurm, der an dem Keime der Freundschaft nagt, und diese selten zur frischen Blüthe und zur Zeit und Stürmen trotzenden Kraft und Reife kommen läßt!

Doch ich will wieder zu dem Hauptgegenstande dieses Kapitels zurückkehren. Meine Leser müssen mir solche Abirrungen vom Hauptziele gefälligst *nachsehen*. Es sind Schwächen und Fehler, ich ge-

stehe es, allein verzeihliche; und wenn die Leser, was sie gewiß thun werden, über dieselben auch nachdenken, so werden sie meistens finden, daß solche Abirrungen, zu denen mich stets die Erzählung der Hauptsache von selbst verleitet, keine Verirrungen sind, sondern nicht selten die Eigenschaft haben, die Leser vor diesen zu warnen.

Mephi's Vorschlag, eine Erziehungs- und Bildungsanstalt zu besuchen, überraschte mich um so mehr, als ich denselben nicht erwartete, und ihm noch weniger einen solchen Eifer für Volks-Erziehung und Bildung zutraute, welchen er an den Tag legte. Ueberdieß war ich sehr neugierig, die von ihm so sehr greühmte Anstalt kennen zu lernen, da ich nach seinen Aeußerungen vermuthen mußte, es sei eine mir noch ganz unbekannte. Je mehr ich mir bewußt war, in dem Gebiete des deutschen Erziehungs- und Bildungswesen kein ganz ignoranten Fremdling zu sein, desto mehr stieg meine Neugierde nach diesen mir noch unbekannten Anstalten. Man kann sich daher leicht denken, daß ich den Vorschlag mit der lebhaftesten Freude annahm.

„Wir müssen aber, bemerkte Mephi hierauf, das strengste Incognito beobachten. Dein Geist wird, wie immer, meine Erklärungen ebenso vernehmen und verstehen, als wenn die Mittheilung mit Hülfe der körperlichen Sprachwerkzeuge geschehe. Lege also deinen irdischen Lebensapparat auf die Britsche hin, oder meinetwegen in's Bett, und komm." Wir machten — es wurde nämlich nach dem Commandowort sofort abgesegelt, da Mephi kein Freund von vielen An- und Umständen ist, — die wunderlichsten Querzüge, so daß unsere Reisekarte noch viel seltsamer aussehen würde, als die des seligen Jobs — die Leser erinnern sich derselben aus der Jobsiade ganz gewiß noch — man könnte in Blumauers Manier sagen:

Wir flogen nach Brasilien,
Von da durch Wien nach Harburg,
Nach Pecking, Kiel, Castilien,
Odessa, London, Marburg,
Jerusalem, Paris, Semblin,
Calcutta, Baltimore, Stettin,
Und endlich nach der Anstalt.

Mephi's Absicht bei diesen Quer- und Kreuzzügen war offenbar die, daß ich Land und Stadt, worin die Anstalt ihren Sitz hat, nicht erkennen sollte, den Beweggrund zur Geheimhaltung gab er, wie die Leser wissen, selbst an. Er hätte aber seinen Zweck weit kürzer und sicherer erreicht, wenn er mir das Versprechen der Geheimhaltung

der Land- und Stadtnamen abgefordert hätte. Ich würde hier, wie bei dem Jakobinerklub, Wort gehalten haben. Da jedoch seine Absicht auf mein Bestes gerichtet war, so will ich, um dieselbe zu ehren, die Namen verschweigen, obwohl ich sie; den Irrfahrten zum Trotze, ganz genau bezeichnen könnte.

Was liegt auch an den Namen, da die Wahrheit der Sachen nicht von ihnen abhängt? Der innere Werth eines Instituts richtet sich nicht nach den Namen der Localitäten; und diese können, wenn sie auf das Institut selbst Einfluß haben, auch ohne Angabe der Eigennamen gar wohl beschrieben werden. Würden z. B. die Debatten der kurhessischen Ständeversammlung, die sowohl in materieller als formeller Hinsicht, und wegen des parlamentarischen Tactes die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes beschäftigen, auch nur das Geringste an ihrem Werthe verlieren, wenn der Sitz dieser Versammlung nicht Kassel, sondern anders, z. B. Babylon, Kairo, Brüssel, London u. s. w. hieße, vorausgesetzt, daß alle Elemente, Agentien, Reagentien u. s. w. dieselben blieben? Ebenso würde Deutschland an seinem politischen Gewichte auf der Wagschaale des europäischen Staatensystems kein Quentchen verlieren, wenn der Sitz des hohen deutschen Bundestages nicht Frankfurt, sondern anders, z. B. Klagenfurt, Schweinfurt, Erfurt, Wien, Berlin u. s. w. genannt würde. Diese Beispiele werden hinreichen, um den Sinn und die Wahrheit meiner Behauptung klar zu machen, daß es bei Instituten ꝛc. auf die Ortsnamen gar nicht ankomme.

Und nun nach dieser abermaligen Abirrung, die jedoch der Deutlichkeit wegen nöthig war, zur Anstalt selbst! Die Leser würden auf diese Anstalt eben so wenig verfallen, als auf das Hochzeitsgeschenk, welches ein berühmter Gelehrter meiner Frau machte, und welches in — — Thermometern bestand. Ich wenigstens wäre nicht einmal im Traume, wo die Menschen doch in der Regel weit scharfsinniger und klüger sind, als im wachen Zustande, auf dieses — nota bene — Erziehungs- und Bildungs-Institut gekommen.

Man kann sich daher denken, wie groß mein Erstaunen war — hätte ich meinen Leib bei mir gehabt, so würde man Virgils bekannten Vers: „Obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit," auf mich habe anwenden können —, als ich mich in eine — polizeiliche und criminelle Inquisitions-, Straf- und Zuchthausanstalt versetzt sah! Der Zorn bemeisterte sich meiner so sehr, daß, wenn ich meinen physischen Armhebel mit den zehn Zacken daran bei mir, und Mephi ein greifbares Gesicht gehabt

hätte, ich dieses mit allen zehn Zacken zugleich gepackt haben würde. So aber, da ich ohne Instrument und Mephi ohne Object war, an welches ich dieses hätte appliciren können, mußte ich umgekehrt den Zorn bemeistern, um Mephi bei guter Laune zu erhalten; denn ich war einmal in seiner Gewalt und mußte, wenn ich ihn in Harnisch bringen würde, befürchten, er möchte mir die Rückkehr in meinen Leib, den ich noch nicht missen konnte, ganz und gar abschneiden.

„Einen solchen Spott mit mir zu treiben," dachte ich, „das hätte ich von Mephi nach seinem bisherigen Benehmen gegen mich wahrlich nicht erwartet! Ich will mich in Zukunft hüten, seinen Vorschlägen so geneigtes Gehör zu geben, wie ich dießmal that."

Mephi bemerkte meinen Aerger und Unwillen und begann, indem er mich in die verschiedenen Gemächer dieser Anstalt nach und nach herumführte, in einer so fröhlichen Laune, daß ich ihn noch nie in einer solchen sah, mich zu beruhigen, zu belehren oder wenigstens zu bereden, daß ich wirklich in einem Erziehungsinstitute sei, und das System dieses Instituts näher zu entwickeln.

„Du bist ungehalten," begann er, „daß ich dich hierher geführt habe, und willst nicht glauben, daß diese Anstalt wirklich eine Erziehungs= und Bildungsanstalt sei. Nur Geduld, Freundchen! du sollst dich überzeugen, daß ich eure Einrichtungen gehörig zu tariren verstehe, obgleich ich kein Professor und Publicist bin, wie du, der du von der Staatsweisheit, Wissenschaft und Kunst so voll gepfropft bist, daß es dir oft schwarz vor deinen Augen wird, und du das Bein nicht siehst, das man dir stellt, sondern kurzer Hand zur Erde kollerst, um von dieser einen Nasenstüber in Empfang zu nehmen. (Man denke sich meine Empfindung bei diesem höflichen Eingange!)

Wenn ich zunächst nach eurer deutschen Art zur etymologischen Erklärung Zuflucht nehme, so ist es mir ein Leichtes, dir darzuthun, daß du in einer Erziehungsanstalt bist. Was heißt denn Zucht anders als Erziehung? Oder kannst du in dem Ausdrucke „Kinderzucht" etwas anderes finden, als „Kindererziehung?" Wie „educto" von „duco," so ist auch „Erziehen" und „Zucht" von „Ziehen" abzuleiten. Die Kinder auf die rechte Bahn ziehen, sie in dieser fest halten, daß sie weder links noch rechts von derselben abgleiten, kurz sie in Zucht, gleichsam im rechten Zuge halten, und sie daran gewöhnen, daß sie von selbst auf dieser Bahn ohne fremde Hülfe gehen können, heißt erziehen; und wer an diese Bahn gewöhnt ist, und auf derselben allein fortgehen kann, heißt ein Erzogener.

Das Ziehen auf die rechte Bahn und das Erhalten auf derselben, oder die Zucht ist aber bei euch Menschen, so wie bei Thieren, ohne Ruthe, Schläge, kurz ohne Anwendung physischer Uebel nicht möglich. Daher muß die Zucht oder Erziehung, wenn sie gedeihen oder eine gute sein soll, stets mit Strafe, d. i. mit Anwendung des physischen Zwanges und physischer Uebel, verbunden sein.

Eine Straf- und Zuchtanstalt ist folglich schon hiernach eine wahre Erziehungsanstalt, zwar nicht für Kinder, sondern für solche, die als Kinder nicht erzogen, d. h. nicht auf die rechte Bahn gewohnt worden sind, aber immerhin eine Erziehungsanstalt.

Sodann kann ich auch die vorzüglichsten eurer Rechtsgelehrten für meine Meinung anführen, und dir durch dieselben beweisen, daß der Zweck der Strafe Besserung sei; denke nur an das beliebte Pönitentiarsystem. Was ist aber Besserung, insofern sie durch Zwang und Uebel bewirkt werden und den zu Bessernden daran gewöhnen soll, daß er in Zukunft allein auf der rechten Bahn zu gehen im Stande sei, anders als Erziehung oder Zucht noch Unerzogener, oder, wenn du willst, Nacherziehung solcher, welche in ihren Kinderjahren nicht erzogen worden sind?

Endlich gibt es ja, wie du am Besten wissen solltest, gar viele ausgezeichnete Publicisten, welche den Staat selbst eine Erziehungsanstalt nennen, woraus von selbst folgt, daß jedes Staatsinstitut, mithin auch dieses hier, die Erziehung bewirken soll, und sonach eine Erziehungsanstalt, wenigstens eine Abtheilung der Gesammterziehungsanstalt, d. i. des Staates, sei. Frage alle Staatsmänner, was sie mit den Anstalten dieser Art, die sie mit so großen Kosten errichten und unterhalten, in Wahrheit bezwecken, und sie werden dir antworten, daß die Erziehung und Besserung Unerzogener durch sie bewirkt werden solle.

Diese Gründe allein, denke ich, reichen vollkommen hin, um mich gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß ich mit meinem Vorschlag, eine Erziehungsanstalt zu besuchen, dich habe spotten und verhöhnen wollen. Welchen Nutzen könnte mir denn eine solche Verhöhnung gewähren? Und ohne Nutzen, ohne Zweck, deß kannst du versichert sein, pflegen wir Dynasten des Höllenreichs nichts zu thun. Es ist ein Hauptzug, der uns von euren Dynasten wesentlich unterscheidet, daß wir der bloßen Belustigung, des bloßen Scherzes wegen niemals irgend Jemanden von euch plagen oder ärgern; wir sind zu gesetzt, zu ernst, und zu sehr von der Wichtigkeit unseres Berufes durchdrun-

gen, als daß wir uns zu einem so zwecklosen eitlen Possenspiel erniedrigen sollten.

Wenn aber diese Anstalten, die eure Staatskünstler offenbar zur Correction und Besserung der schwachen Fliegen, welche in den Netzen eurer Gesetze hangen bleiben, weil sie dieselben nicht durchbrechen können, noch durch ihre frühere Erziehung gewohnt worden sind, sie zu umflattern, also zu dem Zwecke errichtet werden, diese Fliegen an das künftige Vermeiden der gesetzlichen Netze zu gewöhnen; — wenn, sage ich, diese Anstalten den gewünschten Zweck nicht erreichen, sondern umgekehrt bewirken, daß solche Fliegen in der Neigung und Lust, an diesen Netzen zu zerren und zu reißen, in der Hoffnung, nicht darin hangen zu bleiben, bestärkt und geübt oder gar durch die Folgen der versuchten Correction genöthiget werden, den Kampf mit diesen Netzen auf Gerathewohl fortzusetzen, so oft auch die bezweckte Besserung mit ihnen versucht worden sein mag: so ist dieses wahrlich nicht unsere Schuld, und es uns auch gar nicht zu verdenken, wenn wir uns darüber freuen, daß ihr Menschen Erziehungs- und Bildungsanstalten zu unserem Zwecke errichtet, und uns so mit einem nicht geringen Aufwand von Kosten, Zeit und Kräften eifrig in die Hände arbeitet.

Und darüber, daß ich bei meinem Vorschlage diese Anstalten in meinem Sinne auffaßte, und als tadellose Erziehungs- und Bildungsinstitute rühmte, kannst du mir keinen gegründeten Vorwurf machen. Ein Jeder faßt die Dinge in seiner Weise auf, und betrachtet sie von seinem Standpunkte aus. Ich that also bloß, was auch ein Jeder von euch zu thun pflegt. Du kannst, wenn du auf consequentes Denken, auf Charakterfestigkeit und Berufstreue etwas gibst, wie du wirklich thust, mir wahrlich nicht zumuthen, daß ich in eure unaufhörlichen Jeremiaden über die schlechten Strafanstalten einstimmen solle, da diese gerade meinem Ideale so vollkommen entsprechen.

Diese meine offene Rechtfertigung mag dir übrigens zum Beweise dienen, wie wenig es meine Absicht war, mit dir ein loses Spiel zu treiben, und wie sehr mir daran liegt, daß du mein offenes Benehmen gegen dich anerkennen mögest. Zudem dürfte es, wie ich wenigstens glaube, nicht ganz ohne Interesse, vielleicht sogar nicht ohne Belehrung für dich sein, diese Institute von meinem Gesichtspunkte aus aufzufassen und meine Kritik und Bemerkungen darüber zu hören. (Ich spielte hier den Ueberraschten, um dadurch meinen anfänglichen Unwillen wieder gut zu machen, äußerte meine Bewunderung über die bisherige Ausführung und suchte auf eine feine Art mein heftiges

Verlangen nach den weiteren interessanten Belehrungen meines Führers auszudrücken, welcher hierauf auf nachstehende Weise fortfuhr:)

Also zur Sache selbst! Hier in diesen Schulzimmern sitzen lauter Elementar-Schüler und Schülerinnen, welche Letzteren, wie du siehst, von den Ersteren zwar abgesondert sind, aber doch mit denselben vermittelst der Fenster, Wände und Decken oder durch dritte Vermittler conversiren können.

Bevor ich jedoch von den einzelnen Klassen insbesondere spreche, muß ich die allgemeinen Principien, die für alle gelten, vorausschicken. Es sind vorzüglich folgende:

1) Alle aufgenommenen Zöglinge beiderlei Geschlechts (scholares recepti, wie deine Freunde, die Jesuiten, sagen würden) werden, wie Mönche und Nonnen, von dem weltlichen Verkehre sorgfältig abgeschlossen, damit sie nicht durch das zerstreuende Geräusch der Welt und Weltlinge in ihrem frommen Berufe gestört, oder auf unlautere Gedanken gebracht werden. Klösterliche Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt stehen also oben an. Nur die besonders aufgestellten Pedellen, Aufseher, Zucht- d. i. Erziehungsmeister, die Examinatoren oder Beichtväter, die bekanntlich auch in Nonnenklöstern Zutritt haben, Oberaufseher oder Visitatoren (Patres praefecti nach deinen Freunden), welche zu gewissen Zeiten die Schulzimmer besuchen und die Untergebenen controliren, dürfen ungenirt in den einzelnen Auditorien, Klausen oder Zellen zu jeder Zeit erscheinen.

2) Der Aufnahme geht in der Regel eine kleine Prüfung der — Kleider und Leiber der Recipienden durch die Zuchtmeister, Pedellen oder Beziehungsweise deren Frauen voraus, damit die Novizen nicht etwa mehr von irdischen Dingen einschmuggeln, als sie nach den Regeln der Anstalt, welche das Gelübde der Armuth auflegen, haben dürfen. Was daher nicht zur nöthigen Kleidung gehört, müssen die Eintretenden ablegen; es wird ihnen sonst mit frommem Eifer abgenommen. In der höhern Klasse werden die verborgensten Theile des Körpers, welche irgend einen Gegenstand aufzubewahren geeignet sind, auf das Genaueste perlustrirt. Wird ihnen ein Mehreres gestattet, als die Regeln strenge vorschreiben, so haben sie dieß lediglich der Gnade der Oberen zu verdanken.

3) Die Verköstigung geschieht von der Anstalt auf Staatskosten und zwar auf das Allernothdürftigste, indem sie nur einmal des Tages eine warme Kartoffel-, Erbsen- 2c. Suppe bekommen und außerdem mit Wasser und Brod fürlieb nehmen müssen, außer wenn sie krank zu sein belieben, in welchem Falle die sogenannte Kranken-

speise — aber in kleineren Portionen — gereicht wird. Gewissen Eleven wird es jedoch, was von der Gunst der Oberen abhängt, auch gestattet, aus eigenen Mitteln sich eine bessere Kost bringen zu lassen, die aber sodann vorher jedesmal durchmustert wird, um zu sehen, ob nicht etwas Irreguläres darin enthalten sei.

4) Licht dürfen sie nicht mehr haben, als der Tag ihnen durch die mit Eisengittern reichlich versehenen und beschmutzten Fenster hineinzubringen im Stande ist. Die Gnade der Oberen kann jedoch auch hier ein Mehreres gewähren, und sogar den allein Sitzenden das Tabakrauchen und Tabakschnupfen erlauben. Da man in den Staaten überhaupt die Beobachtung gemacht hat, daß das Licht den Völkern nicht zuträglich und es hinreichend sei, wenn die Unterthanen mit Kartoffelschnapps zuweilen ihre Köpfe illuminiren; so ist die Untersagung des Kerzen- oder Oellichts in diesen Instituten gar leicht zu erklären; auch ist für gewisse Exercitien der zusammenwohnenden Scholaren das Dunkel weit wünschenswerther; weßhalb ein solches Licht nie Mehreren, sondern nur Einsiedlern gestattet wird.

5) Die Eleven dürfen in der Regel (das Stricken etwa ausgenommen, das aber bekanntlich für das schöne Geschlecht keine eigentliche Arbeit, sondern ein bloßes Accompagniren der Zungenthätigkeit ist, indem die Finger mit der Zunge gleichsam wetteifern) keine Arbeit verrichten, da man das Princip: „Müßiggang ist aller — Tugend (in meinem Sinne) Anfang" in seiner ganzen hohen Bedeutung wie in seinen segensreichen Folgen vollständig zu würdigen weiß. Körperliche Arbeit würde auch nur von dem klösterlichen Meditiren abziehen, und Begierden und Neigungen abmüden, die doch bei diesem Unterrichtsverfahren die Haupttriebfedern sein müssen.

6) Der Religions- und sonstige auf die Sittlichkeit in eurem Sinne bezügliche Unterricht, so wie Religionsübung, sogenannter Gottesdienst u. dgl. ist aus diesen Anstalten ganz und gar verbannt. Von der Art wird nicht das Geringste geduldet. Sollten die Eleven früher einen Unterricht dieser Gattung genossen haben, so fehlt es ihnen in der Regel nicht an Zeit und noch weniger an Gelegenheit, solche (in meinem Sinne) verderbliche Dinge, wie Religions- und Sittenlehren sind, wieder zu verlernen und aus Kopf und Herz zu vertreiben. Dieß erfolgt um so leichter, da die meisten Scholaren, wenn sie wirklich Unterricht gehabt haben, diesen in der Regel nicht verstanden oder nicht beherzigt und noch weniger zur Richtschnur ihres Wandels gemacht haben, wie ihre Collision mit den Gesetzen beweiset, welcher sie ihre Reception in diese Anstalten zu verdanken haben.

Bei der Prüfung müssen sie jedoch historisch erklären, welcher Religion sie — in ihren Verhältnissen außerhalb der Anstalt — angehören. Denn dieß darf nicht vergessen werden, weil, wenn einer sterben sollte, man sonst nicht wüßte, welcher Pfarrer die Stolgebühr zu erheben befugt sei. Denn ohne Gebühr an die Geistlichkeit zu entrichten darf bei euch nun einmal sich Niemand unterfangen, in die Welt ein- oder aus dieser auszutreten.

Nach dieser historischen Erklärung wird sich um die Religion der Eleven weiter nicht mehr bekümmert; sie mögen eine haben oder keine. Es herrscht in dieser Hinsicht unter ihnen völlige Religions- und Gewissensfreiheit, wie in keinem Staate, und bei den Vorgesetzten dagegen völlige Religionsgleichgültigkeit, oder absoluter Religionsindifferentismus, um mich technisch und philosophisch auszudrücken. Die Eleven mögen beten oder fluchen, Gott verehren oder lästern; sie haben die freie Wahl, das Eine oder Andere, oder was ihnen sonst in dieser Hinsicht beliebt, zu thun. Dieses Princip ist mir, um mit dir, wie immer, aufrichtig zu sein, das allerliebste und wichtigste. Wo die Religion fehlt, da haben wir unsere Altäre; und haben wir einmal einen von euch in unserem Netze, so kommt er so leicht nicht wieder los, weil wir das Netz recht hübsch mit bunten Farben, und zwar so, wie es dem individuellen Geschmacke eines jeden Einzelnen angemessen ist, auszuschmücken wissen.

7) Was endlich die Methode der Unterweisung betrifft, so ist unter den Eleven die Methode des wechselseitigen Unterrichts im Gebrauche; bei den Prüfungen wird jedoch die Sokratische Methode befolgt. Der Examinator, der nach dem Vorgange der spanischen Inquisition wegen der Analogie gewöhnlich Inquisitor heißt, stellt nämlich an den Candidaten Fragen über solche Dinge, welche jener entweder wirklich schon weiß, oder zu wissen vermuthet oder zu wissen vorgibt, wenn er sie auch in der That nicht weiß, und will durch diese Fragen den Candidaten dahin führen, daß dieser jene Dinge in seinen Antworten so, wie es der Examinator wünscht, d. i. in der Weise erzähle, daß es den Anschein gewinne, als sei er wirklich selbst auf dieselben verfallen und die Erzählung aus eigenem Wissen und Antriebe erfolgt.

Im Grunde ist es eine Beichte, in Sokratischer Methode abgehört oder abgelockt; denn es ist auf ein Sünden- und Schuldbekenntniß, wie bei jeder Beichte abgesehen. Erfolgt dieses Bekenntniß recht prompt, ohne daß nämlich der Examinator oder Beichtvater viele

Mühe hat, es hinein- oder herauszufragen, so wird dieses, so wie die an den Tag gelegte Reue des Sünders, bei der Bestimmung der aufzulegenden Buße auch berücksichtigt.

Ein Hauptunterschied zwischen der katholischen Ohrenbeichte und dieser besteht jedoch darin, daß das bei jener eintretende Beichtsiegel (sigillum confessionis) bei dieser nicht beobachtet, sondern die ganze Beichte von einem besondern Schreiber sorgfältig zu Papier gebracht wird und also von einem Geheimhalten des Sündenbekenntnisses gar keine Rede ist. Euer römisches Recht, welches in den Theilen, die aus der früheren oder schlechteren Zeit herrühren, die Staatsgenossen als selbstständige Bürger betrachtet, besagt zwar, daß es keine Pflicht gebe, die eigene Schande (propria turpido) einzugestehen oder überhaupt ein Geständniß abzulegen, weil der Ankläger den Grund seiner Anklage zu beweisen habe; allein diese unpassenden Bestimmungen haben bei euch glücklicherweise nie Eingang gefunden. Ihr seid schon frühe auf den richtigen Gedanken gekommen, daß, wie eure Regenten die Väter der Völker sind, so auch diese aus lauter Kindern bestehen, die nie mündig werden und daher auch nie der Zucht- oder Erziehungsruthe entwachsen; weßhalb man, wie ich bereits erwähnte, mit Recht den Staat für eine Erziehungsanstalt oder große Kinderschule angesehen und erklärt hat. Wie nun das Kind in der häuslichen Erziehung schuldig, dem Papa oder der Mamma oder dem Hofmeister die eigene Schande einzugestehen, und ein offenes reuiges Geständniß den Zorn der milden Aeltern zu besänftigen und die Ruthenschläge zu vermindern geeignet ist; so gilt dieses auch in der großen Kinderschule oder dem Staate, und insbesondere in den Anstalten der in Rede befindlichen Art. Und wie ferner die Aeltern oft allerlei Mittelchen anwenden, um das Kind zu einem Geständnisse zu bringen, z. B. Versprechungen gänzlicher Verzeihung, Einsperrung, Entziehung der Nahrung, Drohungen u. dgl., so geschieht dieß, jedoch in einem größeren Maaßstabe und mit mehr Ernst auch in diesen Anstalten, in welchen ein größerer Maaßstab deßhalb nöthig ist, weil man es hier mit großen Kindern zu thun hat. Wer ein solches Geständniß, auf welche Art es auch sei, am Besten zu bewirken weiß, gilt natürlich für den besten Inquisitor. Der Umstand, daß die meisten Bußen nur in Folge solcher Geständnisse auferlegt werden, und daß diese Prüfungen nicht öffentlich sind, und so das Volk die Schuld oder Unschuld nicht selbst tariren kann, ist mitunter eine Hauptursache, warum diejenigen, welche einmal in Buße verfallen sind, außer diesen Anstalten in der Regel kein Fortkommen mehr finden können, und daher immer

wieder neue Prüfungen zu bestehen haben, bis der Tod so oder so ein Ende macht.

Wer, ohne Religions- und Sittlichkeitsbegriffe, ohne sittlich-religiöses Gefühl, oft Jahre lang in einer solchen Anstalt, abwechselnd unter Schlägen, Hunger, Entziehung des Tageslichts, Krumschließen u. s. w., wie eine Bestie gehetzt, ohne von Religion, Sittlichkeit, Tugend ꝛc. nur das Geringste zu hören, und endlich dazu gebracht wird, daß er mit Hintansetzung aller Scham, die gräßlichsten Dinge über sich selbst zu Protocoll dictiren kann; — der, Freundchen! hat Selbst- und Menschenachtung rein von sich geworfen, und wird für die menschliche Gesellschaft auch eine Bestie bleiben, die beißt und wüthet, bis sie wieder eingefangen und unschädlich gemacht wird. Wer sich selbst nicht mehr achtet, der kann auch Andere nicht achten, hat auch auf die Achtung Anderer keinen Anspruch mehr, und bleibt bloß — unser Freund!

Doch ich will mich zu den einzelnen Abtheilungen insbesondere wenden. Diejenigen, welche ich vorhin die Elementarschüler nannte, bilden die unterste Klasse. Sie besteht aus Solchen, welche mit der Polizei in deren verschiedenen Verzweigungen in Hader geriethen. Das alte Mütterchen dort mit dem magern Gesicht, grauen Haaren und den zerlumpten Fetzen am Leibe, welche die dürren Knochen nur halb bedecken, und die Mädchen von zwölf und vierzehn Jahren, die Töchter der Alten, hatten die Unverschämtheit, hungrig zu werden, und deßhalb das Mitleiden der Menschen um Almosen anzusprechen. Die Polizei erhaschte sie und bestrafte ihren Frevel, den sie nun verbüßen. Sie ist die Wittwe eines Soldaten, und zwei Gemeinden, die ihrer Geburt und die, wo sie mit ihrem verstorbenen Manne copulirt worden war, streiten über die Verbindlichkeit ihrer Aufnahme, ohne daß für ihren Unterhalt vorläufig gesorgt worden ist. Sie muß also betteln, wenn sie nicht Hungers sterben soll. Gegen ihren Hungertod würde von der Polizei natürlich nichts eingewendet werden, da die Polizeigesetze einen solchen Tod nicht, wie das Betteln, verbieten.

Es ist auch nicht Sache der Polizei, darnach zu fragen, ob diejenigen, welche betteln, sonst einen Lebensunterhalt haben oder sich einen solchen verdienen können, da das Gesetz bloß besagt, das Betteln sei verboten und zu bestrafen; wovon sie sonst leben sollen, das ist eine Angelegenheit, welche dem Bettelnden allein obliegt; sie brauchen bloß zu stehlen, so bekommen sie, wenn sie ertappt werden sollten, vom Staate den vollständigen Unterhalt. Die Alte kann hier

in der Anstalt nun freilich nichts mehr profitiren, aber ihre Töchter desto mehr. Du hörst ja, wie sie von ihren beiden Nachbarinnen wovon die Eine wegen kleiner Mausereien und die Andere wegen Uebertretung der Gewerbsgesetze büßt, indem sie ein Gewerbe des Abends zu treiben pflegte, wofür in diesem Lande keine Concession verwilligt wird, mit gierigen Ohren Rathschläge empfangen und in den Kunstgriffen der beiden Erwerbszweige unterrichtet werden. Die beiden Mädchen werden sicher in kurzer Zeit eine andere Laufbahn beginnen, welche sie in die höhere Abtheilung und endlich zu Brod führen wird.

Ueber die Nützlichkeit solcher Polizeigesetze, welche nämlich das Betteln verbieten, ohne daß zugleich für den Unterhalt der Dürftigen gesorgt wird, will ich dir nur ein interessantes Beispiel aus dem Königreich B***** anführen, das dir nicht ganz unbekannt ist, da du selbst bei Gericht thätig warst, als die Bettler gestraft wurden.

In den Theuerungsjahren 1816 und 1817 gingen zwei von einem Bauer aus Sparsamkeit oder Noth verabschiedete Knechte einen ganzen halben Tag in dem benachbarten Dorfe herum, um Arbeit zu suchen. Sie fanden keine, weil sich damals Jedermann einschränkte. Sie hatten auch kein Geld, da sie in der letzten Zeit bloß für die Verköstigung gearbeitet hatten. Da sie nun gegen die Mittagszeit müde und hungrig waren, blieb ihnen nichts anderes übrig als zu betteln.

Zwei Gendarmen, die es sich im Wirthshause wohlschmecken ließen, bemerkten es, arretirten beide und brachten sie auf einem Wagen in die Stadt L******* vor das Landgericht, welches zugleich die Polizei verwaltete. Die beiden rüstigen Burschen schämten sich schon, als sie, wie Verbrecher, von Gendarmen begleitet, mit gebundenen Händen durch die Stadt gefahren wurden. Noch mehr aber fühlten sie sich gekränkt, als beide, wie du dich erinnern wirst, der Einwendungen ungeachtet, eine gute Portion Stockprügel bekamen und die Weisung erhielten, nicht wieder zu betteln, indem die Strafe im Wiederholungsfalle noch viel schärfer ausfallen würde. Beide erklärten der Behörde, daß sie, wenn man ihnen nur Arbeit geben würde, sich gern bloß für die Kost derselben unterziehen wollten, daß ihnen aber, wenn dieß nicht geschehe, nichts übrig bleibe, als wieder zu betteln oder zu stehlen. Sie fanden taube Ohren, wie du weißt, und wählten das Letztere. Denn, sagten sie zu einander, wenn wir betteln, so werden wir sogleich wieder arretirt, und wie Spitzbuben vor Gericht gebracht, während wir, wenn wir stehlen, die Hoffnung haben,

unentdeckt zu bleiben; und sollten wir auch einmal ertappt werden, so wissen wir doch wenigstens, warum man uns gebunden vor Gericht schleppt, und ist es nicht so kränkend, als ganz unschuldig — denn Leute um ein Almosen ansprechen ist doch wahrlich keine Schlechtigkeit! — so mißhandelt zu werden, wie es uns wirklich widerfuhr.

Nach einem Jahr standen sie wegen Diebstahls vor demselben Gerichte, dem sie erklärten, daß man sie zum Stehlen genöthigt habe. Als Diebe bekamen sie nun vom Staate Arbeit, Kleidung und Brod, was man ihnen als ehrlichen Leuten verweigert hatte. Sie wurden nämlich zu sechsjähriger Arbeitshausstrafe verurtheilt, welche sie in M***** unter dem berühmten Baron v. W***** verbüßten. Nach überstandener Bußzeit stahlen sie wieder, weil — sie — nirgends Arbeit finden konnten. Denn sie wurden als Diebe gebrandmarkt, zwar nicht mit brennendem Eisen — ein solches Mal ließe sich allenfalls verbergen — sondern mit der Feder. Man schrieb nämlich in ihre Dienstbücher, die wie du weißt, fast überall Mode sind und auch bei euch in Hessen, fast zu allerletzt (was mich wundert, da Hessen sonst in allen löblichen Dingen voraneilt und den Ton angibt) eingeführt worden sind, ihre letzte Dienstzeit, die sie nämlich als Staatsknechte im Arbeitshause zugebracht hatten, mit der Bemerkung: „wegen Diebstahls" ein. Da nämlich der Staat keine ehrlichen Leute zu solchen Arbeiten dingt, so muß er bei einem jeden Knechte oder Dienstmädchen nachweisen, daß jenes oder dieser nicht ehrlich war, als er oder es in den Dienst des Staates aufgenommen wurde. Nun darf bekanntlich Niemand einen Knecht oder eine Magd dingen, ohne sein oder ihr Dienstbuch eingesehen zu haben. Man kann sich denken, daß es überall, wo ein solcher weiland öffentlicher Dienstknecht sich um Arbeit erkundigt, und sein Dienstbuch vorzeigt, heißt, „man brauche keinen Knecht oder Tagelöhner." Es bleibt ihm daher gar nichts anders übrig, als sich wieder um den Dienst des Staates zu bewerben, d. h., wieder ein Verbrechen zu begehen, weil ohne ein solches keiner würdig ist, vom Staate in Arbeit genommen zu werden. Die beiden, wieder vor Gericht gebrachten Diebe erklärten geradezu, daß sie wieder hätten stehlen müssen, und daß, da sie das Zeugniß ihres Verbrechens überall aufzuweisen genöthigt seien, und man sie daher überall mit schelen Augen ansehe, und wie Aussätzige fliehe, sie sogar den sehnlichsten Wunsch hätten, wieder in das Arbeitshaus zu kommen, wo sie zudem besser verpflegt würden, als von den armen Bauern, und sorgenfreier leben könnten, als im Dienste der Bauern, indem der Staat für alle ihre nothwendigen Bedürfnisse

Sorge trage. Arbeiten müßten sie ja überall, und nur unter seines Gleichen könnte man des Lebens froh werden. Wenn das fatale Zeugniß ihres Schimpfes nicht wäre, ja da könnten sie wohl in einer anderen Provinz, wo man sie und ihre Vergehung nicht kenne, wieder Arbeit finden, sich bessern und als ehrliche Leute fortkommen; so aber müßten sie, nach der überstandenen Strafzeit, abermals zu einem unehrlichen Erwerbszweige ihre Zuflucht nehmen.

Und so geschah es auch; sie sind wieder im Arbeithause! Beispiele dieser Art könnte ich dir zu Tausenden erzählen; ja, ich kann dir versichern, daß von hundert entlassenen Sträflingen kaum ein Drittheil sich bessert, alle Uebrigen aber, wegen der vortrefflichen Einrichtung der Strafjustiz, d. i. der in Rede stehenden Erziehungs- und Bildungsanstalten, in unserem Weinberge als treue Knechte zu arbeiten fortfahren.

Ich werde dir wohl zu weitläufig in meinen Explicationen; du mußt mir dieß aber nachsehen, da ich mich gerade in meinem Lieblingsterrain befinde, und auf diesem — euch Gelehrten geht es ja ebenso — verweilt man gar zu gern. Dieß letzte Beispiel macht es mir übrigens möglich, mich an einem anderen Orte kürzer zu fassen.

Dort sind Trunkenbolde; du siehst der Kartoffelgeist ist noch nicht ganz von ihnen gewichen; er ist aber in den letzten Zügen und wird bald verflattern und nur seine giftigen, Geist und Körper lähmenden Hefen zurücklassen. Sieh! wie sie gähnen, sich strecken und die matten Augen aufreißen. Ihre Gesichter und Lippen sind leichenblaß. Der Kartoffelschnapps ist eine herrliche Erfindung; er ersetzt das Opium der Chinesen vollständig. Und wohl uns, daß die Regierungen die Fabrikation und Consumtion dieses trefflichen Giftes aus finanziellen Rücksichten so sehr fördern! Es ist glücklicherweise bereits so weit gekommen, daß die Säuglinge sogar abwechselnd mit diesem Getränke gestillt werden; und da die übrige Nahrung des gemeinen Volkes wegen des überaus blühenden Wohlstandes meistens bloß in Kartoffeln besteht, so wird euer Volk nach einigen Generationen sicherlich in ein reines Kartoffelgeschlecht verschrumpfen und verzwergen. Jetzt ist es schon in manchen Gegenden etwas Seltsames, wenn man noch hie und da einen rüstigen, lebensvollen blühenden Jüngling von hohem schlanken Wuchse sieht, fast überall ist die Jugend welk, saft- und kraftlos, frühreif, düster und stumpfsinnig. Ja, Freundchen, dieses Gift wirkt! Es weckt die sinnlichen Triebe lange vor dem Anbruche des Mannesalters auf, und wenn dieses kommt, ist der körperliche Lebensvorrath schon vergeudet oder verdorben, und die Jugend geht,

anstatt in das Mannesalter, direct in das Greisenalter über. Und ist das Geschlecht einmal herab, dann kann ihm nicht mehr aufgeholfen werden; mit jeder Generation sinkt es tiefer, bis endlich diese selbst ganz unmöglich wird. Von einem geistigen Aufschwunge, überhaupt von einem höheren geistigen Leben kann sodann nicht mehr die Rede sein. Wo der thierische Körper in seinem Wachsthume verkrüppelt, da kommt das höhere geistige Leben nicht zum Erwachen; und es wird geistig dunkel sein und unser tausendjähriges Reich erscheinen, ha! ha! ha! Zum Glücke für uns wird dieser Giftsucht nirgends Einhalt gethan.

Man behandelt in anderen Dingen die Unterthanen, wie Kinder. und läßt ihnen doch wieder den ungehemmten Gebrauch des Gifts, Man wartet, bis sich einer durch den Uebergenuß des Giftes entmenscht und weit unter das Thier herabgebracht hat, so daß er weder seines Geistes noch seines Körpers mehr Meister ist, und dann erst fällt die Polizei über ihn her, schleppt ihn fort und straft ihn, während sie die Giftbuden zusehends vermehrt und keinen Inhaber derselben zur Verantwortung darüber zieht, daß er dieses Gift in so großer Quantität an den Einzelnen verabreichte, und ihn dadurch in diesen Zustand der Bestialität versetzte.

Wir sind der Polizei, der wir überhaupt gar vieles zu verdanken haben — denke nur z. B. an die geheime Polizei! — auch hierfür unendlich verbunden. Es ist uns natürlich stets sehr lieb, wenn Unordnungen nicht verhindert werden, sondern man sie hübsch eintreten läßt, und dann mit der Strafe kommt, die immer wieder ihre eigenen Früchte für uns abwirft.

Doch verzeih', daß ich mich solange bei diesen Hospitanten des Unterrichts, — denn als mehr kann man die Trunkenbolde kaum ansehen —, aufgehalten habe; die Kartoffel, die, wie Gold und Silber in dem Schooße der Erde großgezogen wird, ist nun einmal eine gar zu wichtige Pflanze für uns geworden.

Diese hier, worunter du auch Knaben von zwölf Jahren bemerkst, sitzen die Forst-B u ß e ab. In manchen Ländern besteht, wie du weißt, die gute Einrichtung, daß man den Bauern eine geringe Quantität Holz ein für allemal gegen die Forsttaxe verabreicht. Mit dieser — sagen die weisen Staatsmänner, besonders die Forstkundigen, m ü s s e n die Leute auskommen, der Winter mag grimmig sein, wie, und verweilen, so lange er will. Aus langer Erfahrung könnten die Forstkundigen, zumal da sie nicht auch frostkundig sind, recht gut wissen, daß die bestimmten Quantitäten nicht ausreichend sind, und

die Polizei, wenn sie uns nicht so sehr gewogen wäre, würde gewiß längst auf Errichtung von Holzmagazinen verfallen sein, aus denen die Leute sich das nöthige Holz gegen gesetzlich bestimmte Preise zu jeder Zeit anschaffen könnten. Es geschah zum Glücke nicht; die Forstleute, die selbst Holz genug haben, lassen die Erfahrung Erfahrung sein, und schanzen lieber ihren Forstaufsehern die reichlichen Denunciationsgebühren zu, und die Polizei denkt nicht an Magazine, weil davon in den Polizeigesetzen nichts steht.

Die natürliche Folge von dieser klugen Einrichtung — respective Nichteinrichtung, ist die, daß die Leute, wenn das zugemessene Holz verbrannt ist, und sie noch ferner die Oefen heizen und kochen wollen, sich das Holz selbst aus dem nächsten besten Walde holen müssen. Dieses Holen ist verboten, und heißt Frevel; ist aber, nach den angegebenen Umständen so wenig ein Frevel, als das Ofenheizen und Kochen, sondern eine reine Nothwendigkeit, und es wäre — unter uns gesagt — das Verweigern des nöthigen Holzes weit eher so zu bezeichnen. Allein es geht bei dem Verbote der Forstfrevel gerade so, wie bei dem Verbote des Bettelns; ob die Leute Holz haben oder nicht, darnach fragt keine Behörde, deren Amt es bloß ist, den Frevel zu bestrafen, gleichviel ob er aus Noth oder aus Muthwillen verübt worden ist.

Die Forstaufseher, welche Denunciationsgebühren erhalten, lauern den Frevlern auf, und bringen sie sämmtlich in eine Liste, wenn sich nicht Einzelne von diesen mit denselben durch Getreide, Geld u. s. w. abzufinden oder sie blind zu machen wissen, in welchem Falle sie natürlich nicht auf die Liste kommen. Allein nicht ein Jeder hat Geld genug, um von dem Forstaufseher unter der Hand Holz zu kaufen.

Diese Liste, die in mancher Provinz im Quartal oft mehr als tausend Frevler enthält, wird dem Gerichte vorgelegt, welches sodann die Frevler entweder mit Geldbuße oder mit Gefängniß abstraft, welches letztere natürlich die Armen immer trifft, weil sie die Geldbuße nicht entrichten können, und bei euch der löbliche Grundsatz gilt, der Reiche büßt mit Geld, der Arme mit der Haut — „qui non habet aere, luat in corpore“ — wie du weißt.

Ich gönne den Forstaufsehern recht gern die Zubußen zu ihren knappen Besoldungen, da diese Einrichtung diesen Aufsehern zugleich auch Reiz und Gelegenheit zu manchen Speculationen gibt, die wir auf unsere Liste bringen, und sodann so viele Zöglinge in diese Anstalt führt, in welcher sie, besonders die jüngeren, weit mehr profitiren, als in anderen Schulen oder in Predigten. Denn der Unterricht,

den sie sich untereinander — oft sitzen sie mit anderen erfahrneren Polizei-Sträflingen zusammen — den lieben langen Tag und tief in den Abend hinein ertheilen, ist anziehender und wird daher begieriger aufgefaßt, als der Unterricht in der Schule oder in der Predigt. Hier werden lustige Streiche aller Art erzählt, Zoten gerissen, obscöne Lieder gesungen, Liebes-Geschichten und Händel haarklein erläutert, neue projectirt u. s. w.

Solche Dinge ziehen an, Freundchen! und kitzeln bei den Jüngeren die Sinnlichkeit wach. Von anderen Sachen, die noch mitunter vorkommen, will ich schweigen; der liebe Müßiggang führt auf Allerlei. Und wäre auch dieser Unterricht nicht, von dem ich jedoch bestimmt sagen kann: semper aliquid haeret, immer, ganz gewiß bleibt das Eine oder Andere hangen, zumal da diese Leutchen fast quartaliter wieder kommen; so ist doch auch das Eingesperrtwerden, das Gesessenhaben an sich von nicht geringem Werthe; es streift den Blüthenstaub von der Scham weg, vermindert die Scheu vor der Strafe und dem Strafbaren, vermindert das Selbstgefühl und macht gegen Schimpf und Schande gleichgültiger. Dieß, Freundchen, sind Dinge, die auf das künftige Leben Einfluß haben und selten ohne Frucht bleiben, wie ich durch unzählige Beispiele nachweisen könnte. Auch die Bahn, welche in unser Reich führt, ist in ihrem Beginnen bloß ein unbedeutender Fußpfad, und wird erst allmälig breiter, ebener und betretener. Auch in unserer Schule beginnt man mit dem Alphabet, von dem man zum Buchstabiren und dann erst zum flotten Lesen übergeht. Darum sind uns diese Elementaranstalten so wichtig.

Hier siehst du die höhere Abtheilung, deren Zöglinge sich um eine Staatsversorgung bewerben. Die Vorbedingung hierzu haben sie erfüllt; sie sind im Kampfe mit den Gesetzen, in deren Netzen hangen geblieben und müssen jetzt nur noch darüber examinirt werden, ob diese Vorbedingung vorhanden und begründet, und auf welchen Grad der Versorgung sie vermöge derselben Anspruch machen können. Diese Prüfungen dauern oft mehrere Jahre, während welcher die Aspiranten sich fortwährend gegenseitig instruiren. Bezieht sich diese Unterweisung auf das Examen, so daß sie sich über die Beantwortung der Fragen, die ihnen vorgelegt worden sind oder noch vorgelegt werden möchten, besprechen, so heißt sie, wie du weißt, Gesellschaftsspiel (Collusion), das strenge verboten ist, weil dieses Spiel leicht dem Examinator das Seinige verderben könnte.

Um dieses zu verhindern, werden die Zöglinge von einander abgesondert und von der äußeren profanen Welt, mit der sie noch

weniger ein solches Gesellschaftsvergnügen haben dürfen, hermetisch abgeschlossen, die Fenster vermacht und Wächter aufgestellt; nur die Mäuse und sonstiges Ungeziefer, es mag jugendlich fröhlich springen und hüpfen oder philosophisch bedachtsam die langsamen Schritte abmessen, behalten das Recht, die Einsamen zu besuchen und sie zu quälen oder mit ihnen zu spielen oder einen ernsten Krieg auf Tod und Leben zu führen.

Man könnte zwar euch Juristen fragen, wer euch das Recht gibt, Leute ohne Urtheil und Recht einzusperren und so zu behandeln, wenn man die Partie der Humanität und des philosophischen Rechts ergreifen wollte; was zwar meine Absicht gewiß nicht ist; was ich aber zum Schein deßhalb thun will, um dir zu zeigen, wie inconsequent ihr Menschen seid, und wie ihr ungescheut Unrecht begeht, um, wie ihr euch ausdrückt, des Rechts zu pflegen, oder die Gerechtigkeit zu handhaben. Ich setze jedoch voraus, daß du dich dabei nicht langweilest. (Ich versicherte, daß dieß nicht der Fall, sondern ich im Gegentheile um so begieriger auf seine Erörterung wäre, als ich in dem durch Jahrhunderte sanctionirten Verfahren der Justiz nichts auszustellen oder zu tadeln fände; worauf Mephi fortfuhr):

Du wirst dich auf eure Gesetze und eure Praxis beziehen, wornach die Examinationsbehörden, die ich jedoch — bei dieser ernsteren Erörterung — bei ihrem gewöhnlichen Namen Gerichte nennen will, wornach also die Gerichte die Befugniß haben, die eines Verbrechens Verdächtigen oder Beschuldigten in Haft zu nehmen, wenn entweder Flucht oder Collusion, oder gar beides nach dem Ermessen des Richters zu besorgen ist. Das hat seine Richtigkeit, aber der wissenschaftliche Rechtsgelehrte darf nicht bei dem Buchstaben des Gesetzes, überhaupt nicht bei diesem stehen bleiben, sondern er muß, wie du gewiß mit mir einverstanden bist, auch für das Gesetz selbst einen zureichenden Grund haben, und sonach vor Allem prüfen, ob das Gesetz selbst philosophisch gerechtfertigt werden könne? (Ich gab hier meinen Beifall zu erkennen).

Nun sind eure philosophischen Rechtslehrer ziemlich allgemein darin einverstanden, daß die persönliche Freiheit des Menschen ein unveräußerliches Gut sei, welches im Staate ohne Urtheil und Recht weder gekränkt noch zeitlich oder für immer entzogen werden dürfe, und daß der Staat überhaupt keine Befugniß habe, dem Geringsten seiner Genossen ein Uebel ohne Urtheil und Recht zuzufügen. (Ich nickte Beifall zu).

Die Gebote des philosophischen oder, wie ihr es auch noch nennt, des Vernunft-Rechts sind aber zugleich Gebote für die Gesetzgebung und die zu bildende Praxis der Gerichte, wie du zugeben wirst (was ich bejahte).

Ist dieß der Fall, so leuchtet von selbst ein, daß die Gesetze, welche gestatten, die bloß Angeschuldigten in Haft zu nehmen, d. h. ihnen die persönliche Freiheit zu entziehen, nicht nur auf keiner philosophischen Grundlage beruhen, sondern geradezu gegen das philosophische oder Vernunft-Gebot verstoßen, da eine solche Entziehung der persönlichen Freiheit ohne vorgängiges rechtliches Urtheil erfolgt, indem, wenn diese verhängt wird, erst durch das sogenannte rechtliche Verfahren ermittelt und durch ein hierauf erfolgendes Urtheil ausgesprochen werden soll, ob der Staat auch wirklich ein Recht habe, dem — der Freiheit vorläufig Beraubten — ein Uebel zuzufügen, namentlich ihm die persönliche Freiheit zu beschränken oder zu entziehen? Die Untersuchungshaft ist folglich nach dem wahren Grundsätzen des Rechts ein Unrecht, das der Staat begeht, um des Rechts zu pflegen, d. h. um gegen den Gesetzesübertreter ein, wie ihr es nennt, rechtliches Urtheil zu fällen. (Ich wandte dagegen ein, daß ohne die Untersuchungshaft in vielen Fällen das Proceßverfahren gar nicht möglich wäre, und daß daher der Staat dieses Unrecht, als welches eine solche Haft nach dem philosphischen Rechte allerdings erscheine, sanctioniren müßte, um die Strafrechtspflege möglich zu machen und so den Zweck: „Handhabung der Rechtssicherheit und öffentlichen Ordnung durch Bestrafung der Verbrecher,“ zu erreichen; worauf Mephi entgegnete:)

Also das Mittel wird hier durch den Zweck geheiligt. Zu diesem Geständnisse wollte ich durch meine Argumentation gerade dich führen, der du, mit so vielen Anderen, den Jesuiten neuerlich erst den Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel,“ so sehr zum Vorwurfe gemacht hast, ohne zu bedenken, daß ihr Juristen, wie alle Staatsmänner, Politiker, Diplomaten u. dgl., die ärgsten Jesuiten seid, und diesen Grundsatz schon unzählige Jahrhunderte hindurch befolgt habt, noch ehe ihr an Jesuiten denken konntet. Ihr seht den Balken in euren Augen nicht, und wollt doch den Splitter in den Augen Anderer tadeln. Ja, ja! die Jesuiten sind ehrlicher und sprechen diesen Grundsatz offen aus, während ihr Anderen ihn überall befolgt und doch die Welt glauben machen wollt, derselbe werde von euch als etwas Abscheuliches vermieden.

Das Angeführte ist nur ein Beispiel, wo ihr ein offenbares

Unrecht, also ein nach eurer Vernunft unzuläßiges Mittel bloß durch den Zweck rechtfertigt und heiligt; ich könnte aber noch mehrere Dutzende solcher Beispiele anführen, wenn es nöthig wäre! Und wenn der, vielleicht Jahre lang seiner persönlichen Freiheit Beraubte, der noch überdieß seine Gesundheit für sein ganzes Leben dadurch eingebüßt haben kann, zuletzt freigesprochen werden muß, wer entschädigt ihn, für das gegen ihn vom Staate begangene Unrecht, ja, wer kann ihn entschädigen? Der Staat, der ihn, anstatt bei seiner persönlichen Freiheit zu schützen, ohne allen wahren Rechtsgrund derselben beraubt hat, gibt ihm, wenn er entlassen wird, denselben Trost, den der Wolf anstatt der Belohnung dem Storch gab: „Sei zufrieden, daß du deinen Kopf unversehrt aus meinem Rachen gezogen hast, und so mit heiler Haut (insoweit sie durch das erfahrene Unrecht nicht gelitten hat) davon gekommen bist.“ (Ich schwieg, da ich mit keinem philosophisch haltbaren Grunde dagegen auftreten konnte, und Mephi fuhr fort):

Auf demselben Grundsatze, um nur noch ein Beispiel, weil es hierher gehört, zu berühren, beruhen eure sogenannten Ungehorsams- oder Contumacial-Strafen, welche der Untersuchungsrichter — meistens selbst der Beleidigte, wenigstens der Erzürnte, nicht durch ein Rechtsurtheil, (welches er nicht fällen, und welches, da über den Grund des Ungehorsams keine rechtsförmliche Untersuchung statt gefunden hat, nicht erfolgen könnte) zuerkennt, sondern administratorisch dictirt und sogleich vollziehen läßt; und welche Uebel werden unter dieser Firma, also ohne Urtheil und Recht nicht oft zugefügt? Stockprügel, Krumschließen, Handeisen, Entziehung der Speise u. dgl., und der wahre Grund solcher Strafen ist, zumal, wenn sie gegen angebliche Lügen (über deren wahren Begriff selbst ihr Rechtslehrer noch schwankt) verhängt werden, gar oft bloß, weil der Angeschuldigte nicht gestehen will.

Ich kenne, Freundchen, eure Praxis gar zu gut, du kannst es mir sicher glauben, ohne ihr jedoch nur im Geringsten abhold zu sein; ich bin im Gegentheile ihr eifrigster Verehrer, weil sie für uns eine wahrhaft goldene ist. Denn abgesehen davon, daß die Richter selbst, welche bei den Inquisitionen die pia fraus oder pia calliditas, wie die Jesuiten sie offen nennen, recht gut zu gebrauchen wissen — der Zweck heiligt ja die Mittel! — manches Blatt unseres Buches füllen; so trägt diese Praxis ganz vorzüglich dazu bei, die letzten glimmenden Funken von Scham- und Ehrgefühl in den Gemüthern der Zöglinge oder Inquisiten, wie ihr sie nennt, auszulöschen, dafür

Durchtriebenheit, Bosheit und Verstocktheit in dieselben einzupflanzen, und so die Erziehung und Bildung in meinem Sinne zu vollenden.

Willkür, List, Trug, Schläge u. s. w. haben noch nie einen Menschen zur Tugend gebildet, aber desto öfter in eine malitiöse Bestie umgewandelt. Der Müßiggang, der wechselseitige, aufmunternde und aufhetzende Verkehr der Zöglinge unter sich, die gegenseitige Belehrung in allen Ränken und Kniffen, der völlige Mangel an religiöser oder sittlicher Belehrung und Erbauung, die Einsamkeit, selbst dieses Ausgeschlossen- oder Ausgeschiedensein von allen Menschen u. s. w. dürfen, als adminikulirende Elemente zu dieser Ausbildung, natürlich nicht vergessen werden. Es gehören wahrlich feste Grundsätze der Religion und Sittlichkeit und eine nicht gewöhnliche Charakterfestigkeit und Willensstärke dazu, um durch diese Flut von Bitterkeiten, Qualen und Versuchungen ohne Schiffbruch durchzusegeln; Erfordernisse, die gerade bei den Meisten, die in diese Anstalt gerathen, gänzlich fehlen. Um so weniger darf man sich daher wundern, wenn die Folgen eintreten, von denen ich vorhin sprach. Zudem wird auf die Festhaltung dieser Zöglinge ein so großes Gewicht gelegt, als wenn der Bestand des Staates davon abhinge. Entflieht daher einer, so werden alle Mittel aufgeboten, nicht selten sogar Belohnungen offerirt, um seiner wieder habhaft zu werden. Denn er könnte ja leicht in einem fremden Lande sich wirklich bessern und ein ordentlicher Mensch werden; und das wäre Jammerschade.

Du sagst, dieß erfordere die öffentliche Sicherheit! gut, ich gebe dieß zu; aber gefährdet ein Solcher diese Sicherheit weniger, wenn er einst aus der Anstalt entlassen wird? Die Erfahrung verneint diese Frage; und trotz dieser Erfahrung entläßt man solche Leute dennoch, um sie nachher wieder einfangen und das Bildungsverfahren mit ihnen wieder beginnen zu können. Die Meisten, welche du hier siehst, waren schon früher da, und haben den Cursus dieser Anstalt schon einmal durchgemacht, und werden ihn später, wenn sie wieder frei geworden sein werden, abermals beginnen müssen, es sei denn, daß sie in ihren künftigen Speculationen glücklicher sein und unentdeckt bleiben sollten. Denn bei guten Köpfen gehen die Lehren dieser Anstalt nicht verloren, sie wissen davon Gebrauch zu machen.

Gern möchte ich dich mit einzelnen Zöglingen, z. B. mit dem dreizehnjährigen Mädchen dort, dessen halbverfaultes Hemd dreizehn Wochen lang nicht gewechselt worden ist, und welches, wie du hörst, den Liebes-Boten zwischen seinen älteren Gesellschafterinnen und den Männern über ihnen macht, weil es mit dem Kopf durch das Gitter

schliefen und so bequemer mit den oberen Bewohnern sprechen kann, mit diesem jungen Burschen hier, dessen eingeschrumpftem Körper und bleichem Schnappsgesichte man es kaum zutrauen sollte, daß er schon zum zweiten Male hier ist u. s. w. —; ich fürchte aber, es möchte dir zu langweilig werden.

Ist nun das Examen überstanden, und die Vorbedingung zur Staatsversorgung als begründet durch das obere Prüfungscollegium anerkannt, so wird der geprüfte Candidat in diese Arbeitsanstalt (wir kamen nämlich inzwischen in das Straf- oder Zuchthaus) gebracht, mit vollständiger Kleidung und mit einem besonderen Kennzeichen seiner rechtmäßig erlangten Staatsknechtschaft versehen und zum Nutzen des Staates gegen vollständige Versorgung für die Dauer des Dienstes beschäftiget. Hier wird der wechselseitige Unterricht noch fortgesetzt, und wenn die Zeit des Dienstes abgelaufen ist, er mit dem Zeugnisse über seine Staatsdienstsjahre, von dem ich oben sprach, in die Welt entlassen, um sich, da er in dieser auf eine ehrliche Weise, selbst wenn er wollte, schon des gedachten Zeugnisses wegen nicht wohl fortkommen kann, den Kampf mit dem Gesetze vom Neuen zu beginnen, und sich, wenn er wieder in dem Netze hangen bleiben sollte, um eine abermalige Staatsversorgung auf gleichem Wege zu bewerben. Es ist daher kein Wunder, daß diese Anstalten fast in allen Ländern wegen der zu großen Concurrenz unzureichend werden, um alle Bewerber und recipirte Staatsknechte unterzubringen, da sie selbst die vollendetsten Institute sind, um die Menschen für diese, mit den, den Gesetzen und der öffentlichen Ordnung collidirende Lebensbahn zu erziehen und auszubilden, und zu den bereits Erzogenen natürlich immer wieder neue Competenten hinzukommen, welche mit diesen zugleich jene Institute in Anspruch nehmen. Doch dein Sancho Pansa schließt das Gastzimmer auf; wir müssen eiligst zurück.“

## Zwölftes Kapitel.

Die Gefühle im Verhältnisse zur Politik und zum Verstande. — Offenheit. — Das akademische Museum. — Absonderung der Stände in Marburg. — Süden und Norden. — Der Philosophenweg. — Das Gasthaus zum englischen Hof. — Die Kartoffel-Aernte. — Ockarshausen. — Der Ruppersbergische Garten. — Der Pfeifer'sche Garten. — Das Pfannkuchenhäuschen. — Das Homberger Wäldchen.

---

Als ich in meinem Gastzimmer wieder allein war, tauchten die verschiedenartigsten Gefühle und Gedanken in mir auf und verlangten Audienz, um ihre Stimmen und Ansichten über die vorhin besuchten Anstalten abzugeben. Die Gefühle wies ich sofort ab. „Ihr habt," sagte ich, „in öffentlichen Angelegenheiten nie ein Stimmrecht gehabt; nicht einmal ein Votum consultativum wurde euch je gestattet. Was fragt die Politik nach Gefühlen? Die Politik ist trocken, wie eine mathematische Formel, und kalt, wie Eis; ihr rauher frostiger Nordhauch erstickt jedes zartere Gefühl im ersten Aufkeimen; sie ist glattzüngig und listig, wie eine Schlange, und kann sich ebenso drehen, krümmen, winden und verschlingen, aber auch ebenso Gift aushauchen, würgen und tödten, wie diese. Sie denkt und berechnet bloß, und Gefühle sind ihr leere Worte, die sie in ihrem Kalkül als Nullen gebraucht, um die Blöden zu täuschen, oder als mathematische Punkte und Linien in Anschlag bringt. Mit derselben Kaltblütigkeit, mit welcher der Anatom Leichen zergliedert, secirt und skelettisirt sie lebende Menschen und Völker, und wenn die Menschlichkeit ihre Stimme dagegen erhebt, setzt sie unbemerkt ihren bleiernen Fuß auf deren Brust, um sie zur Verstummung zu zwingen, und gleißt und heuchelt vor den Augen der Welt mit beredter Zunge, erkünstelter Blässe und erborgten Thränen, Jammer und Bedauern über das harte aber unabwendbare Geschick, das die gute, liebe Menschlichkeit getroffen hätte, und verspricht sogar deren Wunden zu pflegen und zu heilen, was aber dann im Stillen durch Gift und Galle und neue Wunden

geschieht. Selbst die Religion muß sich, um nicht torquirt zu werden, nach deren Gunst und Launen richten, und für sie im Comptoir oder auswärts arbeiten und oft die mißlichsten Dienste verrichten.

Weg also ihr Gefühle, die ihr uns Menschen überall im Leben genirt, weil wir euretwegen überall anstoßen, hangen bleiben, und weinen und bluten müssen.

Die politische Welt wird, wie die physische, durch das rücksichtslose Gesetz des Verstandes beherrscht, und wie in dieser Sturm und Blitz nicht fragen, ob sie die Habe schuldloser oder schuldiger Menschen zerstören, so kommen in jener blutende oder gebrochene Herzen gar nicht in Betracht. Für einen Mann, der in der Welt sein Glück suchen und finden will, seid ihr nur lästige Hemmnisse, weil ihr ihm Muth und Kraft benehmt, mit dem Laster, dem Verderben, der Unmenschlichkeit und Irreligiosität in Bund zu treten und mit ihnen Hand in Hand die Welt und deren Thoren auszubeuten. Ihr erregt überall Bedenken, und ängstigt mit Tugend, Religion und Gewissen, wo der kluge Weltmann, der euch abgestreift hat, lächelnd vorwärts schreitet, unbekümmert, ob Tugend, Religion und Gewissen, deren Hüllen er allein gebraucht, unter seinen kühnen Fußtritten gleich Würmern zerquetscht werden. Der Politiker braucht nur Verstand und Körper; also fort mit euch, die ihr mir meine Carriere verdorben habt."

Die Gefühle wollten weinend und schluchzend wieder niedertauchen; und als ich den Jammernden nachblickte, da blutete mein Herz. „Nein!" rief ich, „ihr sollt nicht ungehört von mir scheiden! Ich that euch Unrecht; ihr waret und seid meine treuesten Gefährten durch's Leben, und verdient keine so barsche Zurückweisung. Wie Genien aus einer höheren Welt umfloget ihr mich stets auf meiner bisherigen Pilgerschaft. Ihr waret es ja, die ihr mich warntet vor dem Falle, ermuthigtet zum Kampfe mit den Drangsalen der Welt, und mir den rechten Weg wieset, wenn der Verstand zweifelte, sich zu verirren im Begriffe war oder sich gar nicht mehr zu helfen wußte. Wenn es draußen in der Welt dunkelte, und düsteres Gewölk sich über mir sammelte, da zog ich mich in euer Haus, in's Gemüth, zurück; und dort fand ich es dann sonnenhell; und ihr umgabet mich im trauten Kreise; ihr sprachet mir Trost zu; ihr bewirthetet mich mit euren verschiedenen Gaben; ihr wieset auf den schönen Stern der Hoffnung hin, der am fernen Horizont freundlich mit seinen glänzenden Strahlen winkte; ihr stärktet die matten Schwingen des Geistes zum neuen Kampfe; ihr wobet mir mit ge-

meinsamen Händen eine Schärpe aus Glauben, Hoffnung und Liebe; ihr gabet mir einen Schild, aus dem reinen Bewußtsein gefertigt; ihr bedecktet mein Haupt mit Unerschrockenheit, und versaht meine Rechte mit dem Schwerte der Gerechtigkeit. Neu gerüstet kehrte ich dann stets zurück auf den Kampfplatz des Lebens, trotzte den Stürmen und Drangsalen, fürchtete Niemanden, als Gott und seinen Statthalter in meiner Brust, hatte weder Groll noch Haß gegen irgend Jemanden und kämpfte mit Wort und That für Wahrheit und Recht unerschrocken und offen, wie es dem Manne ziemt, der sein Endziel nicht in Irdisches, sondern in Unvergängliches setzt. Nein! Euch möchte ich um alle Schätze der Welt nicht missen.

Was wäre auch das Leben ohne Gemüth, ohne die Gluthen der Gefühle? Die sittliche Welt, wäre sie ohne Gemüth denkbar, gefröre ohne euch in einen Eisklumpen zusammen, und der Verstand selbst würde ohne Licht, Inhalt und Richtung sein. Der bloße kalte Verstandesmensch rechnet immer fort, ohne zu einem befriedigenden Facit zu gelangen; er hält den Schein für das Wesen, und das wahrhaft Wesenhafte für Chimäre, weil es sich nicht begreifen und in eine Formel bringen läßt, und jagt darum nach den blendenden irdischen Nichtigkeiten, die er die wahren Güter und Schätze nennt, während ihm die unvergänglichen Güter des Geistes für Tand gelten. Ohne euch gäbe es nichts Schönes und Großes in der Welt, keine Freundschaft, keine Liebe, keine Tugend, keine Religion, keinen wahren Muth, keine Selbstaufopferung, keinen Enthusiasmus, keine wahre Freude!

Wohl erpresset ihr auch Thränen, bereitet ihr auch bittere Schmerzen und flechtet verwundende Dornenkronen; allein Geduld, Standhaftigkeit und Gottergebenheit verwandeln die Thränen in strahlende Perlen, die Schmerzen in unvergängliche Freuden und die Dornenkronen in unverwelkliche Rosenguirlanden.

Doch wer vermöchte es, euch, ihr Quellen, Pfleger und Schützer des höheren geistigen Lebens, in eurer Tiefe und Allgewalt, in eurem Auflodern, Leuchten und Flammen zu erfassen und mit Worten zu beschreiben? Ihr seid keine Gedanken, die sich allein in Worten darstellen lassen; und könntet ihr in eurem Wesen, in eurer Fülle und Gluth in die Feder strömen — die Feder würde schmelzen und verkohlen, die Dinte im Feuer verdünsten und das Papier verbrennen! Kommt also, ihr Lieben und Getreuen, euch will ich vor den Gedanken zur Audienz lassen."

Ich hatte diese besänftigende Anrede an meine Gefühle kaum

geendet, als Mephi wieder eintrat und dadurch die Audienz hinderte. Die Gefühle und Gedanken zogen sich sogleich bescheiden in ihre Wohnungen zurück. Mephi merkte dieß und sagte: „Ich komme zur Unzeit, wie ich sehe, und störte eine Conferenz mit deinen Hausbewohnern! Es thut mir leid; indessen glaube ich dir auch unangenehme Klagen erspart zu haben. Denn was hättest du von deinen Gefühlen anders vernehmen können, als Jammer und Weheklagen, denen du doch nicht abhelfen könntest? Und deine Gedanken würden dir zur Umgestaltung der von dir besuchten Institute neue Pläne vorgelegt haben, deren Ausführung dir doch unmöglich wäre, da es dir an der nöthigen Gewalt gebricht. Ja selbst die Bekanntmachung solcher Pläne würde nicht ohne bittere Frucht für dich bleiben. Man würde sie als unausführbare Hirngespinnste belächeln und bespötteln und dich als einen neuerungssüchtigen Thoren verhöhnen, der das, was Jahrhunderte lang gut gewesen sei, besser machen und die von den weisen Staatsmännern einst eingeführte und seitdem stets gebilligte Staatsordnung tadeln oder gar turbiren wolle.

Man hat dir ohnehin, und gar nicht mit Unrecht, oft vorgeworfen, daß du mit der Mittheilung deiner Gedanken, Gefühle und Gesinnungen zu wenig ökonomisch seiest und dir dadurch manche Stunde deines Lebens verbittert habest. Erinnere dich z. B. nur an das, was Herr Prof. Kühne in Leipzig über dich in dieser Hinsicht so richtig sagte, als er in einem Briefe über Kurhessen in der „Zeitung für die elegante Welt" auch deiner erwähnte. Ihr Gelehrten werft gar zu oft die in eurem Innern gesammelten Perlen vor die Säue."

Ich. Du magst recht haben; aber die Perlen sind darum nicht verloren. Es wird, wenn auch nicht in der Gegenwart, so doch in der Zukunft immer Leute geben, welche die von der Zeit aufgethürmten Schutthaufen durchsuchen und die eine oder andere Perle wieder auffinden und davon guten Gebrauch machen werden. Was würde die Gegenwart sein, wenn unsere Vorfahren ebenso ängstlich und bedächtlich in der Mittheilung ihrer Gedanken und Gefühle gewesen wären, wie manche der Gelehrten heutzutage anrathen wollen?

Die Weltklugheit mag eine solche Vorsicht billigen und gebieten; allein diese wird nicht von Jedem als oberste Gebieterin anerkannt, und namentlich nicht von solchen, die dem Impulse ihres eigenen Geistes unbedingt zu folgen pflegen, und jede Aengstlichkeit in der Offenbarung ihrer Gedanken, Gefühle und Gesinnungen für Feigheit und Verrath an der heiligen Sache der Menschheit erklären. Der

Mensch säe und pflanze unaufhörlich, das ist sein Werk; das Gedeihen steht sodann in Gottes Hand.

Mephi. Ich will mit dir hierüber nicht disputiren. Dein Eigensinn, oder, wenn es dir besser gefällt, dein eigener Sinn trotzt doch allen Gründen, obwohl die Weltklugheit gar nicht zu verachten sein dürfte. Man steht sich wenigstens gut dabei und kommt durch sie ganz bequem durch die Welt. Doch keine Gegengründe, wenn ich bitten darf, da ich, wie gesagt, mit dir nicht zu streiten gesonnen und weit entfernt bin, deinen Sinn umändern zu wollen. Ich schlage, um auf etwas Anderes zu kommen, einen Ausflug vor, und überlasse dir die Wahl des Orts, um deinem Geschmacke nicht wieder wehe zu thun. Bei diesen letzten Worten verzog Mephi das Gesicht und lächelte ganz höhnisch.

Ich ging hierüber hinweg, weil ich gemachter Erfahrung zufolge eine Dispüte mit Mephi gern vermied, und nahm dagegen den Vorschlag und die angebotene Wahlfreiheit an. Ich verlangte unsichtbar zu bleiben und stieg mit Mephi die über achtzig Stufen hohe Schloßtreppe hinab.

Wir wandelten über den lutherischen Kirchhof, unter dessen schattigen Platanen ich so manche Stunde mit meiner Paula im traulichen Gespräche zugebracht habe, während die Kinder ihren fröhlichen Spielen oblagen, und gingen bei meinem, an demselben gelegenen Hause vorbei, auf welches ich wehmüthig hinaufblickte, den Schneidersberg hinab auf die Barfüßerstraße, und bei deren Thor hinaus dem akademischen Museum zu, in welchem ich einst viele vergnügte Abendstunden unter der fröhlichen akademischen Jugend verplaudert habe. An den Fenstern desselben sah ich mehrere mir bekannte Musensöhne, welche in die Gärten am Schloßberge hinüberschauten und sich an dem Anblicke der schönen Natur zu ergötzen schienen, dabei aber die Marburger Grazien nicht übersahen, die unter den Fenstern vorbeigingen und verstohlene Blicke auf sie hinaufwarfen.

Das Museum ist eine sehr wohlthätige Anstalt für die akademische Jugend, wiewohl es weit hinter dem zurückblieb, was es nach dem ursprünglichen Plane eigentlich werden sollte. Außer der Lectüre, der politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Journalistik sollte es noch eine erwünschte Gelegenheit zur Begründung, Befestigung und Erweiterung des gemeinsamen geselligen Vergnügens der akademischen Lehrer und Studirenden, zu wissenschaftlicher Ausbildung durch Gespräche und Erörterungen einzelner Materien, zu

Uebungen in Vorträgen eigener Ausarbeitungen wissenschaftlichen oder belletristischen Inhalts, zur Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten, zu musikalischen Vergnügungen u. s. w. gewähren. Allein die Lehrer zogen sich größtentheils zurück, indem sie es ihren Verhältnissen nicht angemessen zu halten schienen, sich in den Kreis der Studirenden zu mischen und mit diesen cordial und offen in Gesprächen, Unterhaltungen u. s. w. zu verkehren. Dazu trug auch die mißlungene Einrichtung der Wirthschaft nicht wenig bei. Genug, die Studirenden blieben in dem Conversationszimmer allein, indem die Professoren bloß das Lesezimmer besuchten.

Man wird es auch hier wieder gewahr, daß Marburg nicht zum deutschen Südlande gehört, und in derselben der Ton kleiner Städte herrscht, in denen man immer strenger auf Stand, Rang, Titel u. s. w. hält und sich die verschiedenen Stände immer sorgfältiger nach den wirklichen oder eingebildeten Rangsverhältnissen von einandern absondern, als dieß in größern Städten selbst des Nordens der Fall ist. Schon bei den verschiedenen Klassen der Bürgerschaft, bei welcher natürlich der Reichthum das höchste Ansehen gibt und in Anspruch nimmt, ist diese Absonderung sehr bemerkbar. Und hat ein Bürger durch sein Geld eine solche Respectabilität erlangt, daß er zu den Abendgesellschaften der Honoratioren zugezogen wird und diese es nicht verschmähen, auch in seinem Hause bei Abendzirkeln zu erscheinen, dann sieht er jeden andern Bürger hochmüthig über die Achseln an; er dünkt sich ihrem niedern Kreise enthoben und in eine höhere Standessphäre versetzt; seine Kinder sogar dürfen nicht mehr mit bloßen Bürgerskindern verkehren. Nur in seinem Kaufladen verschmäht es ein solcher Geldaristokrat nicht, selbst den geringsten Bauer auf die freundlichste und zuvorkommendste Weise zu behandeln und durch beredte Anpreisung der Waare und ihrer Wohlfeilheit zum Kaufe derselben zu bewegen.

Die höheren, d. i. nicht bürgerlichen Stände vermeiden es natürlich sehr sorgfältig, an öffentlichen Orten mit bloßen Bürgern zusammenzukommen und sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen; denn dieß wäre eine den Stand befleckende Gemeinheit. Es gibt daher nach dieser Hauptvarietät der Stände in Marburg, außer dem akademischen Museum, das in W a h r h e i t eine bloße Studentengesellschaft ist, auch noch einen Honoratiorenklub*) und einen Bürgerverein. Es wäre — man machte Versuche — eine reine Unmöglich-

*) Im Jahr 1839 wurde der Klub mit dem Museum vereinigt.

keit, nur zwei dieser Einigungen in einen geselligen Gesammtverein zu verschmelzen; so fest wurzelt das Vorurtheil der Standesverschiedenheit.

O wie oft sehnte ich mich während meines Aufenthaltes in Marburg nach dem jugendlich heiteren, gemüthlichen Süden zurück, wo — wenigstens im geselligen Verkehre — der Mensch über dem Bürger steht und das Standesvorurtheil zu schwach ist, als daß es den herrschenden Frohsinn vollständig und dauerhaft in seine winterlich frostige Eisrinde zu bannen vermöchte. Die munteren Scherze, diese Kinder des Frohsinns und der Laune, würden dort bei ihren fröhlichen Spielen über die künstlichen Schranken, welche im Norden der graubärtige, martialisch-dressirte Vorurtheils-Anstand mit ernst drohender Miene und mit rostigem Spieße so ängstlich bewacht, muthwillig lachen, keck darüber hin und her springen und den zürnenden Wächter noch obendrein verspotten. Ebensowenig dulden dort die Gefühle und Empfindungen einen zu sehr beengenden Zwang, gleich den befiederten Bewohnern der Luft, die in ungezügelter Freiheit in den weiten Räumen umherschwärmen, entflattern sie nach Lust und innerem Antriebe dem Gemüthe, ohne sich hierin durch die etwaigen Einwendungen der Standesetiquette irre machen zu lassen.

Im Süden ist die Natur eine zärtliche Mutter, welche mit ihrem reinen blauen Aether, mit ihrem milden Klima, mit ihrem wundersam schillernden lieblichen Gewande, mit ihren duftenden Wohlgerüchen und mit dem Reichthume ihrer köstlichen Gaben die Menschen aus den finsteren Gebäuden herauslockt und sie mit unwiderstehlicher Freundlichkeit in ihre Arme schließt und auf ihrem Schooße wiegt, während sie im Norden, einer mürrischen Stiefmutter ähnlich, nur selten freundlich lächelt, sondern sich meistens in düstere Nebel hüllt, brummt, zankt und stürmt, mit ihren Gaben kargt und geizt, und so die Menschen in ihre Wohnungen treibt und bannt.

Im Süden stehen daher die Menschen in einem innigeren vertrauteren Verhältnisse mit der Natur, und ist ihr Leben ein mehr natürliches; im Norden dagegen sind sie der Natur entfremdeter und ist ihr Leben ein mehr künstliches; im Süden herrschen Gemüth und Phantasie vor, im Norden Verstand und Wille; der Süden pflegt mehr die schönen Künste, der Norden dagegen die ernsten Wissenschaften; im Süden ist die Religion mehr ein Gegenstand des Herzens, im Norden des Kopfes; dort kümmert man sich deßhalb mehr um den äußeren Ritus als um die Beschaffenheit der Dogmen, hier dagegen ist eine ängstliche Prüfung der Dogmen wichtiger als die Liturgie.

Der Südländer ist jeder gleißenden Neuerung leicht zugänglich, der Nordländer aber abgeneigt und mißtrauisch gegen dieselbe. Der Süden huldigt also mehr der Bewegung, der Norden der Stabilität und Conservation; jene Bewegung ist aber mehr eine Folge des Impulses äußerer Umstände als der innern Ueberzeugung, während diese Conservation auf letzterer beruht; darum wurzelt die Neuerung im Süden in der Regel nicht tief und wird sie keiner Aufopferung werth gehalten; im Norden wird dagegen die Conservation wie der einmal als nothwendig erkannte Fortschritt, beide das Resultat der zwar langsameren, aber darum bedächtlichern Reflexion, mit eisernem Willen behauptet, beziehungsweise durchgesetzt und kein Opfer gescheut.

Kurz, im Süden verzärtelt die Natur die Menschen, während sie im Norden eine strenge Erziehung handhabt; dort bleiben die Menschen stets im Jünglingsalter, hier werden sie dagegen frühzeitig bedachtsame Männer. Den Gesellschafter möchte ich mir daher im Süden, den Freund aber im Norden wählen. Doch ich muß abbrechen, um meine Leser nicht durch die beständigen Abirrungen von der Hauptsache ungeduldig zu machen.

Das Ziel meines Ausfluges war Ockarshausen und das Hombergker Wäldchen. Wir gingen links bei dem Museum durch den sogenannten Haspel auf den Philosophenweg hinab, der sich nicht durch staubige Folianten, Quartanten, Octavbände, düstere Grübeleien 2c. mühsam durchwindet, sondern den Wanderer ganz gemächlich zwischen anmuthigen Gartenhecken in die Stadt, den Pfeifer'schen Garten oder in die Barfüßer- (Frankfurter-) Allee führt.

Der Ursprung der Benennung „Philosophenweg" ist mir unbekannt. In Heidelberg gibt es bekanntlich auch einen solchen Weg, der aber holperig und mühsam zu ersteigen ist; denn er führt in die Höhe, gewährt aber, wenn diese erklommen ist, eine majestätische Aussicht in die Rheingegend; kein übles Sinnbild von der Philosophie, welche unverdrossen und allen Hindernissen zum Trotze auf der steilen Bahn der Forschung emporsteigen und nicht ruhen soll, bis sie den höchstmöglichen Standpunkt der geistigen Anschauung erreicht hat, von welchem aus sie sodann mit ihrem scharfen Adlerblick in das unermeßliche Reich des Seins und der Erscheinung überschauen, und sich in demselben auf das Genaueste orientiren kann.

Der Marburger Philosophenweg liegt hingegen unten auf der Fläche, wo es in der Regel feucht und nebelig ist; er ist zwar sehr

bequem zu gehen, aber einförmig und insofern langweilig, da man links und rechts nichts als Hecken und Gärten sieht; er hemmt jede weite Aussicht und führt zu keinem bestimmten Ziel, das nämlich nur durch ihn erreicht werden könnte. Ob dieß auch auf die frühere oder jetzige Marburger Philosophie anwendbar und daher die Benennung des Weges entstanden sei, kann ich weder bejahen noch verneinen, da ich mit derselben zuwenig vertraut bin, und deßhalb kein Urtheil über sie fällen kann. Auch würde meine Competenz auf diesem Gebiete, auf welchem nur große bewährte Meister richten dürfen, mit Recht bestritten werden.

Wir wählten die genannte Allee als Ziel unseres philosophischen Ganges. Auf dieser gingen wir bei dem Schwanhof (der Posthalterei) dicht an der linken Seite der Allee vorbei, und verweilten sodann einige Augenblicke bei dem rechts liegenden „Gasthause zum englischen Hof."

Ein Marburger Schneidermeister erwarb sich in London, wo er nachher auch starb, ein bedeutendes Vermögen und setzte sich in seiner Vaterstadt dieses Gasthaus vor ungefähr einem Decennium als Monument seiner Industrie. Der große splendide Saal, in welchem das Gasthaus selbst recht bequem tanzen könnte, wurde erst später, nachdem dieses bereits durch Apfelwein, Schnapps ꝛc. eingeweiht worden war, nach einem in London entworfenen Plane dem Gasthofe hintenangeflickt. Der Saal wird oft von Honoratioren zu Concerten, Bällen u. s. w. für einzelne Abende gepachtet, sonst aber zu Bällen der Bürger und Handwerks-Bursche benutzt, die mit ihren Schätzen die Sonntagsabende und den Lohn, den sie die Woche hindurch verdient haben, fröhlich vertanzen und sich mit denselben während der Pausen der Ohr und Herz zerreißenden Musik in den kühlen dunkelen Laubengängen des Gartens, wohin zwei Thüren vom Saale aus führen, von der schwülen Hitze des Tanzes, Apfelweins ꝛc. gemächlich abkühlen. Mephi fand diese Einrichtung äußerst zweckmäßig und bequem.

Wir wanderten nun bei dem „Gasthof zum Schützenpfuel," welcher einen recht angenehmen Garten hat, jedoch größtentheils nur von Fuhrleuten zum Logiren benutzt wird, vorbei, auf die freundliche Lindenallee, längs dem rechten Ufer der Lahn hin, zu, um auf derselben die sogenannte Zwetschgen-Allee zu erreichen, welche von der Frankfurter Straße rechts ab zwischen Feldern und Wiesen nach Ockarshausen führt.

Diese Allee besteht aus Obstbäumen, von denen jedoch nur die wenigsten Zwetschgenbäume sind. Es ist dieß zwar nicht der nächste

Weg nach dem, ungefähr eine Viertelstunde von Marburg entfernten Ockarshausen, sondern ein bedeutender Umweg; jener führt auf einer ziemlich nahe bei der Stadt auf der Frankfurter Straße rechts sich scheidenden geraden Allee von Linden, wilden Kastanien- und Nußbäumen zwischen Gärten hindurch in dieses am Berge und zum Theil in einer Thalschlucht gelegene Dorf, welches sehr häufig von den Marburgern aller drei Standes-Abtheilungen besucht wird. Im Frühling oder Herbst oder an heiteren Sommerabenden wählt man aber gern diesen Umweg, welchen die Lahn, die frequente Frankfurter Straße, die schattigen Linden- und Obstbäume und die freie Aussicht in das Gießerthal und auf den Frauen- und Ziegenberg, so wie der Anblick Marburgs von der Zwetschgen-Allee aus ungemein anmuthig machen. Als wir uns auf demselben befanden, war es Nachmittags drei Uhr an einem heiteren Tage des Octobers, der überhaupt für Marburg fast immer sehr freundlich ist.

Die Marburger Weinlese, d. i. die Kartoffel-Aernte, hatte bereits begonnen und man sah überall die Menschen emsig damit beschäftigt, und die gefüllten Säcke auf den Feldern in geraden Reihen stehen. Um diese festliche Zeit eilen nämlich alle Innungen mit den Gesellen hinaus, um diese edle Frucht aus dem Schooße der Erde zu graben und auf Karren oder Wägen heim zu bringen. Wer selbst kein Garten- oder Ackerland hat, pachtet bei irgend einem Bauer ein Stück Landes, um einen oder mehrere Körbe Kartoffeln darauf zu pflanzen. Denn die Kartoffeln, in beiderlei Gestalten, als Speise und als Getränk (Kartoffelschnapps) bilden die Hauptnahrung das ganze Jahr hindurch. Wie gefüllt sind an den Abenden dieser Aerntezeit die engen Straßen und Gassen der Stadt von Wägen verschiedener Art, die mit Kühen, Ochsen oder Pferden bespannt und mit Kartoffelsäcken beladen, von allen Seiten her angefahren kommen und sich oft gegenseitig den Weg versperren! Dazu gesellen sich noch die Schubkarren, und die Fußgänger hin und her, und die geöffneten Keller, deren Thüren größtentheils die Trottoirs versperren.

Vor den Kellern halten dann die Wägen links und rechts, auf den Haupt- und Nebenstraßen, auf ebenen und bergigen Plätzen, um die Kartoffeln in die unterirdischen Wohnungen für den Winter einzuquartieren. Dadurch wird die Straßenconfusion noch confuser; links und rechts, hinten und vorne wird gerufen, Platz zu machen, vorwärts oder seitwärts zu fahren, und wenn es nicht geht, gelärmt, geschimpft, an den Wägen gerückt und geschoben, das Zugvieh mitunter mißhandelt, mit den Geißeln dazwischen geschnalzt und geknallt,

dort von einer hungrigen Kuh gemuht und gebrüllt, da von einem durch die Peitschen und Wägen in die Enge getriebenen Hunde gewinselt und gebellt, und, wo es nöthig, von der ordnenden Polizei in das ganze Straßenchaos hineingedonnert, bis sich dieses endlich entwirrt! Es ist ein wahres Wunder, daß sich bei diesem Gefahre hin und her und auf und ab doch nur äußerst selten ein Unfall ereignet.

In Ockarshausen angelangt, besuchten wir zunächst den Ruppersberg'schen Garten, welchen die hübschen Blumenboskets, die schattigen Lauben, die Obstbäume und das frische Wiesengrün zu einem recht angenehmen Ruhe- und Erholungsplatze machen. Nur ist seine Lage etwas düster und so eingeengt, daß alle Aussicht in die Ferne abgeschnitten ist. Die Wirthschaft verdient alles Lob, sie ist auch außer dem Pfannkuchenhäuschen, die einzige im Dorfe, welche man ohne Verletzung des Marburger hohen Tons besuchen kann, obwohl an Sonn- und Feiertagen die fashionable Welt den Pfeifer'schen Garten vorzieht, und sich nicht leicht nach Ockarshausen wagt, weil hier an solchen Tagen zu viele „gemeine Leute" geniren würden. Im Pfeifer'schen Garten findet man dagegen an diesen Tagen, wenn die Witterung günstig ist, die ganze hohe, feine und schöne Welt versammelt; die Damen besetzen gewöhnlich die Tische an den beiden Seiten des langen Laubenganges, auf welchem die schaulustigen Herren auf- und abspazieren und die schönen Frühlings-, Sommer- und Herbstblumen links und rechts perlustriren und sich natürlich auch von den Perlustrirten wieder perlustriren und bekritteln lassen müssen. Die reelleren Verehrer des Bacchus ziehen sich mehr und mehr in den Hinterhalt zurück, bleiben standhafter auf ihrem Posten und lassen höchstens die Augen, so lange sie dienstfähig sind, die Runde gehen und über die galante Welt Rapport erstatten.

Die lange Weile hülft ein Trupp Musikanten vertreiben, der auf einer Art von Tribune die beliebtesten Tänze, Ouvertüren, Arien u. s. w. taliter qualiter spielt, und von Zeit zu Zeit einen Steuererheber herumsendet, um den schuldigen Tribut einzucassiren. Wer es vorzieht, weniger der Schau ausgestellt zu sein, wählt abgeschlossene Lauben, an denen es nicht fehlt. Uebrigens ist dieser Garten der Aussicht eben so ungünstig wie der Ruppersberg'sche; nur den Kämprasen, auf welchem die Schweine weiden, die Bürgergarde ihre Exercitien hält und die Zimmerleute die Skelette der Häuser fertig machen, und welchen die Hauptstraße von Grün her durchschneidet, kann man von der Fronte des Gartens aus überschauen.

In dem Ruppersberg'schen Garten (es war kein Sonntag) fanden wir an einem Tische ein paar Gelehrte, welche Kaffee tranken und sich über verschiedene Gegenstände, namentlich über das schöne Wetter, über die nicht sehr ergiebige Kartoffelärnte, über die besten Sorten des Rauch- und Schnupftabaks, über die am vorigen Abende stattgehabten und am heutigen statthaben werdenden Gesellschaften, über die Zubereitung der Punsch- und Bischofs-Essenzen, über die neuen Anstellungen, Ordensverleihungen, Gehaltszulagen u. s. w. miteinander unterhielten.

An einem anderen Tische waren drei Studiosen, welche sich mit Pfannkuchen beschäftigten, und von zwei dürren Windhunden sehr neidisch angesehen wurden. An einem dritten Tische, der gedeckt war, saßen acht Damen, welche eben den Thee fabricirten, indem sie das heiße Wasser nebst Tassen ꝛc. sich vom Wirthe bringen ließen und den Thee aus ihren Arbeitsbeuteln herausholten, welche auch mit dem nöthigen Zuckervorrathe und Broden versehen waren.

Diese Oekonomie ist sehr im Schwunge; sie wird jedoch oft dadurch verdeckt, daß man sich eine Portion Thee vom Wirthe geben, und nachher, unter dem Vorwande, er sei zu stark, immer wieder mit heißem Wasser auffüllen läßt, und in dieses den mitgebrachten Thee hineinpracticirt. Dieß geschieht jedoch nur von Damen der höheren Stände; denn die bürgerlichen Frauen haben es noch nicht bis zu diesem Grade der Oekonomie gebracht, sondern bringen nur Kuchen, überhaupt solche Gegenstände von Hause mit, welche der Wirth selbst nicht zum Verkaufe vorräthig hat. Außerdem war Niemand in dem Garten.

Von dem Gespräche der Damen kann ich nichts erzählen, da während der Theefabrication die Zungen ruhten, und wir den Garten verließen, bevor diese beendigt war. Wir gingen nämlich an der Seite des Dorfes hinauf, um dem Pfannkuchenhäuschen einen Besuch abzustatten.

Wenn man eine kleine Strecke hinaufgestiegen ist, so erreicht man einen schmalen Steg, welcher links über eine kleine Schlucht zu dem Pfannkuchenhäuschen führt, das am Rande derselben steht, und außer einer kleinen Küche, in die man von der Hausthür auf der, der Schlucht entgegengesetzten Seite, unmittelbar kommt, einem links daranstoßenden Stübchen, einem Ziegenstall und kleinem — Boden — keinen weiteren Raum enthält, so daß im Häuschen, dessen Dach ein großer Mann beinahe mit der Hand zu erreichen im Stande ist, kein Gast Platz finden kann. Es ist ein romantisches Häuschen von dem

Zuschnitte, wie es sich die schmachtende Liebe — bei vollem Magen — von dem Geschicke in ihrer Blindheit oft zu erflehen pflegt, um sich sodann von der Sorge den Staar stechen zu lassen und es nachher zu verwünschen:

„Ein kleines Hüttchen nur
Draußen auf der grünen Flur ꝛc.“

Vor dem Häuschen ist ein kleiner Garten, in dem unter Obstbäumen ein paar Tische mit Bänken ohne Lehnen stehen und in der Erde befestigt sind.

Oberhalb des Häuschens erhebt sich auf einer kleinen Erhöhung eine große Linde mit Tisch und Bänken unter ihren schattigen Aesten. Von dem Fuße dieser Erhöhung aus dehnt sich ein breiter Gang an der Seite des Berges in die Fluren hinein, welcher mit Tischen und Bänken versehen ist und zu einer Laube führt, die das Terrain des Pfannkuchenhäuschens schließt. Dieses sonnige, an der Rückseite durch den Berg gegen den Nordwind geschützte Plätzchen ist es, welches durch das schöne Panorama, das sich in dem am Fuße liegenden Gießerthale und dem sich über Kappel erhebenden Frauenberge vor dem Auge entfaltet, dem Pfannkuchenhäuschen, das so demüthig unten an der Ecke kauert, einen so anziehenden idyllischen Reiz gibt und ihm eine gewisse Celebrität verschafft hat. In den früheren Zeiten wo der Platz noch nicht so zurecht gemacht war, kamen nur einzelne Studirende dahin, um sich Pfannkuchen backen zu lassen, die man noch haben kann und von denen die Benennung Pfannkuchenhäuschen entstanden ist. Später dehnte sich die Wirthschaft etwas aus, so daß man auch zur Noth Kaffee und Thee und selbst Molken, die von der Nachbarschaft geholt wurden, bekommen konnte. Jetzt werden da fast täglich Kaffee- oder Theegesellschaften gegeben. Der Gastgeber oder vielmehr die Gastgeberin läßt aber die Materialien nebst Tassen, Kuchen ꝛc. von Hause mitbringen und den Kaffee oder Thee hier bloß gegen eine Vergütung kochen und zubereiten, da die Wirthsleute zu arm sind, um selbst eine größere Gesellschaft standesmäßig bewirthen zu können. Wir trafen eine sehr zahlreiche Kaffeegesellschaft an, welche die Frau N. zu Ehren eines hohen Gastes aus der Residenz veranstaltet hatte.

Der fremde Gast, ein hoch in Amt und Würde stehender einflußreicher Mann mit besternter Brust, saß in der Mitte; alle einheimischen Gäste mit der Gastgeberin, Herren und Damen, blühende und überreife, bildeten einen Kranz um ihn herum, der mit strenger

Beachtung der Rangordnung geflochten war. Alle hatten Augen und Ohren auf den hohen Herrn aus der Residenz gerichtet, um jeden Gesichtszug, jedes Lächeln, jedes Bedauern desselben zu observiren und jedes Wörtchen, das seinen Lippen entschlüpfte, begierig aufzufangen. Wenn er lächelte, so lächelte die ganze Tafelrunde, und eben so ging es mit dem „Ach," „Oh," „Hem" und anderen wichtigen Exclamationen. Es wurde dieselbe Ordnung beachtet, welche einst bei der Prüfung des sel. Jobses eingehalten worden ist:

„Der Inspector (hier der hohe Gast) sprach zuerst: Hem, hem,
Darauf die Andern secundum ordinem."

Der Inhalt des gesellschaftlichen Gespräches berührte, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, die verschiedenartigsten Gegenstände an den flachsten Seiten oder an den wunden Stellen, ohne bei irgend einem tiefer einzugehen oder die berührte Seite oder Stelle vollständig zu besprechen.

Der Staatsmann von schwerem Gewichte leitete natürlich das Gespräch. Er redete viel von sich, von seinen Invitationen bei Hof, von den wichtigen Aufträgen und Geschäften, womit sein hoher Herr ihn stets beehre; sprach mit Ehrfurcht von seinen Vorgesetzten, mit Gleichgültigkeit von seinen Collegen, mit Geringschätzung von denen, die tiefer stehen, und mit boshaftem Spotte von seinen Gegnern und solchen, die bei Hof nicht gut angeschrieben sind; vergaß nie seine wichtige Stellung und ließ überall seinen Einfluß durchschimmern, welcher heben und protegiren, aber auch stürzen und verfolgen könne. Er erzählte mit großer Weitläufigkeit seine im vorigen Jahre überstandene Krankheit, die durch zu anhaltendes Sitzen entstanden sei und ihn an den Rand des Grabes gebracht habe, und die Art der allmäligen Heilung, Wiedergenesung und Erholung. Von allen Seiten wurde die allgemeinste Theilnahme schon während der Krankheit, von der man natürlich gehört und sich fortwährend auf das Sorgfältigste erkundigt habe, versichert und die Freude lebhaft geschildert, als man die Besserung vernommen, und die Ueberzeugung erhalten habe, daß der Staat von der Gefahr eines solchen Verlustes glücklich befreit sei. Der Erzählung wurde nur hie und da ein Ach, Ah, Schrecklich, Oh u. dgl. von den Zuhörern eingeschaltet.

Vom Pfannkuchenhäuschen führt ein Pfad zwischen Aeckern hindurch auf eine Anhöhe, von welcher aus man die Stadt Marburg und den größten Theil des Lahnthales, den Tammelsberg u. s. w. überschaut; ein wahrhaft entzückender Anblick!

Von da steigt man noch eine kleine Strecke höher und wendet sich sodann links zu einem Fußweg, auf welchem man durch einen angenehmen schattigen Buchenwald wandelt und bei einem ausgelichteten Platze anlangt, der unter dem Namen Hombergker Wäldchen bekannt ist, welche Benennung von dem Professor Hombergk zu Bach herrührt. Die Gesellschaften im Pfannkuchenhäuschen machen oft einen Abstecher dahin, um sich in dem reizenden Walde zu ergehen, und sich sodann an dem schönen Rundgemälde zu ergötzen, welches an diesem Platze dem Auge sich eröffnet. Man sieht nämlich die Stadt Marburg mit ihrer nächsten Umgebung, wie mit einem Rahmen eingefaßt, und Spiegelsluft vor sich liegen; ein wirklich schönes Bild, an dem man sich kaum satt sehen kann, besonders wenn die Scene von der Sonne beleuchtet ist. Außerdem hat dieser Platz, an welchem man einen bequemen Sitz sehr ungern vermißt, nichts Besonderes; nur dürften die Vergißmeinnicht-Blümchen, welche etwas tiefer unten auf dem moorigen Grunde wachsen, für Verliebte und wirklich Liebende nicht ohne Interesse sein.

Will man nicht wieder auf demselben Wege zurückkehren; so kann man die sanft sich senkende Lichtung hinabsteigen und entweder auf einem äußerst angenehmen Pfade am Fuße des Berges zwischen den Fluren hindurch wieder nach Ockarshausen, oder auf der Frankfurter Straße nach Marburg zurückkehren. Wir thaten keines von beiden, sondern flogen zwischen beiden Wegen dem Schlosse zu, wo ich mein Erdpilgerkleid wieder um meinen Geist warf.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Aufruhr der Gefühle. — Der braune Peter als Acteur des letzten Actes einer Tragödie. — Die Armuth und ihre Folgen. — Die Aufführung des letzten Actes der genannten Tragödie. — Die Todesstrafe.

---

An einem der folgenden Tage drückte ich meinem Mentor Mephi den Wunsch aus, er möchte mich nach seinem eigenen Gutdünken außerhalb der Umgegend Marburgs zu zerstreuen suchen, da meine letzte Wanderung meine Gefühle so sehr in Alarm gebracht hätte, daß ich nothwendig fremde Gegenden durchwandern müßte, um eine förmliche Revolte derselben zu verhindern.

„Mir geht es,“ sagte ich zu Mephi, „wie einem Herrscher, welcher die Gährung seines Volkes gegen irgend ein Algier zu entladen suchen muß, um einen inneren Ausbruch derselben zu verhindern. Die Erinnerung war die Unruhestifterin. Bei jeder Scene, die wir betrachteten, schilderte sie den ohnehin unzufriedenen Gefühlen mit den lebhaftesten Farben „die gute alte Zeit,“ in welcher sie noch nicht in den Fesseln der Knechtschaft geschmachtet hätten, sondern in dem Vollgenusse ihrer Freiheit hätten schwelgen können. Sie forderte dieselben, als sie durch deren feuerige Reden ganz erhitzt waren, geradezu auf, die schmähligen Ketten mit Gewalt zu sprengen und ihre alten Rechte und Freiheiten wieder zu verlangen oder nöthigenfalls zu erzwingen. Du glaubst nicht, wie sie mich in die Enge trieben, wie sie geradezu drohten, das Herz zu sprengen und den Verstand zum — nimm mir's nicht übel, wenn ich ihren eigenen Ausdruck gebrauche — zum Teufel zu jagen! Ich versprach, wie jeder bedrängte Herrscher in der Noth zu thun pflegt, alle ihre Wünsche „alsbald“ (wobei ich an das Alsbald in der kurhessischen Verf.-Urk. §. 37. dachte, welches nun schon beinahe den Zeitraum eines Decenniums umfaßt) mit väterlichem Entzücken zu erfüllen, ja ich versprach größere Freiheiten und Rechte, als ich je gewähren kann oder je zu gewähren gesonnen bin. Ich suchte sie für jetzt auf alle erdenkliche

Weise zu beschwichtigen, und doch wollen sie sich nicht beruhigen! Alle Augenblicke erheben sie sich wieder und poltern an mein armes Herz, welches wahrlich schon längst gesprengt sein würde, wenn nicht mein getreuer Hatschier — das gute Bewußtsein, — mit seinem Succurs von Oben die Angriffe immer so tapfer zurückschlüge! Ich hätte die Erinnerung gern, nach dem Beispiele des legitimen Sultans, welcher sogar die vermeintlichen Revolutionäre zu ersäufen pflegt, in einen Sack gesteckt und in die Fluthen des Lethe versenkt, wenn es thunlich wäre und ich ihre Dienste entbehren könnte. Du weißt wohl, man kann einen unausstehlichen eigenwilligen Unterthan nicht immer nach Belieben beiseite schaffen, da man ohne seine Hülfe oft in noch größere Verlegenheit gerathen würde.

Um das ungestüme Verlangen der Gefühle nach der „Restauration" einigermaßen zu unterdrücken, bleibt mir daher nichts anderes übrig, als daß ich deren Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände zu lenken, und, so weit es angeht, dadurch Zwiespalt unter ihnen zu erregen suche. Das „divide et impera" ist bekanntlich ein approbates Herrschermittel, das auch bei der Selbstbeherrschung gute Dienste thut. Ich habe dir nun, Mephi, den Grund meines Wunsches hinlänglich auseinandergesetzt, und ich hoffe, da die Noth drängt, daß du als ein treuer Alliirter geeignete Mittel finden werdest, mich in meinem Vorhaben zu unterstützen, durch fremde Interessen meine Gefühle von den inneren Angelegenheiten meines Hauses abzulenken und so eine Revolution in meinem inneren Reiche auf politisch übliche Art geschickt zu verhindern."

„Ich merkte deine Noth," entgegnete Mephi, „und bin darum herbeigeeilt. Deine mürrischen Gefühle sollen bald eine andere Beschäftigung haben, welche sie ihre Restaurationsgedanken gewiß vergessen machen wird. Darum schnell fort; denn jede Zögerung ist verderblich." Und fort ging es über Berg und Thal mit der Schnelligkeit des Gedankens.

Wir ließen uns bei der Stadt N. nieder; es war Morgens acht Uhr. Eine Art von Bühne, zu der eine Treppe hinaufführte, stand da errichtet, und in der Nähe erhoben sich mehrere Reihen von Sitzen in amphitheatralischer Form, so daß man von der hinteren Reihe stets über die vordere auf die Bühne hinübersehen konnte.

Hier wird gewiß irgend ein Possenreißer seine Witze machen, sagte ich zu Mephi, oder ein wandernder Deklamator vor einem hochgeehrten Publikum mit leerem Magen und abgenutzten Lungenflügeln berühmte Dichter torquiren, oder vielleicht gar ein Jesuit eine

Bußpredigt halten; denn für eine große Gesellschaft ist wenigstens die Bühne nicht eingerichtet. Jedenfalls aber will ich solchen Harlekinaden nicht beiwohnen, weil diese bei meinen Gefühlen keinen Eingang finden würden. Sie bedürfen einer ernsteren Beschäftigung.

Nur Geduld! Freundchen, und nicht immer so voreilig. Es ist allerdings auf ein Schauspiel abgesehen; aber es wird dabei kein Possenreißer, obwohl vielleicht ein Pastor, bei demselben auftreten. Denn es wird kein Lustspiel, sondern der letzte Act einer Tragödie aufgeführt, in welcher der Knoten, wie einst der gordische, mit dem Schwerte gelös't wird. Das Stück heißt: „Der arme Sünder." — Also eine Hinrichtung?

Errathen, sagte Mephi; und ich hoffe, daß diese deine Gefühle ernstlich genug beschäftigen wird. Wir wollen, da es noch Zeit ist, den Hauptacteur, der nämlich den armen Sünder spielt, vorher besuchen.

Mache keine Scherze, Mephi, über einen so ernsthaften Gegenstand; der arme Sünder ist wahrlich kein Schauspieler.

Mephi. Nun! wofür sind denn jene Sitze anders da, als für die Zuschauer, welche sich auch in großer Anzahl einfinden werden und sogar ihre Plätze bezahlen, wie es bei allen theatralischen Vorstellungen üblich ist. Für das Publikum ist es daher in der That nur ein Schauspiel, um die Lust und Neugierde zu befriedigen, und der arme Sünder nur der Hauptacteur in demselben; denn seinetwegen ist die Bühne errichtet und kommen die Zuschauer herbei. Daß für ihn die Rolle ernsterer Art ist, und er die Tragödie seines Lebens auf dieser Bühne wirklich vollendet und zugleich von der Schaubühne des Lebens für immer abtritt, macht dieses Schauspiel für das Publikum eben interessant, welches, anstatt der ermüdenden Fictionen in den Kunsttheatern hier einmal an einer wirklichen Tragödie das begierige Auge weiden kann, und so eine, die Schaulust auffrischende Abwechselung zum Genusse erhält. Wenn du daher meine vorige Bemerkung einen unzeitigen Scherz nanntest, so trifft der Tadel nicht mich, sondern euch Menschen, in deren Sinne ich die Sache aufgefaßt und die Worte gewählt habe.

Ich. Es ist ein Act der Gerechtigkeit, durch welchen das verhöhnte Ansehen der Gesetze wieder hergestellt, und das Publikum zugleich beruhigt und von künftigen Verletzungen der Gesetze abgeschreckt werden soll, und insofern gewiß ein sehr heilsames und ernstes Werk!

Mephi (das Gesicht verziehend und sarkastisch lächelnd). Und zugleich ein öffentlicher Act der Gerechtigkeit, was du übersehen hast. Ihr Publicisten beklagt euch immer über die Heimlichkeit der Rechtspflege, und bedenkt nicht, daß ihr wirklich öffentliche Justiz habet, wie diese erhabenen Acte der Gerechtigkeit beweisen. Der Proceß ist zwar nicht öffentlich; aber dieser hat ja für das Publikum kein großes Interesse. Er ist bloß die Vorbereitung zu diesen öffentlichen Acten, gleichsam die Einübung und Probe des öffentlichen Schauspiels. Es wäre wahrlich für das Publikum ennuyant, wenn es den lästigen Plackereien der Richter bis dahin folgen müßte, wo es ihnen endlich gelungen ist, den Inquisiten in einen armen Sünder umgewandelt zu haben; und allen diesen Plackereien unterzogen sich die Richter nur, um dem Publikum dieses „heilsame und ernste" Schauspiel zu verschaffen, welches die Zuschauer nun ohne Mühe und Anstrengung genießen können! Wie würden schon die fingirten Schauspiele an Reiz verlieren, wenn der Dichter sie vor dem Publikum componiren und dieses Zeuge seiner Geburtsschmerzen, die ihn manche Feder zu zerkauen zwingen, seiner mühseligen Gedanken- und Bilderjagd, seiner Erschöpfungen, seiner Restaurationen durch Wein oder Kaffee, seiner Geberdungen u. s. w. sein müßte? Um so viel mehr würde dieß, wie du als Jurist gewiß nicht in Abrede stellen kannst, bei den Gerechtigkeits-Tragödien der Fall sein, an denen die Richter oft eine Reihe von Jahren mit aller Anstrengung und mit Anwendung der verschiedenartigsten Kunstgriffe und Mittel, die das Publikum nur mit Degout, Widerwillen und Abscheu erfüllen würden, sich abzumühen und abzuarbeiten haben!

Hätten die Christbäume für die Kinder noch einen Reiz, wenn diese den Aeltern zusehen würden, wie sie dieselben zurecht machen? Den erwachsenen Landeskindern, sei versichert, würde es bei diesen Spielen der blinden Themis nicht besser gehen, als den kleinen bei den Christbäumen. Ihr seid daher nur undankbare Kinder, wenn ihr, die Huld und Liebe eurer landesväterlichen Regierungen, welche die ekelhaften und langweiligen Criminalprocesse euren Augen entziehen und euch bloß die erhabenste Quintessenz dieser Processe in allem Pomp zeigen lassen, in eurer Kurzsichtigkeit verkennet und nach dem öffentlichen Rechtsverfahren so ungestüm verlanget, ohne zu bedenken, daß dadurch diese „erhabenen" Schauspiele der Justiz allen Reiz für euch verlieren würden. Denket nur an die Christbäume, und daran, daß sich manches Kind, das neugierig durch das Schlüsselloch die Aeltern bei der Arbeit belauschte, die schöne Freude für

alle Weihnachtsfeste verdorben, ja entzogen hat, und ihr werdet den geheimen Strafproceß respectiren lernen!

Während dieses Gespräches waren wir in dem „armen Sünder-Stübchen" angelangt. Hier saß an einem kleinen Tische, auf dem Speisen und Getränke standen, auf einem hölzernen Stuhle ein kräftiger Mann von acht und zwanzig Jahren. Die Bläße seines bräunlichen Gesichtes und die eingefallenen Wangen verriethen, daß er lange im Gefängnisse geschmachtet habe, während seine hohe breite Stirn, seine etwas gebogene Nase und die abwärts gebogenen Mundwinkel den entschlossenen kühnen Mann verkündigten. Das wilde Feuer seiner kastanienbraunen Augen, über welchen sich üppige schwarze Braunen bogenförmig hinzogen, und welche von reichen Wimpern derselben Farbe beschattet wurden, war noch nicht erloschen, sondern schoß mit Tigerwuth auf die gaffende Volksmenge heraus. Seine aufgeworfenen Lippen, welche die weißen gesunden Zähne von Zeit zu Zeit entblößten, und der weit über die Stirnfläche hervorragende breite Mund mit den kräftigen Kinnladen ließen einen starken Hang zu sinnlichen Genüssen vermuthen. Die struppigen schwarzen Kopfhaare waren bereits abgeschnitten. Der Körperbau war robust und muskulös. Ein Prediger saß neben ihm und war bemüht, ihm mit den Tröstungen der Religion den Uebertritt in das unbekannte Jenseits zu erleichtern und zu versüßen; er fand aber taube Ohren. Der „arme Sünder," welcher gar keine Reue zu empfinden schien, warf von Zeit zu Zeit mißtrauische Blicke, mit höhnischem Lächeln begleitet, auf den beredten Verkündiger unvergänglicher Freuden, welche auch den größten Sünder jenseits erwarteten, wenn er seine Sünden ernstlich bereue und auf Gott vertraue.

„Herr Pastor," sagte endlich der arme Sünder in einem Tone voll Spott und Unglauben, „Herr Pastor, ich will Ihnen diese großen Freuden, die Sie so lebhaft schildern, als wenn Sie selbst schon einmal drüben gewesen wären, gern abtreten, und Sie statt meiner das Schaffot besteigen lassen. Denn Ihnen muß, bei der genauen Bekanntschaft mit den sogenannten himmlischen Freuden, von denen ich weder etwas weiß, noch bis jetzt etwas gehört habe, dieses Leben ohnehin sehr unangenehm und lästig sein, während es mir das Einzige ist, was ich kenne und liebe. Doch da dieß nicht möglich ist, weil ich der Verurtheilte bin, und Sie auch, wenn ein solcher Tausch statthaft wäre, trotz der himmlischen Freuden keine Lust hierzu haben würden, wie ich glaube; so erweisen Sie mir den einzigen Gefallen, für welchen ich Ihnen gern meinen Antheil an jenen Freu-

den überlassen will: bewirken Sie mir die Erlaubniß, daß ich diese letzte Stunde noch mit einem hübschen jungen Mädchen zubringen darf."

Der Pastor glühte vor Zorn über eine so frevelhafte Verstocktheit, erhob sich hastig von seinem Sitze und schritt rasch in dem engen Zimmerchen hin und her. Er schien alle Mittel der Bekehrung versucht zu haben und an der Errettung dieser boshaften Seele zu verzweifeln.

Ich wandte mich mit Abscheu weg und entfernte mich mit Mephi, der vor höhnischer Freude lächelte.

„Sage mir Mephi, begann ich auf dem Rückwege von dieser düstern Scene, „wer ist denn dieser Kannibal der von Gott und Ewigkeit nichts wissen will?"

„Ein Zögling jener Erziehungs- und Bildungsanstalten," entgegnete Mephi, „von denen wir neulich eine besucht haben." (Ich wollte zornig Mephi in die Rede fallen, als dieser fortfuhr): Er ist der Sohn einer hübschen Zigeunerin, die ihn von einem fein gebildeten Polizeibeamten zum Präsent erhalten hatte. Sie wurde nämlich wegen ihres Vagirens und Bettelns eingezogen und von ihm im Arreste besucht, wo der Handel dahin abgeschlossen wurde, daß sie sich zu dem Liebesdienste, jener dagegen zur Minderung der Strafe und zu einem kleinen Douceur verstand. Sie kam hierauf in ein anderes Land, wo sie sich, wie auch früherhin, durch Betteln, kleine Diebereien und körperliche Arbeiten fortzubringen suchte, und gebar hier hinter einer Gartenhecke, wo sie mit Anderen ihres Standes die Nacht zubrachte, einen Knaben, der in drei Dörfern — der Pathengeschenke wegen — getauft wurde und jedesmal den Namen Peter erhielt. Ihren Zunamen konnte die Mutter, welche bloß unter dem Namen „das braune Kätchen" bei ihren Standesgenossen cursirte, nicht angeben; er war auch nicht zu ermitteln, da sie den Ort ihrer eigenen Geburt nicht wußte.

Dieser Peter, nachher von seinen Kameraden der „braune Peter genannt, wanderte schon als Kind mit seiner Mutter häufig in die Erziehungs- und Bildungsanstalten — du weißt, welche ich meine —; die einzigen, die er je in seinem Leben besucht hat. Als er sechs Jahre alt war, leistete er der Mutter schon manche Hülfe. Er hatte bereits viele Gewandtheit in kleinen Mausereien, und konnte Bestellungen an Herren für seine Mutter ganz charmant besorgen.

Mit dem Alter nahmen die Geschicklichkeit und Brauchbarkeit des Jungen immermehr zu, da mit den theoretischen Unterweisungen der Mutter und seiner Kameraden stets auch practische Uebungen ver-

bunden wurden. Von Religion, Sittlichkeit u. dgl. war natürlich nie die Rede, da bei seinen Standesgenossen der Werth und die Ehrenhaftigkeit des Menschen nur nach der Gewandtheit in Diebereien, Betrug, List, kurz nach der Tüchtigkeit in der Gaunerei taxirt wurden. Und hierin machte er in der That große Fortschritte, da er viel Verstand hatte und große Kühnheit und Entschlossenheit besaß.

In seinem sechszehnten Jahre war er bereits einer der ausgezeichnetsten Gauner, der den Gerichten viel zu schaffen machte, aber sich meistens durchzulügen oder aus den Gefängnissen wieder zu entkommen wußte. Es verging jedoch seitdem kaum ein Jahr, in welchem er nicht einige Zeit in irgend einer Erziehungs- und Bildungsanstalt — in meinem Sinne — zugebracht und seine Kenntnisse und Erfahrungen erweitert hätte. Vor fünf Jahren verübte er einen Raubmord, für welchen er nun in der heutigen Tragödie die Hauptrolle spielen muß. Vier Jahre lang dauerte die Probe und Vorbereitung dazu; er war diese ganze Zeit hindurch, mit Handeisen versehen und an einer Kette befestiget, in einer einsamen finstern Zelle eingeschlossen und litt an Schlägen, Hunger, und anderen Bußübungen, die in diesen Anstalten üblich sind, wahrlich keinen Mangel. Der Mord war übrigens im Anfange nicht beabsichtigt, sondern erfolgte erst, als der Angegriffene die Börse nicht freiwillig aushändigen wollte, sondern sich mit aller Anstrengung zur Wehr setzte. Diese Notizen werden, hoffe ich, hinreichen, um dir die Verstocktheit dieses Menschen, wie ihr es nennt, erklärlich zu machen. Ich bin wenigstens überzeugt, daß der eifrige Pastor, wenn er, wie der braune Peter, der Sohn einer Zigeunerin wäre, und mit derselben körperlichen und geistigen Beschaffenheit, wie dieser, begabt, eine gleiche Erziehung genossen hätte, wie sie Petern zu Theil ward, in religiösen Dingen ebenso verstockt sein würde, als der arme Sünder, der, wenn er in eurer Weise gut erzogen und ihm die Theologie auf einer Universität eingetrichtert worden wäre, nicht weniger im Stande sein würde, einen armen Sünder zur Buße zu beschwatzen, als jetzt dieser Pastor."

Ich. Ja, Mephi, sie reichen hin, und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich diese Verstocktheit sehr natürlich finde, und mich auch gar nicht wundere, daß Peter diesen Lebenspfad eingeschlagen hat. Die menschliche Gesellschaft, oder der Staat, that für ihn nichts.

Mephi. Thue, Freundchen, eurer Gesellschaft, oder dem Staate ja nicht unrecht; denn Peter hat alles, was er ist, lediglich dem Staate zu verdanken, der wahrlich nichts versäumte, um denselben zu dieser frühen Lebensreife zu bringen.

Ich. Nur keine Spässe, Mephi, in einer für mich so ernsten Sache.

Mephi. Auch mir erscheint die Sache völlig ernsthaft, und ich bin von Spässen weit entfernt, die ohnehin unsere schwache Seite nicht sind. Höre also vorerst meine Gründe an, und dann magst du urtheilen und sie widerlegen, wenn du kannst.

Die Armuth wird in euren Staaten als das größte Uebel betrachtet, wie dagegen der Reichthum euch als das größte Glück erscheint. Wer nun mit jenem furchtbaren Uebel behaftet, d. h., arm ist, wird überall mit Verachtung zurückgestoßen und maltraitirt, wie es einem Hunde nicht leicht begegnet; im Gegentheile pflegen eure Reichen die Hunde nicht bloß besser als das Gesinde, sondern oft besser als die eigenen Kinder zu behandeln. Im Durchschnitte ist bei euch ein Hund weit besser daran, als ein Armer, um den sich in der Regel Niemand bekümmert als die Polizei, aber nicht um ihm zu helfen, sondern um ihn zu mißhandeln oder, wie es nach euren Gesetzen genannt wird, um ihn zu strafen, ihn, den das Geschick ohnehin schon sattsam gestraft hat; und zwar ihn zu strafen, weil er sich erdreistete, hungerig zu werden, und die Reichen um die Abfälle ihrer Schwelgerei zu molestiren. Ich erinnere dich hier an das, was ich früher über das Verbot des Bettelns sagte.

Ueberall wird der Arme an den Thüren der Reichen barsch angeschnarcht, oft ohne Gabe mit Grobheit zurückgewiesen und obendrein von der lauschenden Polizei in Angst und Schrecken gesetzt. Den erwachsenen Armen pflegt man zu sagen: warum arbeitet ihr nicht? ohne zu fragen, ob sie auch arbeiten können, oder Arbeit finden; und den armen Kindern macht man darüber Vorwürfe, daß sie nicht in die Schule gehen, ohne zu bedenken, daß die Kinder von freien Stücken und mit hungrigen Mägen nicht in die Schule zu gehen pflegen, daß diese armen Kinder unglücklich genug sind, da sich Niemand ihrer annimmt und für ihre Erziehung sorgt. Es ist daher kein Wunder, daß die Armen, diese überall verachteten und zurückgestoßenen Parias, in eine feindliche Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft gerathen, diese als ihre Feindin betrachten und sich gegen dieselbe alles erlauben, was man gegen den Feind überhaupt für erlaubt hält. Denn diese Gesellschaft, weit entfernt, sich ihrer liebreich anzunehmen, sie zu erziehen und mit angemessener Arbeit zu beschäftigen, verschließt durch inhumane Gesetze ihnen sogar den so natürlichen Weg zur Barmherzigkeit und Milde ihrer Mitmenschen und treibt sie auf diese Weise par force zu Verbrechen. Und sind

sie einmal auf diese Carriere gerathen, dann fallen sie den oft erwähnten Erziehungs- und Bildungsanstalten mit Intervallen für ihr ganzes Leben anheim. Denn wenn sie schon anfangs, aus Mangel an Erziehung und wegen ihrer kränkenden Stellung zur bürgerlichen Gesellschaft dem Drange der Umstände und der Noth nicht zu widerstehen vermochten, so werden sie nachher, wenn sie den Unterricht in jenen Anstalten genossen haben, von den Richtern der ihnen feindlichen Gesellschaft auf alle Art gehetzt worden sind, und nun nebst der Armuth noch die Makel der Infamie in diese Gesellschaft zurückbringen, gewiß noch weniger im Stande sein, und noch weniger Neigung haben, den Weg der Verbrechen zu vermeiden.

Was diese Menschen von eurer bürgerlichen Gesellschaft erlangen, ist daher nichts als Unangenehmes, Verachtung, Zurücksetzung, Strafe und Brandmarkung. Ich habe natürlich hiergegen nichts einzuwenden, sondern finde dieses alles gut, trefflich und tadellos. Eure Jurisprudenz stützt und rechtfertigt alle diese Einrichtungen. Denn diese stellt unter anderen den herrlichen Satz auf, daß es bei den Verbrechen auf die Beweggründe gar nicht ankomme, und philosophische Juristen behaupteten sogar, daß die schlechte Erziehung ein Grund sei, die Strafe zu erhöhen, weil die Unerzogenen weit gefährlicher seien, als die Wohlerzogenen. Ich bin auch ganz der Meinung, daß die Unerzogenen für eure Gesellschaft gefährlicher sind, als die Gutgezogenen, wie wilde Thiere die zahmen an Gefährlichkeit übertreffen; aber auf die Folgerung, welche eure philosophische Jurisprudenz, oder juristische Philosophie daraus ableitete, wäre ich mit meinem Verstande — und er ist doch gar nicht so winzig — in der That nicht verfallen.

Der Unerzogene folgt seinen Trieben, Neigungen und Leidenschaften, wie das wilde Thier; und wenn dieselben gegen die Gesetze verstoßen, so ist dieß seine Schuld wahrlich nicht, da er nicht belehrt worden ist, wie er zu handeln, was er zu thun und zu lassen habe; wie man es auch einem eben eingefangenen wilden Pferde gar nicht verargt, wenn es sich gegen den Zaum sträubt und von allen Seiten ausschlägt. Bei diesem heißt es aber, es müsse dressirt und geschult werden, um es brauchbar zu machen. Man sollte also auch glauben, daß die Juristen, welche die Unerzogenheit für gefährlich halten, aus dieser Gefährlichkeit den Schluß ziehen würden, daß diese Unerzogenen vor Allem zu erziehen seien, um ihnen die Gefährlichkeit zu benehmen und sie dagegen in nützliche Glieder der Gesellschaft umzu-

schaffen, anstatt ihnen, wenn sie in ihrer Rohheit und Unwissenheit die Gesetze verletzen, eine härtere Strafe zu dictiren.

Wer von Jugend auf gut erzogen, gekleidet und mit der nöthigen Nahrung versehen wird, bis er selbst eine zureichende Erwerbsquelle erlangt hat, für den ist der Ruhm wahrlich nicht sehr groß, wenn er kein Verbrechen begeht, indem ein solches ihn, wie er bei einiger Ueberlegung sich selbst gestehen muß, in eine schlimmere Lage versetzen würde, als in der er sich in der That befindet. Wenn aber Jemand nie einen Unterricht genossen als in schlechten Dingen, stets mit der Armuth und Noth zu kämpfen hat, nirgends Hülfe finden kann, sondern überall mit Rohheit und Verachtung zurückgewiesen und behandelt wird, und nur auf den Umgang mit unerzogenen, gleich ihm verachteten und gleichsam aus der Gesellschaft ausgestoßenen, oft verwegenen und durchtriebenen Menschen beschränkt wird; so ist es wahrlich kein Wunder, wenn er, bloß seiner ersten unentbehrlichsten Bedürfnisse — der Nahrung und Kleidung wegen — zu Verbrechen hingerissen wird. Ich getraute mich zu wetten, daß von zwanzig Richtern mehr als neunzehn es nicht besser gemacht haben würden, als die von ihnen inquirirten und verurtheilten Verbrecher aus der zahlreichen Paria-Kaste, wenn sie sich in derselben Lage, wie diese, befunden hätten.

Würdet ihr Juristen alle Verhältnisse, die Erziehung, den Umgang, die Noth, Verzweiflung u. s. w., welche oft, wie ein wildes Heer, auf den Armen losstürmen und ihn in's Garn der Gesetze treiben, genau erwägen und in Anschlag bringen, und von dem begangenen Verbrechen alle diese unverschuldeten Umstände, so wie die Versäumnisse, die dem Staate dabei zur Last fallen, subtrahiren; so würdet ihr, wenn ihr es anders mit der bürgerlichen Gesellschaft und den unglücklichen Menschen gut meintet, anstatt der Strafe in der Regel Erziehung und Verbesserung der äußeren Lage des Thäters zu verordnen genöthigt sein. Ihr seht aber über alle diese Dinge vornehm hinweg; ihr habt ja den Stachel der Noth nie empfunden, die Gefahr der Verführung, der Unwissenheit und Rohheit nie bestanden und den Schmerz der Verachtung, Zurücksetzung und Mißhandlung nie gefühlt, und wißt darum auch nicht die Macht dieser Dinge richtig zu beurtheilen, sondern setzt lieber voraus, daß jeder Mensch vernünftig sei, und darum auch wissen müsse, was recht und unrecht ist, und dictirt rücksichtslos tüchtige Strafen, die den, von den Umständen bereits zum Falle Gebrachten vollends so zu Boden drücken, daß er sich nicht mehr zu erheben vermag.

Wäre der braune Peter als kleiner Knabe der Mutter genommen, in eine Erziehungsanstalt — in eurem Sinne gebracht — und in einer Profession unterrichtet worden, so würde er weder dieser Verbrecher geworden, noch ein so „verstockter" Atheist sein, als er jetzt ist. So aber wurde er als Betteljunge geprügelt und eingesperrt und so maltraitirt wieder entlassen; als Dieb und Gauner in den Erziehungsanstalten in meinem Sinne weiter fortgebildet, bis er es endlich zum Straßenräuber und Mörder brachte; und dafür straft ihn nun der Staat mit dem Tode! Kurz der Staat nahm diesen ganz unerzogenen, und durch seine Mutter und seine Spießgesellen auf den Weg des Verderbens gebrachten Peter in seine polizeilichen und criminellen Erziehungsanstalten, vollendete dadurch die Verziehung, welche seine Mutter begonnen hatte, und brachte ihn auf diese Weise auf den Standpunkt, auf dem du ihn jetzt stehen siehst. Und nun frage ich dich, ob Peter das, was er ist, nicht in der That der bürgerlichen Gesellschaft zu verdanken hat, die nun auf dem Schaffot den Triumph ihrer Bemühungen feiert?

Ich konnte hiergegen leider nichts einwenden, da es nur allzuwahr ist, daß die Staaten weit mehr Eifer auf das Bestrafen der Verbrecher, gleichviel, aus welchen Gründen sie es geworden sind, als auf das Verstopfen der Quellen der Verbrechen legen, zu welchen der Mangel an Erziehung und die Armuth vorzugsweise gehören, und daß Mancher bloß darum auf dem Schaffote bluten muß, weil der Staat seine Schuldigkeit gegen ihn als Glied der Gesellschaft vernachlässiget oder gar verkehrte Mittel, die ihn anstatt zur Besserung zur Verschlechterung führten, angewendet hat.

Wir waren inzwischen wieder aus der Stadt, in welcher die Menschen in großen Massen hin und herwogten und die Kaufläden größtentheils geschlossen waren, als wenn es ein großes Fest gälte, auf den Richtplatz zurückgekommen. Die Sitze waren bereits vollständig besetzt, Herren und Damen, im größten Putze und in lasciver Eleganz gekleidet, wie auf Bällen, saßen in glänzenden Reihen auf denselben, und scherzten, schäckerten und kicherten, als wenn sie ein gewöhnliches Schau- oder Lustspiel erwarteten. Schenkbuden waren errichtet und auf den Sitzen wurden Erfrischungen verschiedener Art und Back- und Zuckerwerk herumgereicht.

Von allen Seiten strömten Menschen herbei; die Frauenzimmer im fröhlichen Gespräche mit ihren Begleitern begriffen, und Arm in Arm von diesen geführt. Taschendiebe fanden sich auch ein, um das große Gedränge zu ihrer Industrie zu benutzen. Auf einem der hin-

teren Sitze ereignete sich ein kleiner Unfall. Da nämlich häufig Aufwärter mit Erfrischungen hin und hergingen, so mußten die Sitzenden aufstehen, um denselben den Durchgang möglich zu machen. Als nun auf einer der hinteren und darum höheren Reihen mehrere Herren und Frauenzimmer aus dieser Ursache auf dem aus Brettern gemachten Fußboden standen, brach ein Brett unter ihren Füßen und die Stehenden sanken bis zum Oberleib durch, so daß sie, da die Füße nicht bis zum Fußboden reichten, förmlich in der Oeffnung hingen. Bei den Frauenzimmern waren überdieß die Kleider so unmanierlich, daß sie nicht mit den Unterleibern in die Vertiefung wollten, sondern bei den Oberleibern in der Höhe blieben.

Man kann sich denken, welche Verlegenheiten und Inconvenienzen für die sittsamen Damen unter und über dem Fußboden dadurch entstanden, bis sie wieder aus dieser Klemme heraus und die Kleider in Ordnung gebracht waren, da sich von allen Seiten ein schadenfrohes Gelächter erhob, und mitunter derbe Scherze und zweideutige Glossen und Anspielungen gemacht wurden.

Dieser Unfall schien jedoch ein erwünschtes Intermezzo für das Publikum zu sein, da es die lange Weile verkürzte und die Ungeduld beschwichtigte, die sich hie und da über das lange Warten zuvor kund gab.

Indessen ging auch der Stoff dieses Intermezzo's allmälig zu Ende; und die Ungeduld erwachte auf's Neue. Die Herren besahen ihre Uhren und versicherten, daß der Zug nicht lange mehr ausbleiben könne. Man beruhigte sich wieder und verkürzte die Zeit, so gut man konnte, als es auf einmal hieß, es sei Begnadigung erfolgt, man könne wieder nach Hause gehen! Da entstand ein förmlicher Tumult unter den versammelten Massen; man schimpfte und schmähte, daß man umsonst diesen Weg gemacht, das Geld hingegeben und die Zeit versäumt hätte. Man tadelte die Begnadigung laut als einen Eingriff in die Justiz, der durch dieselbe die gebührenden Opfer entzogen würden.

Schon erhob man sich auf den Sitzen mit Unwillen und Aerger, um den Rückweg anzutreten; da erscholl der freudige Ruf: „Sie kommen!“ und die Gesichter heiterten sich wieder auf, und man nahm unter Scherzen über den ausgestandenen Schrecken die Sitze froh wieder ein. Bedauerlich äußerte sich hie und da die Vermuthung, daß der arme Sünder vielleicht bloß auf das Schaffot geführt und geschreckt, und ihm dann die Gnade verkündigt werden solle, daß man daher zuletzt doch um die Enthauptung geprellt werden würde. Man tröstete sich jedoch, mit der sicheren Erwartung, daß diese Ver-

muthung grundlos sei und „der Gerechtigkeit der Lauf gelassen werden würde," da dieser Verbrecher, der zehnmal den Tod verdient hätte, ein zu verwegener, boshafter und verstockter Mensch sei, als daß man ihn begnadigen dürfte. Keine Stimme des Mitleids und Mitgefühls wurde vernommen.

Unterdessen war der Zug angelangt, den ich nicht beschreiben mag. Der Pastor schritt traurig hinter dem Karren und betete. Sein Antlitz verrieth nur zu deutlich, daß seine Bemühungen bei dem armen Sünder fruchtlos geblieben seien.

Als diesem der männlich-kräftige Hals und Nacken entblöſ't worden und die Damen das jugendliche Brustbild desselben erblickten, da ruhten die Zungen, um die Augen in ihrer Weide nicht zu stören; nur die Worte: „ein schöner Mann!" entschlüpften hie und da den eifrig schauenden Damen. Und wie mochte dem armen Sünder zu Muthe sein, der ohne Hoffnung auf eine Fortdauer jenseits in der Blüthe seines Alters am Rande des trostlosen Grabes stand, das ihm das Ende aller Lebensfreuden ohne allen Ersatz verkündigte, aus dem ihn die Vernichtung eiskalt angrins'te! Und dazu die gaffende neugierige Menge, die ohne Mitgefühl, ohne theilnehmende Thräne, vielmehr mit bitterem Hohn und Spott den Streich erwartete, der ihn vernichten sollte! Man sah die Trostlosigkeit und Verzweiflung durch die Muskeln seines Gesichtes wühlen, und wie er sich anstrengte, die lähmende Muthlosigkeit niederzukämpfen, um die Kühnheit und Entschlossenheit, die er im Leben allenthalben zeigte, auch in dem letzten Augenblicke vor den Augen der Menschen zu bewähren.

Er bestieg mit anscheinend kräftigem Schritte das Schaffot, wo er sich ohne Zwang auf den Stuhl setzte. Dieß war kaum geschehen, als auch mit gewandtem Streiche das Haupt vom Rumpfe getrennt war und das jugendliche Blut in rothen Fontänen emporsprang! Und als das blasse Haupt auf dem Schaffote den Zuschauern herumgezeigt wurde, da erscholl von allen Seiten ein beifälliges „Bravo" hie und da mit Händeklatschen begleitet!

Die Haufen der Zuschauer zerstreuten sich nun wieder nach allen Richtungen unter fröhlichen Gesprächen, Scherzen und Lächeln, als wenn sie eben eine komische Oper, eine Maskerade oder dergleichen gesehen hätten. Die Damen, an den Armen ihrer männlichen Führer hangend, waren besonders heiter und gesprächig.

Sonderbare Erscheinung! Frauenzimmer können oft kein Huhn keine Taube schlachten sehen, ohne in Angst und Ohnmacht zu gerathen; ja nicht eine Fliege oder einen Schmetterling tödten, und dennoch

eilen sie neugierig zu so schauderhaften Scenen, wie Hinrichtungen sind, schaarenweise herbei, und zeigen bei denselben einen Muth, der nicht selten den der Männer überbietet.

Bei dieser Hinrichtung wandte nicht eine Dame ihren Blick von dem fürchterlichen Gerichte ab; nicht eine erschrack, zitterte, oder that einen Angstschrei! An eine Ohnmacht war gar nicht zu denken; mit unverwandten Augen, gleichsam mit Lust sahen sie das warme Blut aus seinen Behältern in die Luft emporzischen! Dieß läßt sich nur daraus erklären, daß der höchste sinnliche Liebesreiz nach dem bekannten: „Les extrêmes se touchent," an die blutgierigste Grausamkeit leise anstreift, und daß diese Berührung der Extreme bei dem sinnlich empfindsameren und zarter gebauten Geschlechte fühlbarer und lebendiger hervortritt, als bei dem männlichen Geschlechte. Hierin liegt zugleich der Schlüssel zur Erklärung der auffallenden Erscheinungen, die sich bei dem Mannbarwerden beider Geschlechter so oft zeigen; zur psychologischen Entwirrung der grausamen Ereignisse, wovon die Criminalacten so häufig berichten, und zur Lösung der Frage, warum die liebeglühenden Spanierinnen zugleich die eifrigsten Besucherinnen und Vertheidigerinnen der grausamen Stiergefechte sind.

Nun, war dieß „Menschenopfer" ernsthaft genug, deine Gefühle zu beschäftigen? fragte Mephi lächelnd, nachdem der Platz wieder öde war, und wir auf den herbstlichen Wiesen hinwandelten.

Ich. Ja, Mephi, meine Gefühle haben die inneren Angelegenheiten so ziemlich bei Seite gesetzt und sind ganz in diese tragische Scene und deren Umstände vertieft. Das Gefühl des Mitleids ist sogar mit dem Gefühle des Rechts in einen eifrigen Streit über die Todesstrafe gerathen. Du nanntest die Scene kurzweg „Menschenopfer"; dieser Ausdruck ist mir in der That neu! Er soll gewiß deine Ansicht von der Todesstrafe bezeichnen, die ich gern kennen möchte.

Mephi. Ich bin ein großer Verehrer der Todesstrafe, wie ihr das Morden von Rechts- und Gesetzeswegen nennt, und bedauere sehr, daß man sie bei euch in Deutschland so ungemein beschränkt hat, ja sogar so weit geht, sie ganz abschaffen zu wollen. Zum Glücke fehlt es den Gelehrten, welche gegen diese Strafe so wetteifern, an Macht, ihre Absicht durchzusetzen, und die Regierungen, die nur zu gut wissen, daß man einen Menschen, den man um seinen Kopf gekürzt hat, nicht mehr zu fürchten braucht, werden — schon der eigenen Sicherheit wegen — gewiß nie in die Abschaffung der Todesstrafe einwilligen. Die Völker selbst würden murren und

unzufrieden sein, wenn man ihnen die Hinrichtungen, an denen sie sich früher wöchentlich an bestimmten Tagen ergötzen konnten, völlig entzöge. Die Menschen sind seit Jahrhunderten daran gewohnt, und würden glauben, daß man ihnen mit der Todesstrafe die Criminaljustiz selbst genommen habe, da sie von dieser außer den Hinrichtungen bei euch nichts zu sehen oder zu hören bekommen.

Der Glaube an die Nothwendigkeit der Todesstrafe ist ein durch Erziehung und Gewohnheit tief begründeter Volksglaube, der sogar in Sprüchwörter überging. Du kennst doch das Sprüchwort: „Diebe muß man hängen," welches von der „guten" alten Zeit herrührt, wo man auch in Deutschland die Diebe noch zu hängen pflegte und die Kadaver zur Zierde und Erbauung an den Galgen baumeln ließ, bis die Raben in Gemeinschaft mit der Fäulniß dieselben verzehrt hatten.

Die Todesstrafe ist der eigentliche Glanzpunkt der Erziehungs- und Bildungsanstalten in meinem Sinne, in welchen gar häufig die Schlachtopfer herangebildet werden, wie es namentlich bei dem braunen Peter der Fall war. Sie ist zudem in euren Religionsbüchern — denke nur an die Bücher Moses — begründet, daher in die Religion und die religiöse Erziehung verwebt und von der Klerisei sanctificirt. Man greift also in der Todesstrafe eure Religion selbst an, und darum ist nicht zu besorgen, daß dieses ehrwürdige Institut aus der guten alten Zeit dem Philanthropismus eurer weichherzigen Gelehrten sobald erliegen werde.

Das Gefühl der Rache, Freundchen, liegt tief; es beruht auf dem Satze der Kraft und Gegenkraft, und es würde in euch thätig bleiben, selbst wenn es nicht mit der schönen Farbe des Rechts und der Religion überpinselt worden wäre. Die Thiere üben die Rache bloß nach dem genannten Naturgesetze; ihr Menschen aber, die ihr überhaupt euren Leidenschaften anständige Mäntelchen umzuhängen versteht, habt an die Stelle jenes Naturgesetzes das Rechts- und Religions-Gebot gesetzt, und so das süße Gefühl der Rache in eine Rechts- und Religions-Pflicht umgemodelt.

Die Geschichte von dem babylonischen Thurmbau ist keine Mythe; ihr Gelehrten seid beständig mit diesem Baue beschäftigt, da ihr unaufhörlich unter einander in Sprachverwirrung gerathet; warum? Weil bei euch dieselben Sachen nach Verschiedenheit der Worte, womit ihr sie bezeichnet, auch als verschiedene Dinge erscheinen, wie ich schon früher einmal bemerkte. So z. B. ist die Verfolgung der in Religionssachen anders als die Anhänger der Staatskirche Den-

fenden abscheulich, wenn ihr die religiöse Duldsamkeit mit „Toleranz" bezeichnet, und dagegen ein religiöses Verdienst, wenn ihr diese Duldsamkeit „Religionsindifferentismus" nennt; und so geht es euch in allen Dingen, die ihr von verschiedenen Seiten, aber selten allseitig aufzufassen und zu betrachten pflegt. So geht es euch auch bei der Todesstrafe, die der Eine einen Ueberrest der Barbarei, der Andere dagegen als eine sogar in der Idee des Rechts begründete Strafe bezeichnet, und nach einem Andern Gott selbst angeordnet hat. Dich z. B. frappirte das von mir gebrauchte Wort „Menschenopfer," das doch bloß ein anderer Name für dieselbe Sache ist.

Ich. Du scheinst doch die Todesstrafe für etwas Unrechtes zu halten, so sehr du auch für sie eingenommen zu sein vorgibst. Ja, gerade in deiner Vertheidigung glaube ich deine Ansicht von ihrer Verwerflichkeit zu erblicken. Sag' mir aufrichtig deine Meinung.

Mephi. Ich habe dir, Freundchen, während der Dauer meiner Besuche schon mehr gesagt, als man von mir erwarten kann. Wenn du unsere Gespräche gar drucken lassen solltest, was ich besorge, so laufe ich in der That Gefahr, um Ehre und Reputation bei euch Menschen zu kommen. Die Recensenten — du wirst es erleben — werden mich laut tadeln und sagen, daß ich meinem infernalischen Charakter nicht treu geblieben wäre, daß ich keinen Takt hätte u. s. w., weil ich mit dir zu offen und aufrichtig zu Werke gegangen sei, dir nackte Wahrheiten mitgetheilt, überhaupt die diabolische Diplomatie oft so ganz bei Seite gesetzt habe. Die Recensenten, wie dir bekannt sein wird, wissen genau, wie wir Teufel sprechen und uns benehmen sollen, und wenn wir die Regeln nicht pünktlich befolgen, welche sie nach ihrem hohen Ermessen uns vorzuschreiben belieben, so gießen sie ihre Galle Eimerweis über unsere Köpfe, und schreien und schmähen, so viel es ihre grobe Feder nur immer vermag. „Pfui!" wird es heißen, „ein sauberer Mephistopheles, der so witzlos und trocken ist, wie ein holländischer Bauer, der eine Sprache führt, wie ein ehrlicher Bürgersmann, oder gar wie ein Kapuziner, und nichts Teuflisches an sich hat, als den leeren Namen, den er auf die schnödeste Art mißbraucht und schändet u. s. w." Denn daß unser einer auch zur Abwechselung ehrlich und aufrichtig sein könne, werden die Recensenten nicht begreifen, da sie beständig aus einem Horn blasen. Ich setze mich, gerade herausgesagt, über den Tadel der Recensenten ganz hinweg und beruhige mich bei dem Gedanken, daß die Juristen sowohl — wenigstens in der guten alten

Zeit — als auch die Dichter uns immer einige Ehrlichkeit zugestanden haben, wie der Umstand beweiset, daß sie uns mit den Menschen Conventionen abschließen und dieselben ehrlich halten ließen.

Sogar Diplomaten fallen oft aus ihrem Takt und können zuweilen aufrichtig sein, wie du selbst aus eigener Erfahrung weißt, indem dich einst ein ausgezeichneter Diplomat fragte: „ob er dir aufrichtig oder diplomatisch antworten solle?“ Um so weniger kann man es daher uns verargen, wenn wir zuweilen unsere Rolle vergessen, und in der Freude unseres Herzens eure gar zu auffallenden Thorheiten wirklich Thorheiten nennen. Zudem haben wir immer unsere besonderen Zwecke dabei; und welche ich bei dir insbesondere habe, ist dir von mir offen gesagt worden. Auch kann man euch Menschen, die ihr in eure grauen Mißbräuche und grünen Albernheiten so sehr vernarrt seid, nicht mehr ärgern und in Harnisch bringen, als wenn man euch die nackte Wahrheit vor eure blöden Augen führt; und wenn ihr sie erblickt, so schwört ihr darauf, es sei ein Gespenst, eine Lügnerin, wenigstens alles eher, als die Wahrheit, mit welcher man deßhalb bei euch in der Regel mehr Unheil anstiften kann, als mit Lug und Trug, worauf die meisten eurer verkünstelten Institutionen und eure superfeine, fadenscheinige Civilisation zum großen Theile basirt sind. Das bekannte „veritas odium parit“ ist jetzt mehr als je im Kurse. Erinnere dich nur, welche Furcht und Angst in manchem deutschen Staate dadurch entstanden, daß einzelne Männer hie und da nur äußerten, dahin wirken zu wollen, daß diese oder jene Pseudo-Constitution zur „Wahrheit“ werden solle!

Doch genug hierüber; nur muß ich darauf beharren, daß du, wenn du unsere Conversationen wirklich dem Publikum mittheilen solltest, diese meine Bemerkung, respect. Antwort auf das, was die Recensenten über mich sagen werden, wörtlich mitabdrucken lassest. Ich stehe mit diesen Leuten auf einem guten Fuß, und darum ist es mir nicht ganz einerlei, was sie von mir halten. Vielleicht beachten sie meine Gründe und lassen mir wegen meiner absichtlichen Taktlosigkeit Gerechtigkeit widerfahren, was mir selbst lieb sein würde. Ich sagte zwar, daß ich mich über ihren Tadel hinaussetze. Dieses ist aber nur eine vornehme Abfertigung der Recensenten, wenn sie wirklich tadeln, und bei Schriftstellern, die getadelt worden sind, ziemlich allgemein üblich, wie du weißt. Denn in der That ist es keinem Auctor gleichgültig, ob er von Recensenten getadelt oder gelobt wird, und — unter uns — auch mir nicht. So

oberflächlich auch manchmal Recensentenlob ist, so schmunzelt der Auctor doch immer wohl- und selbstgefällig zu demselben, und glaubt nichts leichter, als daß es wohlverdient sei. — In der Hoffnung, daß die Recensenten mit mir glimpflich verfahren werden, will ich mit dir — „aufrichtig und nicht diplomatisch" — über die Todesstrafe conversiren. Erwarte aber von mir keine gelehrten Erörterungen, bei denen ihr Leute von Fach gar oft den leitenden Hauptfaden aus der Hand fallen lasset und so euch in dem Labyrinthe der Speculation verirret. Wenn ihr nach dem Walde suchet, zürnt ihr gar oft den Bäumen, die ihn, wie ihr wähnet, euren Augen verbergen.

Man hat bei euch so viel über die Todesstrafe hin und her, und für und wider geschrieben, daß man mit diesen oft ultragelehrten Werken ganze Schaffote errichten könnte. Ihr Gelehrten wißt für Alles einen „erklecklichen Satz" zu finden; und ist dieser einmal ausgeklügelt, dann hält es nicht schwer, auf ihm, als dem Grundsteine, ein ganzes Babel nach beliebigem oder erwünschlichem Plane aufzuführen. Auch bei Luftschlössern ist bloß die Befestigung des ersten Steines einer Schwierigkeit unterworfen; denn hat man diese einmal bewerkstelligt, so ist es ein Leichtes, das Schloß selbst, ja ein ganzes Venedig, in der Luft zu erbauen. So habt ihr auch bei der Todesstrafe, ja bei jeder Barbarei, denke nur an die Tortur, immer solche „erkleckliche Sätze" zu finden und darauf den Vertheidigungsbau in verschiedener Form, bald kolossalisch, bald pyramidenförmig, bald breit, bald schmal und hoch zu errichten gewußt; und wenn kein Satz erklecklich gefunden werden wollte, so war immer der: „der Zweck heiligt die Mittel," bereitwillig zur Hand.

Also eine gelehrte Disputation, die ich in eurer Weise gar nicht zu Stande bringen könnte, muthe mir nicht zu. Ich würde zudem durch eine solche ein ganzes Heer von gelehrten Philosophen, Juristen, Theologen und — Medizinern gegen mich in Bewegung setzen, dem ich schon deßhalb unterliegen müßte, weil ich kein ebenbürtiger Kampfgenosse wäre; denn ich könnte kein Doctordiplom aufweisen und habe also auch keine Inaugural-Dissertation geschrieben. Und Leute solcher Art sind bekanntlich nicht befugt, sich in gelehrte Streitigkeiten einzulassen. Was ich mir erlauben darf, ist höchstens naserümpfende Kritik. Denn die Kritik wird auch bei euch gar häufig durch ungraduirte Jungen ausgeübt, die unter der Maske der Anonymität ihre eigene Namenlosigkeit verbergen. Zum Kritisiren, d. i. zum Tadeln, ist ja auch nicht so viel Geist und Gelehrsamkeit nöthig,

als zum Bessermachen. — Doch zur Sache. Zunächst muß ich meine Ausdrücke zu rechtfertigen suchen.

Ich nannte die Todesstrafe „ein Morden von Rechts- und Gesetzeswegen,“ und dann: „ein Menschenopfer.“ Mord ist nach euren Criminalisten „eine prämeditirte Tödtung.“ Die Beweggründe kommen hierbei bekanntlich gar nicht in Betracht; es ist einerlei, ob sie gut oder böse sind. Die Hinrichtung ist eine prämedirte Tödtung, also Mord.

Ich. Diese Tödtung ist nicht dolos, sondern nur eine Vollziehung des Gesetzes.

Mephi. Dolos ist jene Tödtung, die mit Wissen und Willen erfolgt; dieses Erforderniß tritt auch bei der Hinrichtung ein. Die vorausgegangene Androhung durch das Gesetz hebt den Begriff des Mordes nicht auf, da die Vollziehung des Gesetzes nur der Beweggrund zum Morde ist, dieser aber bei dem Begriffe nicht in Betracht kommt, sondern rechtlich gleichgültig ist.

Ich. Der Staat ist durch das Gesetz nicht nur befugt, sondern sogar verpflichtet, die gesetzliche Androhung wahr zu machen.

Mephi. Mancher Mörder that ein Gelübde oder hielt sich durch die Religion zur That verpflichtet. Die Tödtung ist darum nicht weniger Mord, da sie mit Wissen und Willen und aus Vorsatz geschah. Die gesetzliche Androhung, die immer nur Motiv zum Morde bleibt und daher den Begriff nicht aufhebt, kann die Hinrichtung darum nicht rechtfertigen, weil sie selbst erst der Rechtfertigung bedarf, d. h. weil es sich zunächst und vor Allem fragt, ob es dem Staate auch erlaubt sei, den Mord voraus anzudrohen.

Ich. Der Staat hat das Recht der Gesetzgebung unbeschränkt; jedes förmlich erlassene Gesetz verbindet daher alle Staatsgenossen gleichmäßig, und es kann keiner von ihnen über Unrecht klagen, wenn er nach dem Gesetze behandelt, mithin selbst hingerichtet wird.

Mephi. Dieß ist bloß ein äußerer Grund, nach welchem jede gesetzliche Barbarei als gerechtfertigt erscheint, und von jeher auch gerechtfertigt worden ist. Er besagt nur soviel, daß der gehorchende Einzelne, als Glied des Ganzen, sich die Vollziehung des Gesetzes gefallen lassen müsse, und daß ihm im Verhältnisse zu andern Unterthanen dadurch insofern nicht Unrecht geschehe, als auch diese nach demselben Gesetze behandelt werden. Dieser Grund rechtfertigt aber nicht das, den Tod androhende Gesetz innerlich und an sich, da ein Gesetz deßhalb, weil es in gehöriger Form erlassen ist, nicht auch materiell gerechtfertigt erscheint. Wäre dieses der Fall, so gäbe es

nie ein materiell oder innerlich verwerfliches Gesetz, sondern ein jedes wäre gerecht, sollte es auch z. B. das laute Singen auf der Straße mit dem Tode bedrohen. Die erste Frage bei der Gesetzgebung ist immer die, ob der Staat dieses oder jenes verbieten, und auf die Uebertretung des Verbotes dieses oder jenes Uebel als Strafe androhen dürfe? Erst wenn diese Frage aus genügenden inneren Gründen bejaht ist, darf das Verbot mit der Strafandrohung auch zum Gesetz erhoben, d. i. als solches in gehöriger Form erlassen werden, vorausgesetzt, daß auch die Staatsklugheit das Gesetz in politischer Hinsicht billigt.

Ich. Dieß ist allerdings richtig, und bei der Todesstrafe, wenigstens in den deutschen Staaten, auch stets berücksichtigt worden; weßhalb man dieselbe fast überall nur auf solche Verbrechen beschränkte, bei welchen der Tod nach den höheren Grundsätzen der Gerechtigkeit als ein angemessenes Uebel erscheint. Wird die Todesstrafe auf diese todeswürdigen Verbrechen beschränkt, so ist gegen ihre rechtliche Statthaftigkeit gewiß nichts einzuwenden; und die Frage: ob sie ganz aufzuheben sei? rein politischer Natur. Die meisten Staatsmänner verneinen diese Frage, weil die Aufhebung dieser Strafe die allgemeine Sicherheit zu sehr gefährden würde; was gewiß nicht in Abrede gestellt werden kann.

Mephi. Da, wie ich sehe, du die Todesstrafe für statthaft und politisch zweckmäßig oder gar nothwendig hältst und so mit dem großen Haufen deiner Zunft übereinstimmst, so wäre eigentlich unsere Conversation über dieses Kapitel zu Ende, indem ich, wie ich früher äußerte, ein sehr großer Verehrer aller Morde und natürlich auch dieses gesetzmäßigen Mordes oder der Todesstrafe bin. Ich darf jedoch, da ich einmal diese Strafe für unstatthaft erklärte — worin eben der Grund meiner Verehrung derselben liegt, — nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern muß in meiner Argumentation fortfahren, um dir wenigstens zu beweisen, daß unser einer eure Einrichtungen recht gut zu tariren weiß.

Ich. Ich muß sehr bitten, mir deine Meinung vollständig mitzutheilen, da ich in der That sehr zweifle, ob es dir gelingen werde, die Statthaftigkeit der auf die oben bezeichneten Fälle beschränkten Todesstrafe zu entkräften.

Mephi. Von einer Entkräftung der Statthaftigkeit kann freilich nicht die Rede sein, da die Nothwendigkeit einer Entkräftung voraussetzen würde, daß die Statthaftigkeit begründet sei,

was ich aber eben in Abrede stelle. Das Unstatthafte ist schon an sich ohne innere Kraft und bedarf daher keiner Entkräftung.

Ich. Du nimmst es mit den Worten sehr genau; wir Menschen pflegen den Satz zu befolgen: „in verbis simus faciles."

Mephi. Weil ihr es mit den Worten so leicht nehmet, gerathet ihr eben beständig in Verwirrung. Die Worte bezeichnen die Begriffe; wer mit jenen leichtfertig ist, ist es auch mit diesen. Ihr treibt es mit der Wortleichtfertigkeit oft soweit, daß ihr euch nicht selten sogar mit leeren Worten begnügt. Doch wieder zu dem Morde von Rechtswegen! Ich besorge nicht, daß du gegen die Anwendbarkeit des Begriffes von Mord auf die Hinrichtung die wunderliche Behauptung gar vieler eurer Criminalisten: „daß moralische Personen nicht delinquiren können," anführen werdest, indem der Staat auch eine solche moralische Person, und darum weder er noch irgend eines seiner Collegien ein Delict zu begehen fähig sei. Ich halte es nicht für nöthig, gegen diese Infallibilität, die man bei euch fast täglich Schiffbruch leiden sieht, etwas anzuführen, da sie zuletzt nur auf einem unpractischen Wortspiele beruht. Ebensowenig dürfte jenem Begriffe die Behauptung im Wege stehen, daß alle moralische Personen unmündig seien; eine Behauptung, auf welche in neuester Zeit ein philosophischer Staatsbeamter Preußens die absolute Nothwendigkeit der Monarchie begründet hat, und nach welcher ihr für alle eure collegialisch verfaßten Gerichtshöfe und Administrativbehörden Vormünder bestellen müßt; ja selbst die hohe deutsche Bundesversammlung eines solchen bedürfen würde, ungeachtet ihrer Curatoren, da unmündige stets auch einen Tutor haben müssen. Denn wollte Jemand aus dieser Behauptung, nach welcher Republiken, die nie etwas taugten, wie Griechenland, Rom, Italien in der mittleren Zeit und die Freistaaten von Nordamerika beweisen, gar nicht bestehen können, die Zurechnungsunfähigkeit des Staates ableiten; so würde ich geradezu auf eure Carolina, die nach Herrn von Savigny sowohl hinsichtlich des Stoffes als der Form das beste Gesetzbuch ist, welches bis zum neunzehnten Jahrhundert promulgirt worden, verweisen; denn nach dieser soll „die Boßheit das Alter ersetzen."

Ich. Von der Anwendbarkeit solcher Sätze und Behauptungen kann hier schon deßhalb keine Rede sein, weil die Hinrichtung kein Mord, überhaupt kein Delict, sondern eine gesetzliche Strafe ist, welche Jemand durch ein todeswürdiges Verbrechen verschuldet hat.

Mephi. Von dieser äußeren Form müssen wir ganz absehen, da es sich hier ja eben darum fragt, ob der Staat den Tod zu einem

gesetzlichen Strafübel erheben dürfe? Und abgesehen von dieser gesetzlichen Form fällt die Hinrichtung ganz unter den Begriff des Mordes. Bei der Beantwortung der Frage über dieses Dürfen, muß man ferner von dem Rechte des Staates ganz abstrahiren, denn jeder Staat hat factisch das Recht, jedes Uebel, mithin auch den Tod zur gesetzlichen Strafe zu erheben, weil dem Staate Niemand gegenübersteht, der ihm diese Befugniß rechtlich streitig machen könnte, da der Staat nach Außen unabhängig, im Innern aber ein Jeder vermöge des Staatsverbandes verpflichtet ist, jedes Gesetz, das nicht mit seinem Gewissen collidirt, unbedingt anzuerkennen, es zu befolgen und mithin auch gegen sich vollziehen zu lassen. Wo daher die Todesstrafe gesetzlich eingeführt ist, da wird sie auch völlig rechtlich gegen den Einzelnen vollzogen.

Ich. Wie, du willst die Statthaftigkeit der Todesstrafe nicht vom rechtlichen Standpunkte aus beurtheilen? Ein anderer Gesichtspunkt scheint mir bei diesem Gegenstande des Rechts völlig unzuläßig zu sein?

Mephi. Du mußt mich nicht mißverstehen, Freundchen! Bei jeder Frage ist, wenn sie gründlich beantwortet werden soll, die Auffassung des richtigen Gesichtspunktes derselben, die Hauptsache. Denn stellt man die vorliegende Frage so, wie es in der Regel geschieht, ob der Staat das Recht habe, die Todesstrafe gesetzlich festzusetzen? so muß man immer zur Bejahung der Frage gelangen, weil Niemand demselben gegenübersteht, der ihn an einer solchen Festsetzung zu hindern befugt wäre, und im Staate, wie du selbst bemerkt hast, jedes Gesetz rechtlich ist, welches in verfassungsmäßiger Form erlassen worden ist. Niemals kann also von der Unrechtmäßigkeit der Todesstrafe die Rede sein; sie ist rechtmäßig, weil sie gesetzlich ist. Die Frage, ob der Staat die Todesstrafe zum Gesetze erheben dürfe? ist mithin keine Rechtsfrage, die sich nur auf das Befugtsein oder Nichtbefugtsein bezöge, sondern eine Frage, die in das Gebiet des Sittlichen fällt, also eine Frage des sittlichen Erlaubtseins, oder, insofern sich hier die sittliche Statthaftigkeit zugleich auf Andere bezieht, eine Frage der Gerechtigkeit. Es fragt sich demnach, ob eure rechtlich überall bestehende Todesstrafe auch gerecht sei?

Ich. Ich finde keinen wesentlichen Unterschied zwischen Rechtlichkeit und Gerechtigkeit. Wenigstens ist die äußere Gerechtigkeit mit der Rechtlichkeit oder Rechtmäßigkeit identisch; nur die innere Gerechtigkeit pflegt man insofern von dieser zu unterscheiden,

als sie die Uebereinstimmung des Willens mit dem äußeren Rechte, sohin den rechtlich gestimmten Willen bezeichnet. In dem wirklichen Leben nimmt man die Ausdrücke: „Rechtspflege," „Gerechtigkeits- oder Justizpflege" für völlig synonym.

Mephi. Auch diesen Sprachgebrauch will ich nicht tadeln, da er sich nur auf die Sphäre der gegebenen Gesetze beschränkt. Hier handelt es sich aber nicht von den gegebenen, sondern von dem zu gebenden Gesetze, also davon, ob der Staat den Principien des Sittlichen und der Gerechtigkeit in abstracto oder im philosophischen Sinne gegenüber den Tod zu einem gesetzlichen Strafübel erheben dürfe?

Ich. Von dem Standpunkte des philosophischen Rechts hat man auch diese Frage hinlänglich erörtert und in Folge dieser Erörterung bejaht.

Mephi. Auf diesem Stundpunkte gibt es aber nach der Strenge kein Recht, welches erst durch das positive Gesetz, also im Staate für diejenigen, die das Gesetz über sich anzuerkennen verbunden sind, entsteht sondern erscheint das, was im Staate zum Recht erhoben wird, nur als sittlich statthaft oder unstatthaft, und insofern sich diese Seite des Sittlichen auf das äußere Verhältniß der Menschen zueinander bezieht, als gerecht oder ungerecht.

Ich. Diese Vermischung des Sittlichen mit dem Rechtlichen oder, wie du willst, mit dem Gerechten, entspricht dem Standpunkte unserer Wissenschaft nicht, nach welcher die Idee des Sittlichen von der Idee des Rechts genau zu unterscheiden ist.

Mephi. Eine Unterscheidung, die euch zu der verworrenen Discussion über ihre Merkmale und über das Verhältniß des Sittlichen zum Rechtlichen geführt hat, und nicht ohne Einfluß auf eure practischen Angelegenheiten geblieben ist, indem man hiernach insbesondere zu der Ansicht gelangte, als habe das Sittliche im Gebiete des Rechts und der Politik gar keine Stimme. Wir würden nicht die Freude haben, von euren Staatsmännern zu vernehmen, daß man in der Politik die Moral nicht zu beachten brauche, und in eurer Rechtspflege das jus bis zur injuria getrieben und im Strafverfahren die sittliche und religiöse Pflege der Inquisiten ganz beiseite gesetzt zu sehen, wenn die Legislatur die Moral als höchstes Princip befolgen, und das Gerechte nur als einen Zweig derselben, als Moral im Verhältniß zu Anderen auffassen würde.

Ich. Was sich voneinander wesentlich unterscheidet, wie Moral und Recht, das kann nicht in Einheit aufgefaßt oder gebracht werden.

Mephi. Worin liegt denn dieser wesentliche Unterschied? Ich dächte, euer Geist wäre eine Einheit, welche ihrem Begriffe nach jede Verschiedenheit ausschließt. Euer Verstand zersetzte diese Einheit wie ein Prisma den Lichtstrahl, und ließ euch in der Zersetzung eine Verschiedenheit finden, die eigentlich nur die Verschiedenheit der Verhältnisse ist, nach welcher die Zersetzung geschah, wodurch die ursprüngliche Einheit verwischt und ihr die Verschiedenheit der Verhältnisse oder Beziehungen des Menschen, die der Verstand herausbrachte, substituirt wurde.

Ich. Die geistige Einheit kann ich nicht in Abrede stellen; allein diese Einheit setzt für die verschiedenen menschlichen Beziehungen auch verschiedene Normen fest, die sich daher, wie die Beziehungen selbst, wesentlich von einander unterscheiden können, wie es insbesondere auch in Bezug auf die Idee des Sittlichen und die Idee des Rechts der Fall ist.

Mephi. Die Einheit kann sich überall nur wieder als Einheit manifestiren, eben weil sie ihrem Wesen nach Eines ist. Wenn, wie du behauptest, sich die Idee des Sittlichen wesentlich von der Idee des Rechts unterscheidet, so muß auch das Sittliche vom Rechtlichen wesentlich verschieden und kann daher auch etwas recht sein, was nicht sittlich ist.

Ich. Eine solche Verschiedenheit kann ich auf dem philosophischen Standpunkte nicht zugeben. Das Rechte darf nicht mit dem Sittlichen im Widerspruche stehen, da jenes und dieses Ausflüsse derselben Vernunft sind, und diese nicht mit sich selbst im Widerstreite gerathen kann.

Mephi. Wenn das Sittliche und Rechte nicht im Widerspruche stehen können, so müssen sie in Harmonie miteinander sein, und findet sonach keine wesentliche Verschiedenheit zwischen Beiden statt. — Doch diese Conversation würde uns zu weit führen; sage mir daher, um näher zum Ziele zu kommen, worin du eure Bestimmung setzest, und wie sich der Staat zu dieser verhalte?

Ich. Die sittliche Selbstvervollkommnung ist, meiner Ueberzeugung nach, die einzige und höchste Bestimmung des Menschen, zu deren Verwirklichung der Staat nur ein Mittel ist.

Mephi. Wenn dieß der Fall ist, so muß der Staat, dächte ich, das Sittliche als den Zweck seiner Wirksamkeit betrachten und sonach das Sittliche als das höchste Gesetz, dem alles Andere im Staate unterzuordnen ist, beachten und befolgen.

Ich. Das muß er allerdings thun, da der Mensch unter keiner

Bedingung auf seine Selbstbestimmung verzichten und daher kein Gesetz befolgen darf, welches dieser widerstreiten würde.

Mephi. Ist das Leben keine Bedingung zu dieser Selbstbestimmung?

Ich. Allerdings.

Mephi. Darf der Staat, wenn dieß der Fall ist, den Verlust des Lebens als Strafe festsetzen?

Ich. Der Staat droht diesen Verlust bloß an, und Jeder, der die Bedingung, unter welcher dieser angedroht ist, erfüllt, ist, wie ein Selbstmörder, zu betrachten, der sich freiwillig und durch seine eigene Schuld das Leben nimmt. Der Staat bewaffnet und schützt sich bloß durch ein solches Gesetz, und gebraucht natürlich die Waffe gegen Jeden, der sich durch die Drohung nicht vom Verbrechen abhalten ließ.

Mephi. Das ist ja eben die Frage, ob er diesen Verlust androhen dürfe. Ist die sittliche Selbstvervollkommnung der höchste Zweck des Menschen, und das Leben eine wesentliche Bedingung hierzu, so darf der Staat, als bloßes Mittel zu jenem Zwecke, keinem seiner Genossen das Leben, das er auch keinem gegeben, nehmen und sonach den Verlust desselben auch nicht androhen. Du sagst, der Verbrecher tödte sich selbst, da er die Vorbedingung der Androhung erfülle; allein darf der Staat eine Waffe hinhalten, an der sich Jemand tödten kann? Oder hat er nicht vielmehr die Aufgabe, das Leben eines Jeden, insoweit es ihm möglich ist, zu schützen, damit ein Jeder seine Selbstbestimmung verwirklichen könne?

Ich. Er droht die Todesstrafe eben dieses Schutzes wegen an, um nämlich die Staatsgenossen theils durch die Androhung und theils durch das warnende Beispiel an solchen, bei denen die Androhung nicht wirkte, d. i. durch ihre Hinrichtung, von todeswürdigen Verbrechen abzuhalten.

Mephi. Der Staat tödtet also selbst, um das Leben zu schützen! Er fügt zu dem Morde, den der Verbrecher begangen hat, einen neuen Mord hinzu, und entzieht so auch dem Verbrecher, wie dieser dem Gemordeten gethan hat, die Bedingung zur sittlichen Selbstvervollkommnung, ohne dadurch dem Gemordeten nur den geringsten Nutzen zu bringen! In der That eine ganz vortreffliche Methode, das Leben der Staatsgenossen zu schützen! Er zeigt zugleich, wie hoch er das Leben und mittelbar die sittliche Selbstbestimmung seiner Bürger schätze, wie theuer ihm das Blut derselben sei, indem er vor den Augen des Volkes, damit sich dieses an Rohheit und Blutvergießen

gewöhnen kann, mit dem Verbrecher eben so unbarmherzig und mitleidlos verfährt, als dieser vorher gegen seinen Mitbürger verfahren ist. Daß die Abschreckung durch dieses Morden von Gesetzes wegen nicht bewirkt werde, haben Jahrhunderte bewiesen; ja die Erfahrung hat im Gegentheile gezeigt, daß mit der Beschränkung der Todesstrafe auch die Verbrechen sich verminderten. Erst vor kurzem wurde in M****** auf dem Rückwege von dem Richtplatze ein Raubmord begangen; so wenig wirksam zeigt sich die Abschreckung! Wenn ihr Menschen ein Verbrechen begeht, seid ihr entweder so sehr von einem Affecte ergriffen oder von einer Leidenschaft beherrscht, daß ihr an nichts weniger, als an die einstige Strafe des Verbrechens denkt. Dieser Gedanke kommt in der Regel erst nach der That, wenn der Affect ausgetobt oder die Leidenschaft sich befriedigt hat; und sollte ein solcher Gedanke auch vor der That sich einfinden, so weiß der von der Neigung bestochene Verstand ihn durch die Vorspiegelung der sicheren Hoffnung, daß die That verborgen, oder der Thäter unentdeckt bleiben werde, auf sophistische Weise zu vertreiben oder zu neutralisiren. Die sittliche Bildung, mit der nöthigen Selbstbeherrschung begleitet, ist die sicherste und zuverläßigste Schutzwehr gegen Verbrechen, die jedoch nicht durch Todesstrafen herbeigeführt oder befestiget, wohl aber vermindert wird, weil euer sittliches Gefühl durch jede Barbarei auf die Folter gespannt wird. Und wenn die Abschreckung auch wirklich durch die Todesstrafe erreichbar wäre, darf ein Mensch zu einem solchen Mittel der Abschreckung entwürdigt und ihm dadurch die Möglichkeit seiner Selbstvervollkommnung geradezu abgeschnitten werden? Was endlich den Schutz des Staates anlangt, so klingt es in der That lächerlich, wenn ein Verein von Millionen von Menschen sich gegen einzelne unerzogene, durch die Verhältnisse bedrängte, oder sonst irregeleitete Verbrecher nicht anders sollte schützen können, als wenn er sie, gleich wilden Bestien, todt schlägt! Das Einsperren, dächte ich, würde dasselbe bewirken, wenn es unmöglich sein sollte — was selbst ich nicht behaupten möchte —, einen solchen Verbrecher zu erziehen und auf besseren Weg zu bringen. Laßt ihn arbeiten zum Besten der Familie des Gemordeten, so ist dieser mehr geholfen als durch dessen Hinrichtung, und begeht der Staat keine Ungerechtigkeit.

Ich. Das Rechtsgesetz fordert Vergeltung der That mit gleichem Maaße; dieß Gesetz ist tief in die Brust des Menschen geschrieben, und es hätte, wie Kant sagt, das Leben keinen Werth, wenn nicht das Rechtsgesetz um seiner selbstwillen unter den Menschen ge-

handhabt würde. Daher ruft bei solchen Hinrichtungen, die nämlich nach der vergeltenden Gerechtigkeit zu billigen sind, die Stimme des Volkes laut, daß dem Gerichteten recht geschehen sei; ja die meisten Verbrecher, die in sich gehen, ihr Verbrechen einsehen und es bereuen, gestehen es sich selbst, daß sie den Tod verschuldet haben, und wünschen diesen sogar als das einzige Mittel zu ihrer inneren Beruhigung und Aussöhnung. Und wenn du sagst, der Staat achte das Leben seiner Genossen nicht, weil er es selbst nehme und selbst Blut vergieße, so läßt sich hierauf erwiedern, daß der Staat eben deßhalb das Leben seiner Genossen als das höchste Gut halte, weil er durch die Todesstrafe ausspricht, daß es für die Entziehung dieses Gutes kein anderes gerechtes Aequivalent gebe, als nur wieder den Tod des Mörders.

Mephi. Euer Rechtsgesetz der Wiedervergeltung ist bloß das Naturgesetz des Gegenstoßes, und sonach das Gesetz der Rache. Ihr Alle habt eine physische Natur, und euch Allen liegt das Rachegefühl so tief im Innern, daß ihr natürlich Alle, wenn ihr einen Act der Rache ausüben seht, mit beiden Händen klatscht und acclamirt. Selbst wenn ihr ein schwächeres Thier von einem stärkeren überwältigt seht, möchtet ihr dem schwächeren helfen, weil das Naturgesetz des Gegenstoßes in euch bei jeder Erscheinung eines Conflictes zwischen ungleichen Kräften unangenehm afficirt und verletzt wird. Nennt ihr nicht selbst die Verfolgung des Beleidigers durch die Verwandten des Beleidigten, wie sie bei euren Vorfahren üblich war, die Privatrache? Diese Rache der Privaten hat später der Staat übernommen, sie in die Form des Gesetzes nach dem Naturgesetze des Gegenstoßes eingekleidet, und Gerechtigkeit genannt. Die Gelehrten, und insbesondere die Philosophen, suchten dafür einen „erklecklichen Satz," den sie auch in dem Rechtsgesetze fanden. Denn wer sucht, der findet; und es gibt keine Barbarei, keine Absurdität, wofür eure Gelehrten und Philosophen nicht von jeher zureichende Gründe in ihrem Gehirn gefunden hätten. Auf diese Weise wurde das Gesetz der Rache durch eine schmeichelhafte Selbsttäuschung in ein Gesetz der Gerechtigkeit umgewandelt, welche die Erziehung, die Religion, die in ihrer Entstaltung selbst der Blutrache in hohem Maaße huldigte, die Wissenschaft und die Gewohnheit völlig geheiligt haben.

Was sagt aber das Sittengesetz dazu, welchem, wie auch du zugabst, das Rechtsgesetz nicht widerstreiten darf? Spricht es auch, ihr sollt Böses mit Bösem, Mord mit Mord vergelten, und den gefallenen Mitmenschen vollends zertreten, anstatt ihm wieder aufzu-

helfen? Nicht wahr, das Rachegefühl würde euch zerbersten machen, wenn ihr einem Verbrecher, nach Vorschrift des Sittengesetzes, großmüthig verzeihen, ihn mit Liebe zu gewinnen und zu bessern suchen, und so seine böse That mit Gutem vergelten müßtet! Ihr nennt euch Christen, und doch befolgt ihr die hohe Vorschrift, die euch der Stifter eurer Religion so klar und deutlich gegeben hat, daß man dem Feinde verzeihen und dem Beleidiger Gutes erweisen solle, nicht nur nicht, sondern thut ihr grade das Gegentheil, und bezieht euch, um dieses Rachesystem mit einem religiösen Gewande zu umgeben, auf die barbarischen Gesetze der Juden. Ja der Staat übt diese Rache aus, ohne zuvor zu prüfen, ob er auch seinerseits die Pflichten, welche ihm in Bezug auf die Einzelnen obliegen, in Ansehung der zu Verbrechern gewordenen Genossen wirklich erfüllt, oder ob er nicht vielmehr durch seine Vernachläßigung derselben die Verbrechen mittelbar veranlaßt habe. Denke nur an den „braunen Peter.“

Eure Handhabung der vergeltenden Gerechtigkeit ist zudem nur ein Gaukelspiel, besonders wenn ihr vorgebt, nur zu strafen um der Gerechtigkeit willen, da die innere Schuld eines Menschen, die zudem von euch nie in ihrer wahren Beschaffenheit ermittelt, noch weniger beurtheilt werden kann, eine unendliche, weil eine sittliche, ist und durch physische Uebel, die kein Aequivalent gegen eine moralische Verschuldung sind, nie abgebüßt oder auf äquivalente Weise getilgt werden kann. Wenn die Verbrecher fühlen, daß sie den Tod verschuldet haben und das Leben ihnen eine Qual sein würde, so ist dieß sehr natürlich, weil sie zum Bewußtsein ihrer sittlichen Schuld gekommen sind, und ein Beweis, daß sie sich auf dem Wege der Besserung befinden und im Leben alles thun würden, um durch ihre Wirksamkeit das wieder gut zu machen, was sie an der Gesellschaft Böses verübt haben; keineswegs liegt aber darin für den Staat ein Grund der Rechtfertigung für die Hinrichtung derselben. Wenn ein Lebensüberdrüßiger dich bittet, ihn zu tödten, darfst du es thun, oder sollst du nicht vielmehr ihn aufzurichten und mit dem Leben auszusöhnen suchen? Wie kann der Staat ein Mittel zur sittlchen Vervollkommnung seiner Genossen sein, wenn er selbst das höchste Princip des Moralischen, das Gebot der großmüthigen Verzeihung, der liebreichen Aufhülfe des Gefallenen nicht nur verletzt, sondern diese Verletzung sogar in ein angebliches System des Rechts kleidet, und so auf den Ruinen des gestürzten Gebotes des Sittlichen, ein Gebäude des Unsittlichen aufrichtet?

Ich. Nach deiner Ansicht müßte der Staat den Verbrechern

wohl gar noch Prämien aussetzen und sie für ihre Thaten belohnen! Die Verbrecher würden dieß gewiß sehr billig finden, und jedenfalls mit dir einverstanden sein. Wirklich haben bereits Aerzte erklärt, daß die Verbrecher an den Verbrechen gar keine Schuld hätten, und man sie daher auch gar nicht strafen dürfe. Diese Männer sind ganz gewiß deiner Ansicht.

Mephi. Wir haben, Herr Publicist, heute unsere Rollen gegen einander ausgetauscht; und es freut mich, in dir einen so warmen Vertheidiger des uns so einträglichen Strafsystemes zu finden. Du wirst beinahe spitz und witzig; nur Schade, daß du, als die Natur die Stacheln austheilte, etwas stiefmütterlich behandelt worden bist. Immerhin freut mich dieß Wenige schon — ein Schelm, wer mehr gibt als er hat; — denn es beweis't mir wieder, daß man euch Menschen durch nichts mehr aufreitzen kann, als wenn man euch die nackte Wahrheit vorführt, und euch eure Fehler und Thorheiten ohne Beimischung wohlriechender Schmeichelei recht derb unter die Nase reibt. — Glaube mir, wir haben Prämien für eure Fehler und systematisirten Immoralitäten in Bereitschaft, die ihr einst ganz sicher empfangen werdet; und ihr sollt euch einst wundern, wie wir, ohne auf euren Universitäten Doctordiplome erlangt, erschlichen oder erkauft zu haben, eure Sünden und Laster euch ad oculos demonstriren können.

Ich. Nur nicht sogleich aufgebracht, Mephi! Denn daß du mit dem Sittengesetze es übertreibst, und nach deinem Systeme die Verbrechen an der Tagesordnung sein würden, mußt du selbst zugeben, wenn du aufrichtig sein willst.

Mephi. Ich bin gar nicht aufgebracht, ich kann dir im Gegentheile versichern, daß mir deine Ansicht recht sehr gefällt. Denn wenn Männer deinesgleichen, die für das Wahre und Gute zu kämpfen behaupten, das bestehende barbarische Strafsystem so warm vertheidigen, so dürfen wir nicht besorgen, daß es sobald in Verfall gerathen werde. Du siehst, daß ich gegen dich sehr aufrichtig bin. Uebrigens muß ich zu meiner Rechtfertigung, da wir einmal die Rollen gewechselt haben, noch bemerken, daß ich nicht behauptet habe, der Staat dürfe die Verbrecher nicht bestrafen, sondern er müsse sie belohnen. Dieß ist nur ein Mißverständniß von dir, das nicht befremden kann, da ihr Gelehrten so gern einander mißversteht, um Stoff zum Streiten und zu neuen Büchern zu erlangen. Denn das Strafen, insoweit es ein Mittel der Erziehung ist und so zur Besserung führt, ist nicht nur nicht gegen das Sittengesetz, sondern

vielmehr in dem Gebote desselben enthalten. Die Todesstrafe aber ist kein Erziehungs- oder Besserungsmittel, sondern hebt die Möglichkeit der weiteren Erziehung und der Besserung auf, und ist darum gegen das Sittengesetz. Ist es nicht eine Schande für euch, daß ihr eure gefallenen Mitgenossen, anstatt euch mit Liebe ihrer anzunehmen, sie aufzurichten, zu belehren, durch zweckmäßige Strafen zur Selbstbeherrschung zu gewöhnen und so sie für die Gesellschaft brauchbar und es ihnen möglich zu machen, an ihrer Selbstbestimmung zu arbeiten, mit kaltem Blute und sogar unter dem gleißnerischen Schein des Rechts und der Religion hinwürgt und mordet, als wenn sie schädliches Ungeziefer oder gefährliche wilde Thiere wären?

Nur als Erziehungs- und Besserungssystem läßt sich das Strafsystem mit dem Sittengesetze in Einklang bringen, und nur als solches kann es auch Frucht bringen und euren Staaten die Sicherheit gewähren, die menschlicherweise überhaupt möglich ist, und durch euer System der Barbarei und Immoralität nie erreicht werden kann. Und wenn es mir gelungen ist, diese Ansicht bei euch als die eines Teufels verdächtig und verwerflich zu machen, woran ich kaum zweifle; so habe ich meinen Zweck vollkommen erreicht.

Ich. Bei mir sollst du deinen Zweck verfehlt haben. Aber noch darfst du die Conversation nicht schließen; du mußt noch deinem Versprechen gemäß den Ausdruck: „Menschenopfer“ erläutern, der mir nicht klar ist.

Mephi. Es würde mir leid thun, wenn ich bei dir meinen Zweck verfehlt haben sollte. Zweifel, denke ich, sollen auch bei dir noch übrig bleiben, da du mir doch nicht so recht traucst, und diese reichen schon hin, dich wieder auf das alte Gleise zurückzubringen. Ihr Menschen habt eure hergebrachten Vorurtheile zu lieb, als daß ihr euch so leicht von ihnen trennen könntet. Alte Liebe rostet nicht, wie du weißt. — Was, um wieder zur Sache zurückzukehren, den Ausdruck „Menschenopfer“ betrifft, so dächte ich, daß er deutlich genug wäre, und keiner Erläuterung bedürfte.

Es gab, wie dir nicht unbekannt ist, unter euch Menschen von jeher verschiedene Menschenopfer. Diejenigen Völker, welche ihre Feinde den Göttern opferten, nennt ihr Barbaren. Sodann opferten die herrschenden Kirchen fast überall die Ketzer, Apostaten und Ungläubigen dem wahren Glauben, den natürlich die herrschende Kirche immer allein hat, weil sie die herrschende, d. i. die mächtigere ist. Hier agirt immer der Fanatismus als Opferpriester. Ferner werden

bei einigen Völkern die Weiber ihren verstorbenen Männern als Todtenopfer gebracht; eine Religionssitte, die, wenn sie bei euch eingeführt wäre, den Staaten viele Pensionen und den Wittwen der Beamten das Hungertuch ersparen würde. Die meisten Menschenopfer fallen weiters dem Kriegsgotte, dem die Herrschsucht als Oberpriesterin dient. Das Schlachten geschieht hier, wie du weißt, durch verschiedene, von euch zu diesem Zwecke in brüderlicher und sittlicher Gesinnung ausgedachte Instrumente, und der Altar heißt das Bett der Ehre, weil man es für eine große Ehre hält, diesem Gotte geopfert zu werden.

Die Menschenopfer endlich, welche ich hier im Sinne hatte, werden der Göttin Themis oder der Göttin der Rache dargebracht, welche sich, obwohl sie für die vorzüglichste der Staats-Laren gilt, mit der schlechtesten Menschensorte begnügen muß; was sehr ungallant ist, da der Mars die besten und kräftigsten der Jünglinge oft zu Tausenden auf einmal als Opfer empfängt. — Uebrigens trug zur Beibehaltung der letzten Art von Menschenopfern ganz vorzüglich eure, von mir schon früher, als von Selbstbeherrschung die Rede war, erwähnte religiöse Ansicht bei, daß man durch Reue einen Augiasstall von Sünden in einem Nu wegspülen könne. Dabei zweifeln eure Kleriker, die ja nicht mit dem armen Sünder plötzlich abzureisen genöthiget sind, und daher es nicht so genau zu nehmen pflegen, nicht im Geringsten, daß die Reue der armen Sünder oder der Schlachtopfer stets auch ernstlich und wahrhaft sei, obwohl sie in der Regel nur durch die Furcht vor dem Tode, die sie kaum mehr recht zur Besinnung kommen läßt, herbeigeführt wird. Ich habe mit großem Vergnügen gar oft die Kleriker, welche den Sündenabwaschungsproceß an dem Schlachtopfer vorgenommen hatten, in Reden nach der Hinrichtung die gläubigen Heerde versichern hören, daß der Gerichtete als ein reuiger Sünder bei dem Ewigen Gnade gefunden habe, geraden Weges in das Himmelreich abgefahren sei und nun dort im Schooße der ewigen Freuden schwelge. Es ist recht gut, daß die gläubigen Schaafe für solche historische Behauptungen keinen Beweis verlangen, welcher nicht so leicht zu erbringen sein dürfte. Ihr Menschen brüstet euch so ausnehmend mit eurer Vernunft, und seid doch in den wichtigsten Dingen so leichtgläubig und einfältig, wie kleine Kinder. Wißt ihr es, oder wissen es eure Priester denn so gewiß, daß eine solche par force Reue in der That den Rost der Sünden so rein wegpolire? Wäre es denn so ganz unmöglich, daß das Gegentheil der Fall sei? Wie? Wenn ihr jenseits nicht so viele Mittel

hättet, an eurer sittlichen Selbstbestimmung fortzubauen, wie sie euch — dießseits wirklich zu Gebote stehen? Wäre es dann, wenn es sich in der That so verhielte — mit Gewißheit könnt ihr es nicht verneinen — nicht doppelt grausam, solche Verbrecher in das unbekannte Jenseits ohne Gnade und Pardon zu expediren, und ihnen so alle Mittel der sittlichen Besserung, welche ihnen hier sicher zu Gebote stehen, mit einem Male völlig abzuschneiden? Was sagt die christliche Liebe dazu? Und wo diese in Wahrheit lebendig und thätig waltet, da wird sie zuverläßig das Gewisse dem Ungewissen vorziehen und einen Sünder nicht mit einem unbarmherzigen Gewaltstreich von dieser Erde in die — euch ganz unbekannte Ewigkeit verstoßen. Wäre also diese Liebe bei euch lebendig, ihr würdet die Todesstrafe längst verbannt haben. —

Zudem wird die Hinrichtung nicht einmal von der wahren Reue abhängig gemacht. Eure Justiz, die nach Religion und Moral ohnehin nichts fragt, läßt die Todesurtheile vollziehen, der arme Sünder mag Reue empfinden oder nicht, beten oder fluchen, auf eine göttliche Barmherzigkeit vertrauen oder verzweifeln, Gott oder uns zu Hülfe rufen, wie du bei dem „braunen Peter" gesehen hast. Diese letzteren Bemerkungen mögen genügen, um noch eure Zionswächter insbesondere in heiligen Zorn zu bringen, und dieses ebenso humane als christliche Institut der Menschenopfer ihrem frommen Eifer zur besonderen Protection zu empfehlen. Ich freue mich schon im Voraus auf die neuen Beweise, die sie zu den von jeher von ihnen angeführten, aus euren Religionsbüchern beibringen werden, um zu zeigen, daß die christliche Liebe nicht Verzeihung und Barmherzigkeit, sondern Rache und Mord gebiete. Denn, zu unserem besonderen Wohlgefallen, ist bei euch diese Liebe nur dem Namen nach bekannt, da ihr practisch von keiner anderen Liebe etwas wißt, als von der Selbstliebe, welche die Kehrseite der christlichen ist. Doch wir müssen eilig fort, dein Gastzimmer wird aufgeriegelt! —

---

## Vierzehntes Kapitel.

Nachgedanken über die Todesstrafe. — Charakter der Gegenwart. — Das Denken. — Der Tammelsberg. — Der Rodenberg. — Der Görzhäuser Hof. — Marbach. — Die Wasserleitung.

---

Mephi's Einwendungen gegen die Todesstrafe beschäftigten meine Gedanken noch lange nach meiner Zurückkunft. Er hatte in der That nicht Unrecht, wenn er sagte, daß auch bei mir noch Zweifel übrig bleiben würden. So viele Jahrhunderte haben diese Strafe sanctionirt, und so viele ausgezeichnete Gelehrte sie seit der Zeit, als man ihre Statthaftigkeit anzufechten begonnen hatte, vertheidigt und zu rechtfertigen gesucht; ja selbst in den neuesten Zeiten nimmt man diese hart angefochtene Strafart ganz besonders wieder in Schutz, wie die neuesten Gesetzesentwürfe und die Debatten darüber zur Genüge darthun. Aber ist dieß auch ein Beweis für ihre wirkliche Statthaftigkeit? Hat nicht jedes Vorurtheil, jede Barbarei, und jeder Unsinn stets in gleicher Weise Vertheidiger gefunden?

Wie eifrig verfocht nicht einst Benedict Carpzow die Ansicht, daß man mit dem Teufel Verträge abschließen und daß dieser als succubus und succuba mit Mädchen und Herren Umgang pflegen könne? Wie behutsam mußte nicht der edle und hellsehende Thomasius einst bei seinen Angriffen gegen Hexerei rc. auftreten, um nicht wegen derselben sein eigenes Leben in Gefahr zu bringen? Zauberei, Hexerei und Tortur — einst überall eingebürgert und von Niemanden angefochten — mußten dem Lichte der stets fortschreitenden Aufklärung allmälig weichen. Man würde sich jetzt schämen, solchen Dingen das Wort zu reden. Sollte es nicht auch der Todesstrafe einst so ergehen, und ein künftiges Jahrhundert, in welchem die Sonne der Bildung einen höheren Standpunkt erreicht haben wird, auf sie — als eine historisch gewordene Barberei ebenso zurückblicken, wie das gegenwärtige auf Zauberei, Hexerei und Tortur zurückschaut?

Man hat dieselbe bereits in den meisten Ländern bedeutend beschränken zu müssen geglaubt, weil man sie bei vielen Verbrechen,

auf welche sie früher angedroht war, für eine zu harte Strafe hielt, die mit dem Princip der Gerechtigkeit bei denselben nicht in Einklang zu bringen sei, und weil man von der grundlosen Ansicht, daß sie zur Abschreckung vorzüglich geeignet sei, immer mehr zurückkam. Aber noch ist die Zahl ihrer Vertheidiger größer, als die ihrer Gegner; ein Verhältniß, das bei allen Vorurtheilen und Irrthümern, die bisher angefochten wurden und dem Geiste der Zeit am Ende doch erliegen mußten, einst eintrat, ja immer eintreten muß, da auch die Bildung nur allmälig fortschreitet und keine Sprünge macht.

Die gegenwärtige Zeit, welche so viele Institute der jüngsten Vergangenheit zertrümmert oder bedroht sieht, und sich in dem bunten Wirrwarr der politischen und kirchlichen Verhältnisse nicht zurechtzufinden weiß, ist noch zu sehr eingeschüchtert und in Angst, als daß sie auf die Todesstrafe, die sie noch immer als einen erwünschten Nothanker ansieht, so bereitwillig verzichten sollte oder könnte. Auch sind die Angriffe gegen diese Strafe, noch zu wenig concentrirt und compact, und die Grundprincipien, worauf sie sich stützen, noch zu unklar, zu unsicher und zu wenig anerkannt oder beachtet. Ehe sie fallen kann und fallen wird, muß erst das Sittengesetz in seiner Tiefe und in seiner Beziehung auf die bürgerliche Gesellschaft erfaßt und anerkannt, und dessen innere Einheit mit dem Rechtsgesetze festgestellt, und muß das höchste Princip des Christenthums, die Liebe, als Selbstverläugnung und thätiges Leben für die Gesellschaft, in seiner Reinheit begriffen, in der Wissenschaft begründet und im practischen Leben als Richtschnur befolgt werden.

Zu solchen Dingen hat aber die jetzige Zeit keine — Zeit; sie muß erst aus der allgemeinen Confusion heraus und zur Besinnung kommen, die Eilfertigkeit zügeln, die Leichtfertigkeit zur Besonnenheit bringen, die Trägheit aufrütteln, die Zwietracht und das Mißtrauen außer Herrschaft setzen, reine und reelle Gesinnung anfachen, die Zungendrescherei gegen Werkthätigkeit vertauschen, und die Unschlüssigkeit durch Charakterfestigkeit verbannen, um zunächst einen festen Boden zum Bauplatze zu gewinnen.

Die Neuzeit ist noch nicht vollständig geboren; zur Hälfte ruht sie noch im Schooße der Vergangenheit, dem sie sich zappelnd zu entwinden sucht, aber sich nicht losreißen kann, weil sie noch an zu vielen und zu starken Banden hängt, und sich nicht mit Gewalt losreißen darf, weil sie sich sonst verbluten würde. Die vielen Accoucheure vollenden das Unheil; die Einen wollen die Zange anlegen, während die Anderen, die nach ihrer Meinung unreife Frucht in den

Schooß zurückzuschieben bemüht sind, so daß für Mutter und Kind das Schlimmste zu besorgen steht, wenn nicht die nahende Zukunft diesem Gezanke der unverständigen Kunstverständigen durch einen Kaiserschnitt ein Ende macht, was sehr wahrscheinlich ist. Dann erst, wann die Neuzeit vollständig in's Leben getreten, sich ihrer selbst bewußt geworden und in ihrer Herrschaft allgemein anerkannt und befestiget worden sein wird, kann sie auch an ihre häusliche Einrichtung mit Ruhe und Besonnenheit denken, und die veralteten und wurmstichigen Möbel gegen neue und moderne, wie solche die zartere Sitte, die feinere Bildung, der moralische Anstand, die strengere Wissenschaft und die reineren Religionsansichten verlangen, mit verständiger Umsicht vertauschen. Dann wird sicher auch das ganze jetzige Strafsystem umgestaltet und die Todesstrafe aus dem Hause geschafft werden; dann wird .... hier unterbrach Mephi's Ankunft meine Selbstbetrachtungen.

„Laß'," sprach er, meine Gedanken durchschauend, „laß deine Zweifel über die Todesstrafe fahren, die du weder eingeführt hast, noch abschaffen kannst. In eurer jetzigen Zeit vermögen Einzelne ohnehin nichts; die Massen sind das thätige Element geworden, und die Massen sind das Instrument der Ereignisse, nicht des besonnenen Denkens und des überlegten Fortschrittes. Es fehlt eurer Zeit an großen Männern, an hervorragenden Charakteren, welche die Massen, diese vielköpfigen und kopflosen Hydern mit kräftiger und gewandter Hand zu bändigen und in Werkzeuge großer Pläne umzuschaffen und auf diese Weise der Zeit Frische und organisches Leben einzuhauchen, ihr Colorit und Richtung zu geben, kurz dem Zeitalter das Gepräge ihres Genie's aufzudrücken im Stande wären. Eure Politiker und Staatsmänner sind ohne haltbare, der großen Lehrmeisterin Geschichte abgelernte Principien, darum ohne Voraussicht, ohne Einsicht in den Geist der Zeit und in sein tieferes Wirken, ohne tief durchdachten Plan, ohne festen Entschluß, ohne Energie, Willenskraft und Charakterstärke; sie erwarten und belauschen die kommenden Ereignisse, wie Wäscherinnen das günstige Wetter zum Trocknen der Wäsche, und suchen dann, wenn das kolossale Rad der Zeit ein Ereigniß in's Dasein gestoßen hat, von diesem mit zänkischem Wetteifer und kleinlichtem Neide untereinander möglichst zu profitiren, und von dem Manna, das vom Himmel gefallen, soviel einzusammeln, als sie mit ihren schwachen Händen aufzuraffen vermögen. Und wo sie den Ereignissen vorgreifen oder Richtung geben wollen, da geschieht es meist mit Unkenntniß und Unsicherheit

ohne Verstand, Geschick und Tact, gleichsam nur versuchsweise, oder sind ihre Einwirkungen gar brennende Lunten, womit sie die aufgehäuften Brennstoffe der Zeit entzünden, und anstatt geregelter Begebenheiten zerstörende Explosionen herbeiführen. Kurz, ihr lebt in einer Zeit der Ereignisse; und wenn die Ereignisse die Völker sattsam hin- und hergerüttelt haben werden, dann werden sie sicher auch wieder Männer aus dem Schooße der Zeit herausrütteln, die mit kräftigem Geiste, festem Willen und gewandter Hand ordnend in die Verwirrung eingreifen werden; und dann, fürchte ich, wird auch die Todesstrafe vor Gericht gefordert und — hingerichtet werden! Mühe dich also nicht mit unnöthigen Gedanken ab, sondern erwarte, wie die Politiker, die Ereignisse der Zeit."

„Du hast recht, Mephi," entgegnete ich. „Je gedankenloser man dahin lebt, desto weniger hat man zu leiden, desto besser schmeckt das Essen und Trinken und desto mehr Hoffnung hat man, ein hohes Alter zu erreichen. Kein Wunder ist es daher, wenn väterlich gesinnte Regierungen, in Uebereinstimmung mit der mütterlichen Obsorge der römischen Kirche, Alles aufbieten, und Quarantänanstalten errichten, um das große Uebel der Zeit, die Denksucht von ihren Völkern abzuhalten. Das Denken hat die kirchliche Einheit in hunderterlei Secten gespalten, die politischen Parteiungen aller Art und Farben hervorgebracht, die bequemen und einfachen Herrschafts- und Regierungssysteme zertrümmert, lästige und verderbliche Constitutionen hervorgerufen, Revolutionen erzeugt, kurz die göttliche Ordnung in Staat und Kirche, wornach, wie ein Gott, so auch ein Glaube, eine Kirche und ein Herr sein soll, umgestürzt, und so Staat und Kirche an den Rand des Verderbens gebracht. Man stelle sich vor, was werden sollte, wenn z. B. die Schaafe, wovon ein Hirt mit einem Hunde Tausende hüten und in Ordnung halten kann, mit einem Male die Denksucht befallen, und jedes von ihnen Aufschluß und Rechenschaft über die Handlungen des Hirten verlangen und beim Scheeren, Mästen, Schlachten u. s. w. nach dem Warum und Wie fragen würde? Sie würden zwar nichts desto weniger geschoren, gemästet und geschlachtet werden, aber ihren Herren und Hirten unsägliche Mühe und Arbeit verursachen, und sich selbst nur unglücklich machen, da das Nachdenken über ihr Loos ihnen nur das Leben und die Weide verbittern würde, während sie sich bei ihrer Gedankenlosigkeit so glücklich fühlen, daß sie sich scheeren und schlachten lassen, ohne nur im Geringsten zu mucksen.

Die Schaafe sind das wahre Vorbild der Völker, die sogar im

neuen Testamente Schaafe und Lämmer genannt werden, und die so glücklich, wie ihr Vorbild und Muster, sein würden, wenn sie denselben auch in der Gedankenlosigkeit stets treu geblieben wären; und welche Sorgen und Kümmernisse hätten sie dadurch nicht ihren von Gott gesetzten Hirten des Staats und der Kirche erspart? Wer das Denken fördert, ist daher ein wahrer Feind und Verführer der Völker, deren Ahnherr Adam noch mit allen seinen Kindern und Nachkommen im Paradies sein würde, wenn er und sein Weib den Baum der Erkenntniß ungepflückt gelassen und so nie zu denken angefangen hätten. Das Denken macht neugierig, naseweis, schnippisch, eigensinnig und störrig, und ist sonach mit der ersten und höchsten Pflicht eines guten Unterthans, mit dem blinden unbedingten Gehorsam, rein unverträglich. Wie väterlich war es daher nicht, daß der König von Sardinien den ärmeren Unterthanen das Lesen- und Schreibenlernen ganz verboten hat?

Ich vergesse nie die weisen Lebensregeln, welche ein greiser Mönch mir einst mittheilte, als ich ihn fragte, wodurch er es zu einem so hohen Alter gebracht habe, und welche folgende sind: 1) „semper bene parlare de domino suo Priore; 2) officium suum facere taliter qualiter, et 3) sinere vadere mundum, sicut vadit."

In der That goldene Regeln, die man nicht genug beherzigen kann; sprecht allzeit gut von euren Oberen, denn Gott hat sie euch gesetzt; thut eure Schuldigkeit, die euer Stand euch auflegt, so gut es gehen mag, und kümmert euch nicht um den Lauf der Welt, die ihren Weg allein finden kann, und sich selbst vorsehen mag, daß sie nicht ausgleite. Der Mensch braucht nicht mehr zu denken, als nöthig ist, um seine physischen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, das Wachsthum der Wolle für seine geistlichen und weltlichen Hirten zu fördern, wofür ihn diese hienieden und jene jenseits glücklich machen, und sich der ihm gegen Staat und Kirche obliegenden Pflichten zu erinnern und sie — „taliter qualiter" — zu erfüllen.

Was wäre mit einem Kriegsheer anzufangen, wenn die einzelnen Soldaten über das Thun und Lassen und die Befehle der Officiere zu denken und von diesen für alles eine zureichende Ursache zu begehren sich erdreisten sollten? Wie glücklich und ruhig leben die Unterthanen nicht in jenen Staaten, in welchen man die Gedankenlosigkeit in politischen und kirchlichen Dingen rein und gesund zu erhalten verstand? Keine politische Reform wird da begehrt; neue Speisen, neue Moden, Romane, Bilder und Liebschaften sind hin-

reichend, die natürliche Veränderungslust der Menschen zu beschäftigen. An die Stelle der politischen Kannengießerei treten die weit näher liegenden und amüsanteren Stadtklatschereien, und religiöse Sectirerei ist vollends eine Unmöglichkeit, da blinder gedankenloser Glaube das erste Dogma der Kirche ist. Hätte man das verderbliche Sprüchwort: „Gedanken sind zollfrei" nie aufkommen lassen, sondern dafür jeden Gedanken, der über die bürgerlichen Verhältnisse hinausging, sogleich confiscirt und vernichtet, und das Sprüchwort: „Gedankenlosigkeit ist zollfrei," in Gang gebracht, so wäre es mit der Gedankensucht nie so weit gekommen, und hätten die Völker fortwährend, wie etwa in China oder in Fajakien, ein glückliches häusliches Stillleben geführt. Doch alle Jeremiaden sind jezt vergeblich; die Seuche ist einmal da und wird sobald nicht wieder aufhören. Ich aber will mich von dem Uebel möglichst zu kuriren suchen. Laß uns daher hinaus in die gedankenlose Natur, welche gleichwohl regelmäßig exercirt und manövrirt, wie das geübteste Kriegsheer, und von ihr lernen, gedankenlos glücklich zu sein."

Mephi lächelte, indem wir dem Tammelsberg zugingen und sagte: „du hast gar nicht Unrecht; wer nicht denkt, der zweifelt auch nicht, und der Zweifel ist der Zerstörer eures Glückes, zu dessen Begründung die sinnliche Natur und eine gläubige Imagination völlig genügen; jene gibt Lebensgenuß für hier, und diese den Hoffnungsgenuß für jenseits. Der Gedanke hat durch sein Kind, den Zweifel, die reinen Lebensblüthen ihrer Frische, ihres Schmuckes und ihres Wohlgeruchs beraubt, Zwietracht erzeugt, den frommen Glauben gemordet oder doch ihm die Flügel versengt, den schön geschmückten und ausgemalten Himmel verwüstet, und sogar unsere und unseres Reiches Existenz bestritten; und was bot er euch für alles dieses Unheil? — eben den Zweifel, diesen Räuber und Mörder eures Glückes."

„Ach, Mephi," entgegnete ich, „laß mich jezt mit deinem Gedanken und seinem Kinde, dem Zweifel, ungeschoren; ich will mich an dem Anblicke der Natur laben."

Wir stiegen auf den Tammelsberg, der auf der westlichen Seite von Marburg liegt, und in einer Viertelstunde von der Stadt aus erreicht werden kann, wenn man nicht, anstatt der Schloßbergallee, den freundlichen Weg über den Rodenberg vor dem Barfüßerthore wählt, der, zwischen Gärten durchführend, nicht um vieles weiter ist.

Dieser Berg, der sich dem Schlosse gegenüber frei über die umliegende Thalgegend erhebt, mit mehreren Rundgängen, die allmälig

auf den ebenen Scheitel desselben führen, mit Boskets, Lauben, Pavillons, Bänken, Tischen, Stein- und Moossitzen, und auf der Anhöhe mit einer halbzirkelförmigen Hütte versehen ist, und durch freiwillige Beiträge in gutem Zustande erhalten wird, ist das anmuthigste Lustwäldchen in der nächsten Umgebung Marburgs, ja ein wahres Kaleidoscop von Bildern und Rundgemälden, die man von ihm aus sehen kann, und die mit jedem Schritte vorwärts und aufwärts rundherum in einer seltsam überraschenden Weise abwechseln. Dieselben Gegenstände erlangen, durch die stets wechselnde Gruppirung mit anderen mittelst der Veränderung des Gesichtspunktes, eine äußerst reizende Mannigfaltigkeit. So erblickt man z. B. das Schloß, die Stadt, Spiegelslust, das Gießerthal mit dem Frauenberg, das Homberger Wäldchen, Ockarshausen, den Rodenberg mit den hohen Hintergebirgen, die das schweizerische Dorf Marbach mit seinen Wiesen, Fluren und den daranstoßenden Waldhöhen, die Ketzerbach, die Elisabethkirche, die Kirchspitze, den Weinberg und einen Theil des Kasseler-Lahnthals bald einzeln, oft nur theilweise, bald in seltsamer Verbindung miteinander.

Die Waldung selbst, durch deren bald größere, bald beschränktere Lichtung ganz vorzüglich der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Bilder und Scenen hervorgebracht wird, besteht aus verschiedenen Holzsorten, aus Birken, Akazien, Pappeln, Lerchen, Tannen, hauptsächlich jedoch aus Buchen und Eichen. Freundlich reichen sich diese Bäume ihre Aeste einander zu, um über die stets trockenen Fußwege schattige Wölbungen zu bilden, welche die Strahlen der Sonne als goldene Arabesken so malerisch schön ausschmücken. Wenn in den Gebüschen und auf den Bäumen die Vögel, und unter ihnen die Nachtigallen, ihre verschiedenen Gesänge, Triller und Töne wetteifernd erschallen lassen, der Wind durch die Eichen braus't, und man die grüne Wölbung in zitternder Bewegung über sich rauschen hört, so glaubt man in einem Tempel der Natur zu wandeln, und möchte man auf seine Kniee hinsinken, um in die erhabene Gottesfeier mit einzustimmen. Die Vögel singen den Chor, der Wind orgelt und die Natur selbst predigt als hohe Priesterin durch die Hieroglyphen ihres bunten Schmuckes von der Liebe und Güte des Schöpfers und von irdischer Vergänglichkeit und Unbeständigkeit und weiset so auf das, hinter den gleißenden Staub-Formen und Hüllen verborgene Geistige, als das Unwandelbare und Bleibende, mit einer das Gemüth tief ergreifenden Beredsamkeit hin. Ach wie oft habe ich diesen

Tempel besucht, und mich geistig erquickt und gelabt an den erbauenden Reden dieser Priesterin!

Als ich dieses Mal das Heiligthum betrat, hatte sie das Festgewand bereits abgelegt; die Blätter, diese Zierden und Lebensorgane, waren theils schon gefallen, theils, mit den Farben des Todes bezeichnet, dem Falle nahe, die schattigen Hallen gelichtet und die verschlungenen Aeste Skeletten ähnlich, durch welche der Wind mit hohler gebrochener Stimme, wie aus einer kranken Brust und einem zahnlosen Munde, mühsam blies; der Choralgesang der Vögel war verstummt, nur hie und da krächzten Raben, diese Boten und Freunde der Verwesung; das Grün der Gräser begann zu erblassen, und da und dort verkündeten ernste Herbstblumen auf dem Grabe des entschlummernden Lebens, das einstige Wiedererwachen desselben, so wie das im schönen Dunkelgrün frisch auflebende Moos auf dem verfallenden Gestein und dem Moder der Erde die große Lehre aussprach, „daß die Verwesung der Weg zum Leben sei.“ Die hohe Priesterin selbst flüsterte mir vernehmlich zu: „Sieh, mein Sohn, in meinem Wechsel ein Bild des menschlichen Geschickes! Ist der Mensch im Schooße des Glückes, so drängt sich Alles schmeichelnd um ihn herum, um sich in dem Glanze seines Glückes zu sonnen und von den Gaben desselben zu laben; wenn aber die rauhen Stürme des Lebens ihn aus diesem Schooße herausschütteln und in die kahle düstere Wüste des Unglücks schleudern, dann kehren ihm alle Schmeichler, Bewunderer, Bettler und falschen Freunde den Rücken, und nichts folgt ihm als die wahre Liebe und die wahre Freundschaft, die ihn, wie die Blumen auf meinem Grabe, tröstend aufrichten und stärken mit dem Balsam der Theilnahme, auf den wiederkehrenden Frühling besserer Tage hinweisend. Und wenn der Mensch im Glücke die belebende geistige Kraft nicht vergeudet, sondern wie ein Heiligthum treu bewahrt und mit emsiger Sorge pflegt, und sich mit den geistigen Banden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe fest mit dem Urgeiste verbindet; dann kann er ruhig dem Wechsel des Glückes, wie ich dem Wechsel der Jahreszeiten, entgegen sehen. Mag auch der rauhe Nord die Blüthen seines irdischen Lebens zerknicken und die grünen Blätter seiner Freuden verwüsten, so daß er kahl dasteht, wie meine Eichen im Winter; er hat, wie diese, seine geistige Lebenskraft noch unversehrt in seiner Brust, und wird mit dieser stets wieder einen neuen Frühling schaffen und neue Blüthen und Blätter treiben; und wenn einst seine irdische Hülle in meinen Schooß zurücksinkt, dann schwingt sich sein Geist, fessellos aus der Region des Wandel-

baren in die heiligen Sphären des Bleibenden empor, um einen überirdischen Frühling zu beginnen; der Glaube wird dann Licht, die Hoffnung Wahrheit und die Liebe ewiges Leben sein."

Wir erreichten endlich die Fläche auf dem Scheitel des Berges, auf welchem der Gesichtskreis sich zwar weiter ausdehnt, als tiefer unten, aber nur an zwei Punkten sich dem Auge öffnet, indem die waldige Einfassung des geebneten Platzes an den übrigen Stellen jede Aussicht hemmt. Von dem einen Punkte aus, kann man mit einem Fernrohr sogar Gießen sehen.

Diese ziemlich geräumige Ebene mit der vor ein paar Jahren erbauten und seitdem sehr verbesserten, grünlich angestrichenen Hütte, unter welcher ein paar Dutzend Menschen Schutz gegen Regen finden können, wird im Früh'ahr, Sommer und Herbst an den Dienstagen von der „Dienstagsgesellschaft" regelmäßig besucht, um die Abende mit Musik, Tanz und Picknick zuzubringen. Diese Gesellschaft hatte früher als Donnerstagsgesellschaft, eine Ebene weiter unten am Berge nicht ferne von einer Schaukel, die jetzt ruinirt ist, zu gleichen Zwecken an Donnerstagen benutzt. Es ist in der That kein Ort zu solchen Vergnügungen passender als der Tammelsberg, welcher außer den mannigfaltigen einsamen Promenaden, Lauben und Sitzen seinen Gästen stets auch frische gesunde Luft zum Genusse bietet.

Wir gingen auf der westlichen Seite, auf welcher man bis zu dem ersten Fußpfade um den Berg herum auch zu Wagen kommen kann, herab, und über den Rodenberg auf der neuen Chaussee zwischen den Feldern hindurch, bis zu dem höchsten Punkte desselben hinauf. Ehe man diesen erreicht hat, erblickt man schon, wenn man sich umwendet, in der Ferne Amöneburg, das Schloß und den Frauenberg. — Der Rodenberg, auf welchem keine Bäume die Aussicht hemmen, übertrifft sogar den Tammelsberg an Mannigfaltigkeit und Großartigkeit der Panoramen, die gleichfalls nach der geringsten Veränderung der Stand- und Gesichtspunkte auf eine wahrhaft überraschende Weise wechseln. Die bunten Farben der Felder und der Gesang der Lerchen geben ihm überdieß noch einen eigenthümlichen Reiz; nur muß man solche Jahres- und Tageszeiten wählen, wo die Sonnenhitze nicht zu sehr incommodirt. Auf dem Gipfel dieses Berges kann man das nordwestlich von Marburg liegende Thal mit mehreren Dörfern, z. B. Cyriarweimar, Kirchberg, Elnhausen, Dagobertshausen, das wegen einer enormen alten Eiche bekannt ist, und selbst das Thal hinter dem Frauenberge, theilweise über-

schauen. Auf diesem höchsten Punkte steht ein Observatorium, welches die Landesvermessungscommission vor mehreren Jahren errichtet hat. Von allen Seiten des Rodenbergs, unten, in der Mitte und oben kann man verschiedene, weitere und nähere Spaziergänge, z. B. nach Ockarshausen, nach Marbach, nach Kirchberg, und auf der sogenannten alten Weinstraße in der nahen Waldung über den Rücken derselben nach Elnhausen, oder nach dem fernen Goßfelden u. s. w. einschlagen, und überallhin auf mehreren Fußwegen gelangen.

Die angenehmsten Promenaden sind: um dem Fuße der Koppe herum; auf dem Rande des Berges, welcher Feld und Wald scheidet und die Seitenwand des Kirchberger Thals bildet, hinüber bis zum Ziegenberg und von da hinab nach Ockarshausen; nach dem Görzhäuser Hof unten am Fuße des Waldes, durch den man allmälig in das genannte Thal hinabsteigt und bei dem Hofe anlangt, welcher zum deutschen Hause gehört, jetzt einen Pächter zum Besitzer hat und einen äußerst ländlich freundlichen Aufenthalt gewährt, und zu welchem man auch von der Ketzerbach aus durch einen angenehmen Waldweg, so wie über Marbach auf einem Pfade durch den Wald kommen kann; nach Dagobertshausen über den Waldrücken hinab oder über Kirchberg am Fuße des Waldes hin; nach Ockarshausen quer über die Felder nicht ferne vom Tammelsberg, oder von der Ecke des Berges durch ein Birkenwäldchen und von da durch ein Feldthal hinab; nach der Marbach durch ein dahin führendes Thal, in das man in der Mitte des Berges oder oben an demselben einlenken kann, oder über den Katzenbuckel; nach dem Störzhäuser Hof im Walde u. s. w.

Wir gingen durch das herbstliche Thal nach dem Dorfe Marbach hinab, welches zwischen ländlich freundlichen Hügeln und zum Theil auf einem derselben liegt, und im Sommer nicht selten von Marburgern besucht wird, um sich mit frischen Molken zu laben, und stiegen den, östlich vom Dorfe sich erhebenden Berg hinan, um auf demselben eine Promenade durch die städtische Wasserleitung, zwischen jungen Kiefern, am Rande des Berges zu machen und die herrliche Aussicht auf das Dorf Marbach hinab und auf den Tammelsberg, das Schloß, das Dorf Kappel und den Frauenberg und dessen Umgegend hinüber zu genießen. Auch dieser Berg, den man am Bequemsten von der Ketzerbach aus besteigt, bietet auf seiner weiten Fläche die anmuthigsten Spaziergänge, z. B. nach dem Dorfe Michelsbach, nach dem Görzhäuser Hofe und nach dem Dorfe

Werda dar. — Doch Mephi mahnte an die Heimkehr, die uns hinderte, zwischen den Gärten in die Ketzerbach hinabzusteigen, da sie eilig erfolgen mußte; weßhalb wir sofort von der Wasserleitung über das von der Stadt nach Marbach führende Thal hinüber nach dem Schlosse flogen.

## Fünfzehntes Kapitel.

**Die Bestellung einer Constitution. — Der Kriegsrath. — Wilhelm Z . . . . . d und seine Frau Magdalena. — Der Amtseid. — Der Staatsschutz. — Der Staatshaushalt. — Europa's Leitung und Diplomatie.**

---

Am zweiten Tage nach meinem Ausfluge in die nachbarliche Umgegend des Schlosses folgte ich meinem Begleiter in einer, von ihm vorgeschlagenen Excursion, von welcher in diesem Kapitel Rechenschaft gegeben werden soll. Wir kamen zunächst nach langen Irrfahrten, die Mephi nun einmal nicht lassen konnte, in der Stadt M...... an, wo wir, es versteht sich, ganz unsichtbar, in das Zimmer eines großen Publicisten traten, welcher eben seine gründlichen Forschungen über die verschiedenen Hauswappen der Standesherren und der souverainen Fürstenhäuser einem Schreiber in die Feder dictirte. Wir horchten dem hagern, ziemlich großen Manne mit einem Vollmonde auf dem gelehrten Haupte und einer ziemlich spitzen Nase einige Minuten zu, als es an seiner Thür pochte. „Herein!" rief er, und ein elegant gekleideter Mann, mit einigen Orden geziert, trat in das Zimmer; worauf sich nach den üblichen gegenseitigen Verbeugungen und nachdem der Amanuensis entlassen worden war, folgendes Gespräch zwischen dem Gelehrtrn, den ich mit X. bezeichnen will, und dem Fremden — der A. heißen soll — entspann.

A. Habe ich die Ehre, den Herrn .... X. vor mir zu sehen?

X. Ihnen zu dienen.

A. Ich bin der Geheime-Rath A., im Dienste des Durchlauchtigsten Fürsten von . . .

X. Es freut mich, die Ehre zu haben, einen so ausgezeichneten Staatsmann persönlich kennen zu lernen. Darf ich bitten, die Güte zu haben, auf diesem Sopha hier gefälligst Platz zu nehmen. (Dieß geschah, und Herr X. setzte sich auf einen Stuhl, dem Besucher gegenüber.)

A. Ich komme im Auftrage meines gnädigsten Fürsten, der

mir um so schmeichelhafter ist, als er mir eine erwünschte Gelegenheit darbietet, einen so berühmten Mann persönlich kennen zu lernen und ihm meine innigste Hochachtung zu bezeigen.

X. (Sich tief verneigend). Zu viel Ehre, Ew. Excellenz, zu viel Ehre!

A. Ehre, wem Ehre gebührt. Mein Auftrag, um mit Ihrer gütigen Erlaubniß sogleich auf diesen überzugehen, vorausgesetzt, daß Sie jetzt Zeit haben, ihn anzuhören, (was durch eine stumme Verbeugung von X. bejaht wurde) betrifft eine höchst wichtige Landesangelegenheit, in welcher mein Fürst und Herr Ihren weisen Rath und Ihre gewandte Feder in Anspruch zu nehmen beschlossen hat, wenn Sie anders dem Vertrauen, welches Höchstderselbe auf Ihre großen Kenntnisse und Ihre Gesinnung setzt, zu entsprechen geneigt sein sollten.

X. Dieses hohe Vertrauen, welches ich ganz zu würdigen weiß, ist für mich sehr schmeichelhaft, und ich werde demselben mit Eifer und Vergnügen entsprechen, insofern die fragliche Angelegenheit nicht meine schwachen Kräfte übersteigt.

A. Sie sind zu bescheiden, Herr X., da wir practischen Staatsleute nur zu gut wissen, was Ihre Kräfte zu leisten vermögen.

X. Zu schmeichelhaft, Ew. Excellenz, zu schmeichelhaft!

A. Keine Schmeichelei, Herr X., sondern Wahrheit! Ich kann nun, Ihrer gefälligen Erklärung zufolge, den Inhalt meines Auftrages Ihnen näher mittheilen. — Die Unterthanen meines gnädigsten Herrn hat auch, und zwar schon seit längerer Zeit, das in Deutschland allgemein grassirende Constitutionsfieber — ich darf mit Ihnen wohl ohne Rückhalt sprechen (X. lächelte und nickte beifällig) — so sehr ergriffen, daß mein Fürst und Herr, der bereits vor mehreren Jahren eine Constitution versprochen hat, die Erfüllung des Versprechens nicht wohl länger unerfüllt lassen kann, da man, unter Beziehung auf den Art. 13 der deutschen Bundesakte von allen Seiten auf diese Erfüllung dringt.

X. Ich las in den Zeitungen zu meinem Erstaunen, daß dieses Fieber, wie Ew. Excellenz sich so richtig ausdrückten, leider noch nicht ausgetobt, sondern sogar das Fürstenthum N. ergriffen hat. Die Deutschen, diese Barbaren des Abendlandes, sind bloße Haus- und Rechtsvölker und rein staatsunfähig, und dennoch wollen sie Constitutionen haben!

A. Mein gnädigster Fürst ist auch völlig überzeugt, daß seine Unterthanen nur ein zu seinem erlauchten Hause gehöriges Volk

seien; er glaubt aber dennoch dem Drange der Umstände nachgeben zu müssen, um Schlimmeres zu vermeiden.

X. Wäre man in Hannover etwas vorsichtiger zu Werke gegangen, so wäre das Constitutionsfieber jetzt gewiß zu Ende.

A. Sie haben ganz recht. Die deutschen Völker lagen schon in einem erwünschten Constitutionsschlummer. Hannover weckte sie wieder auf. Kinder ennuyren sich bald an jedem Spielzeuge, sobald man sie ungestört spielen läßt; will man ihnen aber das Spielzeug, das sie selbst schon fast vergessen haben, mit Gewalt nehmen, so fangen sie an zu lärmen, zu schreien und zu toben, und halten an demselben so fest, als wenn es ein ganz neues wäre.

X. Wie vortrefflich Ew. Excellenz die Geschichte des deutschen Constitutionalismus auffassen! Seit dem Vorfalle in Hannover ist dieses constitutionelle Spielzeug wirklich wieder das allgemeine Feldgeschrei geworden, das unangenehm an das fatale Jahr 1830 erinnert.

A. Sogar in unserem Ländchen merkt man die Nachwehen jenes Vorfalles. Man würde sich ganz gewiß bei dem Versprechen beruhigt, und dieses selbst bald vergessen haben, wenn derselbe unterblieben wäre.

X. Der König von Hannover mußte die Constitution selbst gebrauchen, um sie allmälig zu zertrümmern, was ein Leichtes gewesen wäre und ohne Aufsehen zu erregen hätte geschehen können. Dadurch würde er seinen löblichen Zweck, der jetzt sehr problematisch ist, sicher erreicht und allen deutschen Fürsten einen großen Dienst geleistet haben. Doch jetzt ist es zu spät; der Eindruck, den der unvorsichtige Eifer des Königs für die gute Sache in Deutschland gemacht hat, läßt sich nicht so leicht wieder auslöschen.

A. Dieß ist auch meine Ansicht. Nur durch kluges Nachgeben ist es möglich. Deßhalb will auch mein gnädigster Herr die Aufregung des Volkes durch eine Constitution beschwichtigen.

X. Aber Ew. Excellenz haben Sich mit dieser Angelegenheit wohl an den unrechten Mann gewandt. Sie wissen, ich bin ein Feind dieser neuen Constitutionen, denen die sogenannten Liberalen ihre revolutionären Ideen zum Grunde legen, und halte überhaupt das „Repräsentativsystem" für eine bloße „Täuschung."

A. Ich glaube umgekehrt mich gerade an den rechten Mann gewandt zu haben, da die Constitution, welche mein Fürst seinem Volke zu geben gesonnen ist, eben eine solche „Täuschung" sein soll. Er ist nicht geneigt, nur ein Jota von seinen Rechten fahren zu lassen, und will daher dem Volke nicht mehr und nicht weniger ver-

willigen, als ein beschriebenes und mit Siegel versehenes Papier, „Constitution" oder „Landesverfassung" genannt.

X. Also eine Constitution, die nichts constituirt, sondern Alles beim Alten läßt. Ha! ha! ha!

A. Richtig; die aber doch alles enthalten muß, was in eine solche Constitution nach der allgemeinen Mode gehört.

X. Ich verstehe Ew. Excellenz; es soll eine Constitution sein, in welcher die Grundsätze des mittelalterlichen Fürstenrechtes der Kern und die neuen Theorien der Liberalen die glänzende und leicht bewegliche, gleichsam sich selbst vernichtende Schaale sein sollen.

A. Sie haben mich ganz begriffen; nur muß der geltende Kern durch die nichtssagende und doch prunkende Schaale möglichst verhüllt werden.

X. So meine ich es auch; die Schaale soll den Kern, wie dichter Gaze-Ueberzug ein kostbares Möbel, verhüllen, aber, wie dieser, nach Belieben weggenommen werden können, ohne den Kern zu verletzen.

A. Ganz recht.

X. Die Aufgabe ist zwar schwierig, jedoch theilweise schon in vielen Constitutionen gelös't.

A. Ich gebe die Schwierigkeit gern zu, da es gewiß schwierig ist, viel zu sagen, ohne etwas gesagt zu haben; ich bin aber überzeugt, daß Ihre Gewandtheit dennoch glücklich zum Ziele kommen wird.

X. Ew. Excellenz haben eine zu gute Meinung von mir, obwohl ich selbst kaum zweifle, daß ich eine solche nichts wesentlich Neues constituirende Constitution zu Stande bringen werde. — Ich habe hier, wie Ew. Excellenz sehen, einen großen Vorrath von Collectaneos, und darunter auch manche, die ich zu dieser Arbeit brauchen kann. Die Collectanea sind für uns Leute vom gelehrten Handwerk, was der Blüthenstaub für die Bienen ist; diese bauen aus ihren Collectaneen Zellen u. s. w. und wir machen aus den unsrigen neue Bücher, He! He! He!

A. Das ist wohl bei Ihnen nicht der Fall; Sie sind in allem originell, und schöpfen bei Ihren Werken stets nur aus dem Born Ihres eigenen Genie's!

X. Zu gütig! Ew. Excellenz, zu gütig! Man kann doch immer die Collectaneen als Noten oder als Stoff zur Bestreitung und Widerlegung gebrauchen, und auch hier und da einen fremden, halbvergessenen Gedanken als einen eigenen mitunterlaufen lassen; das Werk wird dadurch gelehrter und dickleibiger, was, wie einleuchtet,

nicht ohne Nutzen ist. Doch um wieder auf unsere Angelegenheit zu kommen, erlauben Ew. Excellenz, daß ich einige Proben vorlege?

A. (sich verneigend) Sie werden mich sehr verbinden.

(X. holte eine Handvoll Collectaneen und sagte:) diese Collectaneen enthalten jedoch nicht bloß fremde Ansichten, sondern sind größtentheils eigene Gedankenspäne die ich gelegentlich aufzeichnete, um sie nicht wieder zu vergessen. Sie wissen, der Geist sprüht nicht immer, und wenn man die ausgesprühten Funken nicht festbannt, so gehen sie verloren, und das wäre Jammerschade, da wir Gelehrten dieselben immer in baares Geld umprägen können, ha, ha, ha!

A. Ich verstehe Sie.

X. Hier ist z. B. von der Gleichheit und Freiheit vor dem Gesetze die Rede.

A. Ja, davon muß auch in unserer Constitution etwas stehen.

X. Der Artikel würde lauten: „Alle Unterthanen sind vor dem Gesetze frei und gleich, insoweit nicht diese Verfassung oder andere gültige Normen eine Ausnahme begründen."

A. Vortrefflich! d. h. sie sind frei und gleich, insoweit sie nicht unfrei und ungleich sind! hi, hi, hi! Den Artikel müssen Sie in unsere Verfassung setzen.

X. Hier ist ein Entwurf über die Freiheit der Meinungsäußerung: „Jeder Unterthan hat das Recht, seine Meinungen über politische Gegenstände frei zu äußern, ohne sich dadurch eine Verantwortlichkeit zuzuziehen, es sei denn, daß eine solche Aeußerung ein Staats- Rechts- oder Polizeigesetz oder eine sonstige Norm verletzt."

A. Allerliebst! Diese Freiheit haben die Unterthanen bereits; man kann sie ihnen also ohne Nachtheil durch die Constitution zusichern.

X. Hier ist ein Artikel über Preßfreiheit: „Die Presse ist frei; es soll jedoch zuvor ein besonderes Gesetz darüber erlassen und bis dahin die Censur in der bisherigen Weise gehandhabt werden."

A. Eine solche Preßfreiheit ist unbedenklich; man verschiebt das Preßgesetz und der Artikel bleibt ohne Wirkung.

X. Hier ist ein Artikel über Freiheit der Person und des Eigenthums: „Die Freiheit der Person und des Eigenthums unterliegt keiner weiteren Beschränkung, als

welche die Gesetze, das Recht und sonstige gültige Normen begründen."

A. Auch dieser Artikel ist unbedenklich, da er kein neues Recht einräumt, sondern nur das bestehende überfirnißt.

X. Ueber die Gewissensfreiheit steht auf diesem Blatte hier Folgendes: „Die Freiheit des Gewissens unterliegt gar keiner Beschränkung. Die Verhältnisse der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse sollen durch besondere Normen festgestellt werden, und bis dahin die bestehenden befolgt werden."

A. Dieser Artikel gefällt mir besonders; das Gewissen kann man, wie die Gedanken, unbedenklich unbeschränkt lassen, da keine Beschränkung möglich ist. Anders verhält es sich mit dem Glaubensbekenntniß, dessen Beschränkung in Ihrem Artikel vollkommen gewahrt ist. Ich sehe schon, daß Sie ein wahrhaftes Meisterstück liefern werden.

X. Zu schmeichelhaft, Ew. Excellenz, zu schmeichelhaft!

A. In der That keine Schmeichelei! Aber der schwierigste Punkt ist die Ständeversammlung, und deren Befugnisse.

X. Dafür lassen Sie mich sorgen. Man errichtet zwei Kammern, wovon die erste nur durch den Landesherrn besetzt wird, also auch von ihm unbedingt abhängig ist. Bei der zweiten werden äußerst zusammengesetzte Wahlen angeordnet; man beschränkt die Wählbarkeit auf Reichthum und Staats- und Gemeinde-Dienst; jeder Bedienstete, der nämlich durch ein landesherrliches Rescript angestellt oder auf Vorschlag bestätigt worden ist, muß überdieß, er sei im activen Dienste oder nicht, um eine höhere Erlaubniß zum Eintritt in die Kammer nachsuchen, und so wird diese nur aus ergebenen Dienern oder einfältigen Bürgern und Bauern bestehen und der Regierung keine Schwierigkeiten in den Weg legen. „Die Verhandlungen sind öffentlich, wenn nicht die Staatsregierung eine geheime Sitzung verlangt."

A. Aber die Theilnahme an der Gesetzgebung kann nicht wohl umgangen werden.

X. Der eine Theil der Deputirten, der Theil der Bediensteten, welche die Regierung ja ganz in ihrer Gewalt hat, wird nicht opponiren, und der andere Theil, die Bürger und die Bauern in sich begreifend, kann nicht opponiren. Zudem werde ich die Theilnahme zu Gesetzen — hier habe ich ein Blatt — so fassen: „Ohne Zustimmung der Stände kann kein Gesetz erlassen werden.

Dem Landesherrn steht das Recht, Verordnungen zu erlassen, ausschließlich zu. Eine von ihm erlassene Verordnung ist allgemein verbindlich."

A. Meisterhaft, Herr X.! Der Regent behält hiernach die freie Wahl, den Weg des Gesetzes oder den der Verordnung einzuschlagen.

X. Ganz richtig; er ist also in seiner Regierung nicht im Geringsten genirt.

A. Das ist auch die Hauptsache. — Ich bin vollkommen satisfacirt, da ich mich überzeugt habe, daß Sie überall, wo Schwierigkeiten obwalten, Rath zu schaffen wissen. Bis wann, Herr X., werden Sie die Constitution fertig haben?

X. Ich werde mir zunächst, da ich das Land und Volk nicht kenne, einige Notizen wegen des Wahlgesetzes u. s. w. ausbitten müssen.

A. Diese sollen Ihnen sogleich nach meiner Zurückkunft zugesandt werden.

X. Bei meinen übrigen vielen Geschäften werde ich doch immer vierzehn Tage bis vier Wochen nach dem Empfange der Notizen zu dieser Arbeit nöthig haben, da sie nicht übereilt werden darf.

A. Sie brauchen Sich gar nicht zu übereilen, da die Einführung nicht sehr pressirt. Mein Herr kann einstweilen das Volk durch eine Bekanntmachung, daß er bei einem ausgezeichneten Gelehrten eine Constitution bestellt habe, und diese noch nicht fertig sei, völlig beruhigen.

X. Ich kann mir also, selbst nach der Intention Ihres gnädigsten Fürsten, bei dieser Arbeit gemächlich Zeit lassen.

A. Ganz gewiß. Was wird sodann, um in Allem in's Reine zu kommen, die Constitution kosten?

X. (Etwas befremdet) Ew. Excellenz meinen das Honorar an mich für die Ausarbeitung derselben?

A. Nun ja, wenn Sie es so nennen wollen.

X. Unter 40 bis 50 Louisd'or kann ich die Arbeit nicht liefern.

A. (Betroffen). Die Constitution braucht höchstens einen Druckbogen zu umfassen.

X. Eine solche Arbeit pflegt nicht nach der Bogenzahl honorirt zu werden. Um jedoch dem gnädigsten Fürsten einen Beweis meiner tiefen Verehrung zu geben, will ich die Arbeit für 30 Louisd'or ablassen.

A. Sie sind sehr gefällig; mein Fürst wird es mit Dank zu erkennen wissen, und gewiß noch einige Louisd'or hinzufügen, wenn die Constitution zu seiner besonderen Zufriedenheit ausfallen wird, woran ich gar nicht zweifle, da Sie mir bereits so überzeugende Proben

vorzulegen die Güte hatten. — Hier verließen wir das Zimmer des Herrn X.

Mephi führte mich in N . . . ., en passant, wie er sagte, in ein großes Rathszimmer, in welchem eine Menge Stabsofficiere unter dem Vorsitze des Herrschers versammelt und eben über die Frage, „ob die Officiere zur Bezeichnung ihrer Grade auf den Epaulettes sechs- oder achteckige Sterne haben sollen," in einer lebhaften Discussion begriffen waren. Die Discussion schien schon ein paar Stunden gedauert zu haben, und man beschloß die Entscheidung der Frage, die durch einen neuen Vorschlag, der auf zehneckige Sterne lautete, complicirter wurde, bis zur nächsten Sitzung zu verschieben. Man begann hierauf eine Berathung über einzelne Abänderungen in der Uniformirung der Soldaten, namentlich über die Façon der Uniformsstücke, über Couleur des Tuches, über die Beschaffenheit und Anzahl der Knöpfe, über den Schnitt der Haare und der Schnurbärte, wie dem Defecte der letzteren am Zweckmäßigsten abzuhelfen sei ɛc., gründlich zu berathen, zu welchem Zwecke Soldatenpuppen mit den verschiedenen proponirten neuen Uniformen bekleidet zur Versinnlichung der Vorschläge auf die Mitte des Tisches gestellt wurden. Wir warteten das Resultat dieser Berathung nicht ab, sondern entfernten uns und sahen, als wir uns dem Flusse E. in N. nahten, eine junge Bauersfrau mit einem Kinde auf ihren Armen, sich in die kalten Fluthen stürzen. Ich that einen lauten Schrei und Mephi lachte!

Ach, Mephi, sagte ich, lache nicht in meiner Gegenwart über das Unglück; es ist mir zu schmerzlich.

Nimm mir's nicht übel, entgegnete Mephi, wenn ich im Taumel der Freude deiner ganz vergaß. Ich lachte auch nicht eigentlich über diese Frau und deren Kind, sondern ich dachte dabei an eure civilisirten Staatseinrichtungen, welche so treffliche Früchte erzeugen, deren du eben eine in's Wasser fallen sahst.

Diese Frau, Magdalena mit Namen, hatte sich vor drei Jahren mit dem Bauer, Wilhelm Z*****d in D. ehelich verbunden. Sie war die Tochter des Schweinhirten des Dorfes, Georg W****, verlor frühe ihre Aeltern, genoß wenig Unterricht, da sie, anstatt in die Schule zu gehen, von frühester Kindheit an zur Arbeit angehalten wurde, und diente in den letzten zehn Jahren vor ihrer Verheirathung als Dienstmagd bei verschiedenen Bauern. Sie hatte ein hübsches Gesicht, eine schlanke und doch üppige Gestalt und ein freundliches einnehmendes Wesen; Eigenschaften, welche ihr eine Menge Anbeter unter den jungen Burschen des Dorfes und der Um-

gegend verschafften. Ihre Neigung erwarb und besaß jedoch nur Wilhelm Z*****d, der vor vierthalb Jahren das kleine väterliche Gut übernahm und ein halbes Jahr nach der Uebernahme sein liebes Lenchen, das ohne Vermögen war, als Gattin heimführte.

Auf dem Gute lasteten mehrere Abgabenrückstände, deren Abtragung von Wilhelm übernommen wurde und die binnen eines Jahres vom Tage der Gutsübernahme an, geschehen sollte. Wilhelm konnte das Geld binnen dieser Zeit nicht herbeischaffen, und so kam es, da ihm eine weitere Stundung, um die er wegen der theilweisen Mißärnte nachsuchte, nicht bewilligt wurde, zur Auspfändung. Der mit dieser beauftragte Gerichtsdiener stieß die Gattin des Schuldners, welche ihn an der Durchsuchung eines ihr gehörigen Schrankes hindern wollte, unter Schimpfworten so unsanft auf die Seite, daß sie zur Erde fiel. Wilhelm gerieth durch diese Mißhandlung seiner Frau so sehr in Zorn, daß er den Gerichtsdiener packte, zu Boden warf und dermaßen durchprügelte, daß derselbe über einen Monat die Hülfe eines Chirurgen gebrauchen mußte, um von den empfangenen Verletzungen wieder hergestellt zu werden. Die Kur wurde zwar im Einverständnisse mit dem Verletzten absichtlich bis über einen Monat verlängert, weil eine Körperverletzung, zu deren Heilung ein Monat erforderlich ist, nach den Strafgesetzen dieses Landes zu einem Verbrechen wird; diese Verzögerung aber natürlich sorgfältig verheimlicht und deren Entdeckung durch das amtliche Zeugniß des Wundarztes vorgebeugt. Man riß Wilhelm von der Seite seiner weinenden schwangeren Frau, deren Mißhandlung der Gerichtsdiener ganz in Abrede stellte, schleppte ihn in's Gefängniß und leitete gegen ihn wegen der zwei Verbrechen, der Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit und der Körperverletzung, eine gerichtliche Untersuchung ein, welche über anderthalb Jahre dauerte, und während welcher seine Frau ihm einen Sohn gebar, und die Bewirthschaftung des Gutes völlig vernachläßigt wurde, da sich Niemand der hülfslosen Frau annahm, die selbst keine Verwandte hatte.

Wilhelm wurde in zwei Instanzen zu zehnjährigem Zuchthause und in die Untersuchungskosten verurtheilt. Noch an demselben Tage, an welchem man ihm das Urtheil der zweiten und letzten Instanz eröffnete, erhängte er sich im Gefängnisse, da er sein Lebensglück zerstört und sich zu einer entehrenden Strafe verurtheilt sah, und der Gedanke an sein Weib und Kind ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Das Gut wurde von Gerichtswegen verkauft, dessen Erlös zur Bezahlung der rückständigen Steuern und Proceßkosten nicht ganz

ausreichte. Die Frau mußte mit ihrem Kinde das Haus verlassen und faßte in ihrer schrecklichen Lage den Entschluß, sich sammt dem Kinde in's Wasser zu stürzen und so ein Leben zu enden, welches ihr nur Jammer und Elend als Loos ihrer Zukunft zeigte. Es ist gerade ein Jahr seit dem Selbstmorde ihres Gatten; denn ein halbes Jahr dauerte es, bis das zweite Urtheil erfolgte, und ein Jahr nahm der öffentliche Gutsverkauf in Anspruch, so daß diese Frau gerade drei Jahre seit ihrer Verheirathung den Staatsschutz genossen hat.

Ich finde, bemerkte ich, in der ganzen Procedur nichts Auffallendes. Hätte Wilhelm Z*****d seinen Zorn gebändigt, so würde ihn auch nicht das harte Loos getroffen haben, das so nur eine natürliche Folge seiner Handlung war.

Ich noch weniger, versetzte Mephi, da dergleichen Vorfälle in euren Staaten an der Tagesordnung sind, und mir es nur unangenehm sein könnte, wenn es anders wäre. Indessen hätte ich nicht geglaubt, daß du als Publicist dieses Verfahren völlig billigen würdest.

Ich. Das Betragen des Executors gegen die Frau Wilhelms verdient allerdings Tadel; dieses konnte indessen nicht bewiesen werden und gab überdieß dem Letzteren kein Recht zu einer solchen Mißhandlung.

Mephi. Ihr Juristen sagt doch sonst, man dürfe Gewalt mit Gewalt vertreiben und einer Injurie mit einer gleichen begegnen, überhaupt Gleiches mit Gleichem vergelten.

Ich. Der Gerichtsdiener war eine obrigkeitliche Person, und seine Gewalt daher eine rechtmäßige, der kein Widerstand geleistet werden durfte.

Mephi. Hatte er denn auch den Auftrag, die Frau auf den Boden zu werfen?

Ich. Dieß geschah nicht animo injuriandi, der überhaupt nicht vermuthet wird und bei einer beeidigten Gerichtsperson noch weniger angenommen werden darf, sondern im — höchstens übertriebenen — Amtseifer, da die Frau ihn an seinem Geschäfte hindern wollte.

Mephi. Der Amtseid, wie der Amtseifer sind ganz vortreffliche Mäntelchen, mit denen man gar Manches verdecken kann. Ich habe in meiner Buchführung eigene Rubriken dafür. Besonders weiß das Unterpersonal bei euren verschiedenen Behörden davon guten Gebrauch zu machen. Ich könnte allerliebste Histörchen davon erzählen.

Ich. Daß Mißbräuche vorkommen, besonders bei der Polizei, das weiß ich recht gut; allein diese lassen sich nicht hindern.

Mephi. Nein, aber wohl fördern.

Ich. Die Controle über das Unterpersonal könnte allerdings fast überall strenger sein.

Mephi. Was hülft die Controle da, wo die Gesetze den Mißbrauch sanctioniren.

Ich. Wie so?

Mephi. Ei! eure Gesetze räumen ja den beeidigten Amtspersonen vollen Glauben ein, und zwar selbst da, wo die Amtsperson als eine Privatperson betheiligt ist, wie z. B. die Denunciationsgebühren beweisen.

Ich. Diese Gebühren billigen die Juristen auch nicht.

Mephi. Und doch rühren diese Gesetze in der Regel von Rechtsgelehrten her. Der Amtseid ist überhaupt eine Inconsequenz in eurer Jurisprudenz.

Ich. Das wüßte ich nicht. Durch diesen Eid wird ein Angestellter erst eine öffentliche Person und erlangt er öffentlichen Glauben.

Mephi. Und wird er infallibel?

Ich. Das behauptet Niemand.

Mephi. Die volle öffentliche Glaubwürdigkeit kann gewissermaaßen dem practischen Gebrauche nach für Infallibilität gelten, insofern eine Anfechtung des von einer persona publica Beglaubigten kaum möglich ist. Der Amtseid hat eine wahre Zauberkraft, da er, obwohl nur ein promissorischer Eid, den ihr Juristen selbst dem assertorischen nachsetzt, dem Angestellten in allen Amtssachen volle Glaubwürdigkeit verleiht, während der assertorische Eid eines Zeugen in Sachen eigener Sinneswahrnehmung nur halb so schwer wägt. Ein promissorisch beeidigter Amtsdiener hat selbst da, wo er Denunciationsgebühren empfängt oder an den Strafgeldern Theil nimmt, und sonach gewissermaaßen in propria causa deponirt, vollen Glauben, der assertorisch beeidigte unparteiische Zeuge dagegen nur halben! Ist dieß keine Inconsequenz? Das Anstellungsrescript kann doch auf die Glaubwürdigkeit einer Person keinen Einfluß haben; sonst dürfte der Staat nur jedem seiner Unterthanen ein solches Rescript geben, um die Glaubwürdigkeit des ganzen Volkes zu erhöhen respective zu ergänzen. Um die Inconsequenz zu vollenden, straft ihr den Eidesbruch eines Beamteten in der Regel nicht, sondern seht ihr, z. B. bei Cassadefecten &c. nur auf das materielle Verbrechen, ohne nach dem Eidesbruch zu fragen, der wenigstens immer nur eine Nebensache ist, und stempelt dagegen den Meineid des Zeugen zu einem selbstständigen schweren Verbrechen.

Ich. Dieß findet allgemeine Billigung und ist nie getadelt worden.

Mephi. Auch ich bin weit entfernt, dieß zu tadeln, da es ganz meinem Geschmacke entspricht. Es ist zu natürlich, daß Leute, die aus dem unmündigen Volke zum Mitregiren und Mithüten der unmündigen Heerde ausgewählt werden, auch das Privilegium erlangen, ehrlicher und glaubwürdiger zu sein, als die nicht angestellten gemeinen Leute, welche sämmtlich, wie berühmte Juristen behauptet haben, als mögliche Verbrecher anzusehen und in Zaum zu halten sind. Die herrschende Kaste muß immer auch privilegirt sein; sie hat höhere bürgerliche Ehre und ist folglich auch ehrlicher und glaubwürdiger als Leute, denen diese Ehre fehlt. Es ist ein großer — und gewiß sehr natürlicher — Unterschied zwischen einem Braminen und einem Paria, zwischen einem Hirten und einem Schaaf, wie von selbst einleuchtet. Man hat daher auch mit vollem Rechte Amtskleidungen, Uniformen, Livreen u. s. w. eingeführt, welche die Stufen der Ehre und Ehrlichkeit kenntlich machen und zugleich die herrschende Kaste von der beherrschten genau unterscheiden. Denn wären diese äußeren Distinctionen nicht eingeführt, so könnte es oft sehr leicht geschehen, daß man den Angestellten mit einem groben Bauer verwechselte, während ein grober Bauer, wenn er angestellt und in eine Uniform gesteckt wird, sogleich in einen ehrenhaften vollglaubwürdigen Diener verwandelt wird, dem man — ohne weitere Controle — Auspfändungen anvertrauen kann. Wäre bei der Auspfändung des Wilhelm Z*****d noch ein Beamter zugegen gewesen, so würde wahrscheinlich die Frau desselben nicht zu Boden geworfen worden sein, und die Familie noch leben und das wäre gewiß Jammerschade. Was liegt an zwei oder drei zweibeinigen Schaafen, deren Zucht dem Herrn nichts kostet, und so gedeiht, daß man fast überall über den zu großen Nachwuchs klagt!

Ich. Ach, Mephi, mache dich nicht über diese unglückliche Familie lustig!

Mephi. Es ist ihr ja, nach deiner eigenen Ansicht, Recht geschehen, und wem Recht geschieht, der ist nicht unglücklich, da das Recht von euch wie ein Abgott verehrt und die Justiz sogar fundamentum regnorum genannt wird.

Ich. Das ist die Justiz auch.

Mephi. Nur müssen dieser Gottheit, um sie bei Laune zu erhalten, zuweilen Opfer — gebracht werden.

Ich. Die Justiz verlangt kein Opfer, sie schützt vielmehr einen Jeden bei dem Seinigen.

Mephi. Wie Wilhelm Z*****d beweis't.

Ich. Der war ein Verbrecher.

Mephi. Richtig; er hat sich gegen den Schutz der Justiz versündigt. Die Justiz wollte ihn durch die Auspfändung bei dem Seinigen und der gerichtliche Auspfänder sogar seine Frau schützen; und der widerspenstige Mann legte gegen den Schutz seiner Frau einen so kräftigen Protest ein!

Ich. Du bist stets bemüht, unsere Einrichtungen zu bespötteln.

Mephi. Es ist in der That keine Mühe nothwendig, die lächerlichen Seiten eurer Einrichtungen aufzufinden, sondern weit schwerer, sie zu verdecken, nicht zu sehen und nicht zu belächeln. Gönne mir doch meine Freude, die ohnehin bloß auf eure Verkehrtheiten beschränkt ist. Euer so gerühmter Staatsschutz, nimm mir's nicht übel, sieht gar zu komisch aus. Man verargt es zwar dem Feinde nicht, wenn er im Feindeslande den Unterthanen alles wegnimmt, obwohl er doch in der Regel nicht zum Verkaufe der Immobilien schreitet; wenn aber der schützende Staat seine Unterthanen, die bei aller ihrer Anstrengung die meistens enormen Abgaben nicht erschwingen können, dieser Abgaben wegen von Haus und Hof vertreibt und dem Elende preisgibt, und ihnen durch das Verbot des Bettelns sogar noch den Weg zur wohlthätigen Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen abschneidet, so daß ihnen nur noch die Bahn zum Verbrechen übrig bleibt: so wird in der That selbst unser Einer über euren Staatsschutz ganz verdutzt, der, außer dem Rechte zu athmen, die Habe, welche nach Abzug der Steuern und Abgaben noch übrig bleibt, zu verzehren, und sich innerhalb des Labyrinthes von Gesetzen, Normen und Verfügungen aller Art, woran man nur zu leicht anstößt und blaue Flecken bekommt oder gar hangen bleibt, frei hin und her zu bewegen und laut zu sprechen und zu singen, insoweit es nicht verboten ist, weiter nichts Wesentliches gewährt. Denn für alles Andere müßt ihr besonders zahlen, wie du weißt. Wie theuer ist z. B. die Gerichtshülfe nicht, und wie ist sie dabei beschaffen?

Ich. Ohne Abgaben könnte der Staat nicht bestehen; er muß sie daher, schon der Selbsterhaltung wegen, rücksichtslos beitreiben, was jedoch nicht immer geschieht, da auf Mißärnte ꝛc. oft billige Rücksicht genommen wird.

Mephi. Der Staat kann zwar nicht ohne Abgaben bestehen; er kann aber mehr oder weniger brauchen; je nachdem er seinen Haushalt einrichtet, wie dieß auch im Privathaushalte der Fall ist. Allein eure Finanzmänner, von denen sogar manche den Grundsatz aufstell-

ten, daß der Staat durch Schuldenmachen reich werde — was man zugeben kann, sobald er, wie ein schlauer Bankerottirer, die Gläubiger prellt — wollen vom Sparen gar nichts wissen; sie berechnen die Ausgaben nicht nach den Einnahmen, sondern sagen umgekehrt, so viel muß der Staat ausgeben, folglich muß er auch so viel einnehmen. Und da die Ausgaben in der Regel nach einem großen Maaßstabe bemessen werden, so ist es kein Wunder, wenn auch der Maaßstab für die Abgaben so enorm wird, daß das Volk dabei nicht bestehen kann, sondern unter der Last der Abgaben völlig erlahmt, und wenn noch überdieß — zum Vortheile einzelner Bankiere — Schulden gemacht werden müssen. Oekonomie bleibt Oekonomie, man mag sie auf Privat- oder Staats-Haushaltungen anwenden, und ihr erster Grundsatz ist Sparsamkeit und daß die Ausgaben in keinem Falle die Einnahmen übersteigen dürfen, weil sonst der finanzielle Ruin unvermeidlich ist. Staaten müssen insbesondere in Friedenszeiten zu sparen suchen, um für den Fall eines Krieges Vorräthe zu sammeln. Geschieht aber dieß in euren Staaten? Wurden nicht vielmehr während des langen Friedens in den meisten, ohne daß die Abgaben vermindert worden wären, die Schulden vermehrt? Es gibt kaum einen namhaften Staat mehr, der nicht Schulden oder Deficits hätte. Eure Staatsausgaben sind jedes Jahr im Wachsen und die Einnahmen im Abnehmen begriffen. Jedes Jahr erkünstelt man neue Bedürfnisse, für deren Befriedigung neue Forderungen gemacht werden. Aus den Finanzbudgets kann man am Besten entnehmen, ob die Regierungen der Völker oder diese jener wegen da seien, obwohl dieß nach euren Legitimitätsprincipien freilich schon längst entschieden ist. Wären aber eure Regierungen des schlichten Rathes eingedenk, welchen der Baron von Kreilmaier den adelichen Gutsbesitzern gab, so würden sie des eigenen Vortheils wegen mehr auf den Wohlstand der Völker bedacht und somit sparsamer sein. Jener rieth nämlich den Gutsbesitzern, die Bauern schonend zu behandeln, weil diese dadurch den Gutsbesitzern nützlicher würden; denn wie das Vieh, wenn es gut gefüttert und gepflegt werde, größeren Nutzen gewähre, als wenn man es hungern lasse und verwahrlose, so sei dieses auch bei den Patrimonialbauern der Fall. Und dieß ist ganz richtig; was wachsen und gedeihen soll, darf wenigstens im Wachsthume nicht gestört werden, es sei dieß die Wolle der Schaafe oder der Wohlstand der Bürger und Bauern. Mir ist es natürlich sehr lieb, daß eure Staatshaushaltungen in so desolaten Zuständen sind, weil die für mich erfreulichen Folgen nicht ausbleiben können.

Ich. Wenn du dich darüber freuest, so begreife ich nicht, warum du dennoch von Sparsamkeit sprichst und diese rühmst.

Mephi. Ich habe dabei meine Gründe; zunächst will ich, meinem Vorsatze getreu, gegen dich aufrichtig sein, wie ich es bisher bewiesen zu haben hoffe, und sodann darf ich, selbst wenn du meine Aeußerungen drucken lassen solltest, nicht im Geringsten besorgen, daß meine Ansicht von Sparsamkeit oder meine Freude über Verschwendung und deren nothwendige Folgen bei euren Staatmännern etwa eine Sinnesänderung oder gar eine Aenderung der herrschenden Systeme bewirken werde. Wie viel und wie dringend ist nicht schon von euch über die Nothwendigkeit der Sparsamkeit im Hof- und Staatshaushalte gesprochen und geschrieben worden. War dieß von Erfolg? Keineswegs; die Verschwendung blieb, der Luxus stieg und die Vertheidiger der Sparsamkeit wurden als Revolutionäre und Demagogen angesehen und verfolgt. Wer z. B. sagte, die stehenden Heere verheereten den Wohlstand der Staaten und könnten zum größten Theile durch Nationalbewaffnung recht leicht ersetzt werden, den beschuldigte man, daß er den Thronen in den Soldaten die Stütze entziehen und dieselben mit Hülfe des bewaffneten Volkes umstürzen wolle, um auf deren Trümmern Republiken zu errichten. Die Folge war, daß man die stehenden Heere zu vermehren anstatt zu vermindern suchte. Wenn eure Staatsmänner nun vollends hören, daß sogar unser Einer die Sparsamkeit lobt und empfiehlt, so werden sie ganz natürlich zu der Meinung gelangen, daß die Sparsamkeit, namentlich im Militäretat, ein wahres Verderben sei, da sie sogar vom Teufel gerühmt werde, der ja nur mit den Demagogen gegen die legitimen Throne im Bunde stehen könne. Je mehr also ich gegen die Gebrechen eurer Staaten losziehe, desto standhafter wird man auf denselben beharren. Endlich ist es in den meisten Staaten glücklicher Weise schon so weit gekommen, daß man nicht wohl einen Schritt zur Sparsamkeit, insbesondere zur Verminderung des Militärs, dessen Glanz das Volkswohl am Meisten fadenscheinig macht, wagen darf, weil theils überall Unzufriedenheit, Parteiungen und Zerrissenheit im Inneren herrschen, und theils die äußeren Verhältnisse so complicirt und verworren sind, daß keine Macht der anderen traut, daß eine jede gegen ihre Nachbarin auf ihrer Hut sein muß, und eine jede bei den mancherlei Aussichten auf Vergrößerung des Einflusses und Gebietes die andere zu überlisten strebt.

Europa, Freundchen, ist in gewisser Hinsicht zu einem Staate geworden, dessen Leitung die fünf Großmächte, wovon fast eine Jede

ihr eigenes Plänchen verfolgt, und eine Jede in dem eigenen Staate ihre liebe Noth hat, um Ruhe und Ordnung zu erhalten, gemeinschaftlich übernommen haben; und dieses Europa, gealtert und voll Geschwüre, wovon bald da bald dort eines aufbricht, hängt durch Natur, Handel und geistigen Verkehr, und selbst durch Besitzungen, die ihm angehören, mit den übrigen Erdtheilen genau zusammen, wodurch dessen politische Verhältnisse eine Verwickelung erlangt haben, welche die Pentarchen, selbst wenn sie völlig einig wären und Hand in Hand gingen, kaum ohne Hülfe des Schwertes völlig zu entwirren vermögen dürften. Wie nun einer der Pentarchen seine Kriegsmacht vergrößert, müssen es auch die übrigen thun, um sich gegenseitig möglichst das Gleichgewicht zu halten, obwohl dieses, da sich in der sittlichen Welt der Einfluß der geistigen Interessen niemals genau bestimmen, noch weniger messen und abwägen läßt, kaum mehr als eine Chimäre ist; es wird aber gewöhnlich nach dem numerischen Verhältnisse des Kriegsapparates bestimmt. Diese Nothwendigkeit, die Kriegsmacht zu erhöhen, macht nun wieder neue Geldforderungen nöthig, die den Wohlstand im Innern vermindern, die Unzufriedenheit des Volkes erhöhen und die moralische Macht der Regierung schwächen. Und so muß diese pentarchische Hegemonie, welche, dem Geschicke vorgreifend, der Weltgeschichte die Bahn vorzeichnen will, obwohl sie nicht einmal die Ereignisse in Griechenland, Frankreich, Belgien, Polen, Spanien und Portugal zu hemmen oder beliebig zu lenken vermochte, gerade durch die Mittel, durch welche sie den allgemeinen Frieden zu erhalten strebt, nothwendig zu einem allgemeinen Kriege führen, den sie ängstlich zu vermeiden sucht, weil sie nur zu gut weiß, daß ein Krieg leicht zu einem Kampf der politischen und religiösen Principien umschlagen könnte, dessen Folgen sich im Voraus nicht berechnen lassen. Denn die Mittel, welche zur Erhaltung des Friedens angewendet werden, sind Unterdrückung der politischen und wissenschaftlichen Principien, die bereits zum Zeitbedürfnisse geworden sind und sich nicht mehr abweisen lassen, und materielle Entkräftung der Staaten durch die großen Kriegsrüstungen. Selbst im Orient haben die politischen und religiösen Principien angefangen, sich geltend zu machen und so sich an die allgemeine Richtung und Schwüle der Zeit angeschlossen.

Wie gewisse Thiere nahende Gewitter vorausempfinden, so geht es hinsichtlich des Krieges den meisten Völkern, welchen ein so kostspieliger und kriegerisch drohender Friede Erlahmung, Verderben und politischen und geistigen Tod droht.

Ich. Der Krieg, welchen kein Freund der Humanität wünschen kann, wird durch die unermüdlichen Anstrengungen der europäischen Diplomatie ganz sicher vermieden werden. Die diplomatischen Protokolle sind heutzutage an die Stelle des Krieges getreten, und schlichten die Differenzen der Völker eben so friedlich und blutlos, wie die Gerichte die Processe der Privaten. Kriegsrüstungen sind natürlich nothwendig, um den protokollarischen Beschlüssen Nachdruck, Kraft und Vollzug zu sichern.

Mephi. Der Krieg wird sich diese papierne Stellvertretung höchlich verbitten, und sich sein altes Recht nicht nehmen lassen. Das ist eben die Täuschung des gegenwärtigen Zeitalters, daß man durch mündliche oder schriftliche Verhandlungen die Verhältnisse des wirklichen Lebens beherrschen und meistern zu können glaubt. Ihr seid in dem Wahne befangen, als müßten alle physischen und moralischen Kräfte und die durch ihre sich so vielfältig durchkreuzende Wechselwirkung herbeigeführten Bedürfnisse, kurz als müßten Natur und Geschichte, die materiellen und geistigen Interessen der Völker eure protokollarischen Beschlüsse respectiren und befolgen. Die Diplomatie ist ein europäisches Parlament ohne Oeffentlichkeit geworden, und wird für die europäischen Völker ebenso erfolglos bleiben, als es die Verhandlungen der Parlamente, Kammern &c. für die einzelnen Völker sind, wenn bei denselben die Privatinteressen und Leidenschaften einzelner politischer Parteien gegeneinander und gegen die Regierungen in Kampf treten. Die langwierigen diplomatischen Verhandlungen, verbunden mit den vollständigen Ausrüstungen zu einem Kriege, sind für die Völker weit unerträglicher und verderblicher, als wirkliche, mit Geschick und Energie vollführte Entscheidungen durch Waffengewalt: sie erregen und unterhalten bei den Völkern ein Gefühl der Unbehaglichkeit, der Bangigkeit und Besorgniß, wie ein Gewitter am Himmel, das sich weder verzieht, noch losbricht, sondern bloß in jedem Momente loszubrechen und Verderben zu verbreiten droht, oder wie eine Seuche, die mit ausgebreiteten Flügeln über den Völkern schwebt und im Begriffe steht, sich auf sie zerstörend niederzulassen; lähmen und entnerven dadurch die Thatkraft der Völker und verursachen ihnen durch die schlagfertigen Heere fast noch größere Kosten, als wirkliche Kriege, die wenigstens Aussicht auf ein Ende und Entschädigung gewähren. Und was haben die diplomatischen Protokolle bisher geleistet? Sie haben entweder bloß die durch Ereignisse herbeigeführten Veränderungen sanctionirt oder frühere Beschlüsse, welche

eingetretene Ereignisse vernichteten, nach den factischen Ergebnissen der Ereignisse wieder abgeändert.

Ereignisse, Freundchen, welche die ewigen Gesetze der physischen und geistigen Natur erzeugen und zur Reife bringen, lassen sich weder durch protokollarische Erklärungen, noch durch diplomatische Noten, noch durch schöne Reden, noch durch ausgerüstete Kriegsheere, die unthätig bleiben, in ihrem Fortgange aufhalten oder sich Weg, Richtung und Folgen vorschreiben. Energische Thatkraft allein kann den Ereignissen vorbeugen, sie leiten oder in deren Folgen zügeln. Handeln allein ist männlich, — Zungenthätigkeit dagegen eine Eigenschaft des Weibes. — Ich hätte mich recht gern über den Kriegsrath, den wir besucht haben, so wie über die Constitutionsbestellung jetzt noch mit dir unterhalten, und dir nachgewiesen, wie man bei dem Militär oft auf luxuriöse Nebendinge Summen verwendet, mit denen man ganze Provinzen beglücken könnte, und deren Ersparung die Auspfändungen wegen rückständiger Abgaben unnöthig machen würde; allein die Zeit drängt, wir müssen nach Hause zurück.

# Sechzehntes Kapitel.

## Ein Gespräch über Allerlei.

„Heute Abend kann ich dich in eine Versammlung revolutionärer Jakobiner führen, wenn du Lust hast, diese Leutchen näher kennen zu lernen.“ So redete mich Mephi an, nachdem er am Tage nach dem letzten Ausfluge in meine Zelle eingetreten war, mir einen guten Morgen — es war 9 Uhr Vormittags — gewünscht und dabei eine tiefe, fast höhnische Verbeugung gemacht hatte, wie er stets zu thun pflegte, wenn er zu mir kam.

„Ich habe, aufrichtig gesagt, keine große Lust, das Treiben dieser Leute, welches mir, wie aller Welt, hinlänglich bekannt ist, näher zu beobachten,“ versetzte ich nach einer Erwiederung des Complimentes und Morgengrußes.

„Ich zweifle nicht,“ entgegnete Mephi, „daß dir das Treiben dieser Leute durch und durch bekannt ist, daß es dich sogar anekeln mag, wie den Häßlichen das eigene Spiegelbild, und du daher“ —

„Du wirst wieder,“ fiel ich unterbrechend ein, „anzüglich, Mephi, und suchst mich mit demselben Irrwahn zu kränken, der meine Verfolgung herbeigeführt hat und beschönigen muß, obgleich du gar wohl weißt, wie sehr man mir unrecht thut, wenn man mich für einen Genossen dieser Menschen hält. Weit eher, als mit diesen wollte ich mich mit den Reactionären verbinden.“

„Um,“ unterbrach Mephi lächelnd, „gegen deine jetzige Gefangenschaft zu reagiren und den alten Stand der Freiheit dadurch wieder zu restauriren.“

„Wenn,“ fuhr ich zürnend auf, „du deine alte Gewohnheit des Neckens und Satyrisirens nicht lassen kannst, so scheere dich zum — — Henker. Es ist genug, daß mich die Richter ärgern und quälen, und in ihre Fußstapfen wirst du doch nicht treten wollen?“

„O nein,“ erwiederte Mephi kalt und ernsthaft, „das will ich nicht, das soll man dem Teufel nicht nachsagen, daß er in puncto der Quälerei den Menschen je gleich kommt, obwohl sie ihn überall

vorschieben und ihm ihre Schelmereien aufbürden wollen. Ich wollte durch meine Bemerkungen dir bloß eine Gelegenheit geben, deine ausnehmend kräftige Selbstbeherrschung zu zeigen, und diese hast du wieder ganz meisterhaft bewiesen." Mephi heftete, als er dieses gesprochen, einen durchbohrenden Blick auf mich.

Beschämt senkte ich meine Augen nieder; denn ich fühlte die ganze Stärke der Wahrheit, die in dem bittern Sarkasm lag, und mein Gewissen und mit diesem meine geistige Kraft wieder aufrüttelte. Wie schwach ist doch der Mensch! Er spricht selbstgefällig von seiner Standhaftigkeit im Guten und merkt im Taumel dieser Selbstgefälligkeit nicht, daß seine Standhaftigkeit, wenn der Wind der Versuchung weht, gleich dem schwachen Schilfe hin und her und auf und nieder wankt! Reuig reichte ich Mephi meine Rechte und sagte: „Ich habe deinen Vorwurf verdient; vergib mir meine ungebührliche Aufwallung."

Mephi verzog seine Miene und erwiederte mit einem Lächeln, in welchem mehr als Spott lag: „Vergebung steht, wie du wissen sollst, nicht in dem Verzeichnisse der Eigenschaften, die eure Religionslehrer uns beilegen. Diese Herren geben uns, das muß man ihnen lassen, wenigstens einen consequenten Charakter, und verzerren uns nicht durch einander widersprechende Eigenschaften in Karrikaturen; wir sind nicht, wie der Urheber des Weltalls und des Guten, zu gleicher Zeit gerecht und gnädig, strafend und verzeihend, zornig und mild; rächend und langmüthig u. s. w. Vergebung darfst du daher bei mir nicht suchen; diese kann dir nur der Schöpfer, oder vielmehr, da er sich mit gewöhnlichen Menschen unmittelbar nicht abgibt, nur einer seiner diesseitigen Generalbevollmächtigten gewähren, denen er ja, wie sie selbst sagen, — und Diplomaten lügen bekanntlich niemals — unbeschränkte Gewalt zu lösen und zu binden unwiderruflich übertragen hat, so daß alle derartigen Acte dieser göttlichen Agenten im ganzen himmlischen Reiche unbedingt anerkannt werden. Wir sollen zwar nach der infalliblen Lehre eurer Priester durch diese Vergebungsanstalten in unserem guten Rechte, welches uns aus den Sünden der Menschen auf diese erwächst, sehr verletzt, ja vollständig um dasselbe geprellt werden, da es keine Sünde gibt, welche in diesen Anstalten nicht wieder vergeben und so aus dem Gewissen rein herauspolirt werden könnte: wir würden es aber gleichwohl sehr bedauern, wenn diese schönen Anstalten nicht bestünden. Denn sie poliren auch den Abscheu vor der Sünde und so allmälig selbst das ganze Gewissen hinweg, so daß die meisten Menschen nicht mehr das Böse verabscheuen, sondern höchstens noch die Folgen desselben, die Strafen,

fürchten. Diese Furcht wird aber durch die Leichtigkeit, mit welcher sie die Strafen, als Folgen des Bösen, los werden können, ganz natürlich neutralisirt. Sie denken, daß das Böse so gar böse nicht sein könne, da es sonst ein gerechter und heiliger Gott, nicht so leicht vergeben könnte. So sündigen sie wacker darauf los, und legen bloß die Bürde ihrer Sünden, wenn sie ihnen zu schwer wird, von Zeit zu Zeit in einer solchen Vergebungsanstalt, wie die Schlange ihre Haut, ab, um dann desto leichter wieder in der alten Sündencarriere fortwandeln zu können. Es würde um unser höllisches Reich gar schlecht stehen, wenn keine solche Vergebungsanstalt bestünde, und so das Gewissen bei den Menschen sein jungfräuliches und zimperliches Wesen allein und ausschließlich geltend machen müßte. Die Menschen würden das Sündigen ja ganz unterlassen, nur um den unaufhörlichen und lästigen Neckereien des Gewissens zu entgehen, und das wäre doch wahrlich das Schlimmste, was uns passiren könnte. Dieses ist indessen nicht zu besorgen, da die Menschen von Jugend auf daran gewöhnt werden, ihrer Vernunft zu mißtrauen, oder ihr ganz zu entsagen, und ihren kirchlichen Hirten unbedingt zu glauben, welche diese Vergebungsanstalten natürlich mit Leib und Leben vertheidigen, um ihre erhabene und einträgliche Agentur nicht einzubüßen. Zudem wirft die Religion für dieses Leben keine Procente ab, und darum wird ihre Pflege von den Menschen auch gern denen allein überlassen, welche aus ihr auch zeitlichen Nutzen zu ziehen und sie so einträglich als möglich einzurichten verstehen. Man mißgönnt ihnen diesen Nutzen nicht, da sie den Seelen dagegen das Himmelreich garantiren und" —

„Du spöttelst," fiel ich ein, „wieder über die Religion, was ich mir sehr verbitten muß. Schon oft versuchtest du die Religion zu verunglimpfen; worüber ich mich zwar nicht wundern kann, da die Religion dem Teufel ein wahrer Dorn im Auge sein muß; allein in meiner Gegenwart darf dieß Spötteln und Schmähen ein für allemal nicht geschehen."

„Du irrest himmelweit," versetzte Mephi, „wenn du mich für einen Feind und Verräther der Religion hältst. Kein Institut unter euch Menschen hat die Blüthe unseres Reiches so sehr gefördert, als die Religion, wie sie von jeher durch die Priester zugestutzt, gehandhabt und gepflegt worden ist. Diese Religion, Freundchen, rechtfertigte von jeher jedes Bubenstück, das ein, mit dieser Religion nicht überfürnißtes Gewissen stets empört und mit Abscheu erfüllt haben würde; sie heiligte Haß, Rache, Verfolgung, Verrath, Empör-

ung, Mord, Meineid, Krieg, Raub und die ganze noch übrige Liste der Tugenden, durch welche die Menschen um das Bürgerthum in unserem weiten Reiche buhlen. Du wirst mir nicht ein Laster oder Verbrechen, wie ihr Menschen sonst solche Handlungen zu bezeichnen pflegt, zu nennen vermögen, welches nicht in der einen oder andern Zeit, bei diesem oder jenem Volke als religiöses Verdienst wäre gepriesen und belohnt worden. Diese Religion war nicht bloß, wie die Philosophen oft sagten, ein Gängelband, oder geistige Sklavenkette, womit Priester und Fürsten die dummen und leichtgläubigen Heerden nach Willkür zu ihrem Nutzen und Frommen lenkten, sondern auch ein Seminarium für unser Reich. Ja verdanken wir nicht unsere ausgedehnte Macht und unser ganzes Ansehen allein dieser Religion, wornach uns sogar die Herrschaft über die ganze Erde und deren Bewohner, das winzige Sümmchen der Begnadigten ausgenommen, kraft göttlichen Ausspruches eingeräumt wird?"

Ich. Du hast nur die durch Aberglauben entstaltete, nicht aber die wahre Religion im Auge.

Mephi. Sage mir, Freundchen, wo bei euch Menschen die wahre Religion zu finden ist, oder sage mir vielmehr, wo man die Menschen finden kann, welche nicht die wahre Religion zu haben glauben und, wenn sie nicht Indifferentisten sind, nicht alle Anderen, welche nicht zu ihrer Secte gehören, als Irrgläubige, Ketzer, Heiden rc. verachten oder bedauern, und zur Förderung ihres allein wahren Glaubens und so zur Ehre Gottes, verfolgen, bekriegen und ausrotten, sobald es ihre Priester verlangen, und es ihnen nicht an Macht hierzu fehlt?

Ich. In unserem aufgeklärten Jahrhundert wird Toleranz immer allgemeiner werden.

Mephi. Aufgeklärtes Jahrhundert! Ihr Menschen seid in diesem Jahrhundert wirklich mit Allem in's Klare gekommen, außer mit dem, was euch noch unklar geblieben ist. Wie klar und darum einig seid ihr nicht über die beste Staatsform, über Religion und Kirche, über Philosophie, über Industrie und Handel, über Naturwissenschaften, über Medicin und selbst über die Toleranz! Daß in Allem und über Alles noch Streit und Parteiung obwaltet; daß man z. B. Rüstung und Waffen aus den Gräbern der Vergangenheit herbeiholen muß, um gegen die bartlosen Riesen des neuen Jahrhunderts zu Felde zu ziehen, welche dem Staate und der Kirche zu Leibe rücken und selbst den Himmel und die Hölle zu erstürmen und zu zerstören drohen; daß der Staat mit der Kirche im Hader liegt,

und beide, wie immer, um den Principal mit einander streiten; daß Rationalisten und Supernaturalisten über die Frage mit einander zanken, ob eure Vernunft ein wirkliches Licht oder nur ein Irrwisch sei; daß Philosophen und Theologen sich darüber abdisputiren, ob euer Christenthum das Werk Gottes oder eine Fabel sei, ob Gott den Menschen oder dieser jenen erschaffe, ob Gott und eurem entkörperten Geiste die Ehre der Persönlichkeit gebühre oder nicht, und dergleichen mehr; daß ihr zu dem fürstlichen Soldatenspiele auch noch das volksthümliche Constitutionsspiel hinzugefügt habt; daß ihr sogar die Preßfreiheit und Oeffentlichkeit der Justiz ungestraft wünschen dürft, dieß, wie so manche andere Dinge, z. B. die neuerstandenen Jesuiten, die Vermehrung der Klöster, der Abgaben und Staatsschulden, die neu erfundenen diplomatischen Protokolle, welche Charakter und persönlichen Muth vollständig ersetzen, sind die bündigsten Beweise und Belege für die Aufklärung eures Jahrhunderts.

Ich. Der Kampf der Gegensätze ist nothwendig, um zur Aussöhnung, und dadurch zur Wahrheit und zur Einheit zu gelangen; und je heftiger der Kampf wird, desto klarer ist man sich seines hohen Zieles bewußt und desto näher auch der Erreichung desselben. Darum beweiset das, was du angeführt hast, allerdings für die Aufklärung der Gegenwart.

Mephi. Ich bin mit eurer Aufklärung sehr zufrieden und finde ein ganz besonderes Vergnügen an dem Kampfe der Gegensätze, an dem ich selbst lebhaften Antheil nehme. Der Kampf erzeugt und nährt die Leidenschaften, und wo diese die Menschen treiben und leiten, da hat unser Einer immer vollauf zu thun, um mit der Buchführung fertig zu werden.

Ich. Dieser Kampf wird nicht von den niedrigen Leidenschaften, sondern von dem edlen Eifer für das Wahre und Gute, von einem geistigen Enthusiasmus angefacht und genährt.

Mephi. O ja, und dieser Eifer ist, wie das Ziel, die Wahrheit, stets auf beiden Seiten. Wenigstens gibt immer jede Partei vor, nur für das Wahre ohne Eigennutz zu kämpfen. Denn der Eigennutz ist eurem Geschlechte ganz fremd; es wäre auch zu niedrig, für den Eigennutz eifrig zu werden, weil ein solcher Eifer pure Leidenschaft sein würde. Wahrheit ist euer großes Ziel; für diese dürft ihr bis zur Verblendung erglühen, ohne je der Gefahr ausgesetzt zu sein, in Leidenschaft zu gerathen. Nicht für Eigennutz, sondern bloß für die Wahrheit kämpft der Selbstherrscher, wenn es den Absolutismus, der Priester, wenn es den Altar, der Philosoph,

wenn es sein System, und der Adel, wenn es den Feudalismus gilt. Wir verstehen uns auf eure blumenreiche Sprache, und wissen sie auch, wenn es nöthig wird, in schlichte Prosa zu übersetzen.

Ich. Auf beiden Seiten kann Wahrheit nicht das Ziel des Kampfes sein, da es nur eine Wahrheit gibt. Der eine Theil vertheidigt daher nur selbstsüchtige Interessen, und opponirt sich so der Wahrheit!

Mephi. Richtig! die eine Partei beschuldigt stets die andere, daß sie bloß selbstsüchtige Interessen verfolge, und es scheint, daß diese gegenseitige Beschuldigung das einzig Wahre ist, welches diesem edlen Kampfe zum Grunde liegt.

Ich. Da spricht wieder der Aerger aus dir, dem natürlich der enthusiastische Kampf für die höheren geistigen Interessen verhaßt sein muß.

Mephi. Beschuldigt doch euer Klerus den Satan, daß er die ersten Menschen zur Kenntniß des Guten und Bösen, und so zum Dualismus verleitet, und dadurch den Frieden zerstört und den Kampf zwischen dem Guten und Bösen veranlaßt habe, welcher ja eben der Kampf der Gegensätze ist. Wie könnte also mir dieser Kampf verhaßt sein? Nur die Versöhnung der Gegensätze, die Einheit oder der Frieden würde mir, um mit dir, wie immer, aufrichtig zu sein, Kummer und Aerger verursachen. Indessen habe ich nicht zu befürchten, daß eine solche Aussöhnung je zu Stande kommen werde, da der Gegensatz auch als das Wesen eure Religionen durchdringt, deren Pfleger aus Enthusiasmus für die — Wahrheit (hier verzog Mephi den Mund in ein sarkastisches Lächeln) eine Schmälerung des Reiches des Bösen, als dessen legitime Besitzer wir einmal seit unvordenklicher Zeit anerkannt sind, und somit eine Beschränkung unserer legitimen Gewalt nie gestatten werden.

Ich. Der Kampf wird aber zur Versöhnung führen, welche ja eben das Ziel desselben ist.

Mephi. Diese Versöhnung läßt seit dem Bestande eures Geschlechtes auf sich warten, und ist noch immer nicht erzielt; und es hat nicht den Anschein, daß sie recht bald bei euch einkehren werde, obgleich ihr in der That das beste Mittel zu ihrer Erreichung wählt, da Streit und Zank, Waffen und Zerstörung gewiß die zuverlässigsten Mittel sind, die brüderliche Eintracht und das Gedeihen der geistigen und materiellen Interessen zu fördern. Ich selbst könnte euch kein zweckmäßigeres Mittel empfehlen.

Ich. Ohne Kampf kann der Mensch leider nicht zum Wahren und Guten gelangen; und was wäre die Tugend ohne Kampf?

Mephi. Du hast aus meinem Innersten gesprochen. Es ist ganz gewiß, daß der Weg des Bösen am Sichersten zum Guten führt. Darum habt ihr Menschen die löbliche Gewohnheit, das Gute und Wahre zuerst auf unserem Gebiete zu suchen, auf dem es sich auch sehr bequem leben läßt, da wir keine Mühe scheuen, euch als unseren Gästen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Ich. Dieß thun wir nicht. Der Kampf der Edlen ist eben gegen das Böse, den Gegensatz des Guten, gerichtet, welches nur durch die Niederkämpfung dieses Feindes errungen werden kann.

Mephi. Und für gut halten die meisten von euch mit Recht gerade das, was ihnen nützlich und angenehm ist, indem nur Wenige so thöricht sind, ein tristes, den Lebensfreuden abgewandtes ideales Gutes zu verfolgen. Reellen Genuß, Freundchen, ziehen die Verständigen wie die Dummen allen idealen Träumereien vor. Diese Idealisten sind daher als die wahren Friedensstörer verhaßt, die durch ihr unaufhörliches Geschwätz über die geistigen Interessen, welche keinen Nutzen bringen, nicht sättigen, noch gegen Kälte oder Hitze schützen, die Gemächlichen im Genusse der materiellen Interessen und in der Ruhe stören.

Ich. Daß du so sprichst, begreife ich.

Mephi. Ich spreche nur der großen Masse der Menschen nach. Hört man denn unter euch nicht unaufhörlich über die Ideologen, Idealisten oder Theoretiker schmähen, und ihnen vorwerfen, daß sie mit ihren idealen Träumereien oder Theorien die Ruhe der Staaten gefährden, für welche die materiellen Interessen das Allerwichtigste, das einzig Nothwendige und Nützliche seien?

Ich. Jene, welche so sprechen, sind eben die Feinde des Wahren und Guten, die Freunde der Finsterniß, deine Kampfgenossen.

Mephi. So nennst du sie, weil du nicht zu ihrer Partei gehörst. Wärest du einer der Ihrigen, so würdest du anders sprechen, und umgekehrt deine jetzigen Kampfgenossen mit diesen Titeln und Prädikaten beehren. Uebrigens sind nicht bloß diese meine Kämpfer, ich zähle deren auch auf der andern Seite!

Ich. Die Feinde des Lichtes sind leicht zu erkennen, da ein Jeder den Prüfstein des Wahren und Guten in sich trägt. Daher heißen sie nicht bloß so, sondern sind sie auch in der That, was der Name besagt. Daß du auch auf der anderen Seite Kampfgenossen habest, stelle ich in Abrede.

Mephi. Euer innerer Prüfstein, mein gelehrter Herr Professor, zeigt Glanz und Farbe gerade so, wie ihn die Erziehung und Angewöhnung eben zugeschliffen und polirt haben. Daher kommt es, daß die Menschen in den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten auch ganz verschiedene Dinge für wahr und gut halten; daß ihr z. B. in Europa als Irrthum verdammt, was z. B. in China, in der Türkei u. s. w. als göttliche Wahrheit gilt, und daß selbst eure, durch christliche Erziehung zugerichteten inneren Prüfsteine in der Beurtheilung des Wahren und Guten nach Verschiedenheit der Religionssecten sehr variiren und von einander abweichen. Dein Negiren vermindert meine Soldateska auf der andern Seite nicht um einen einzigen Mann, wenn gleich manche Philosophen unter euch dem Negiren eben so schaffende als zerstörende Kraft beilegen.

Ich. Die Freunde des Lichtes können nicht zu deiner Soldateska gehören.

Mephi. Die Freunde des Lichtes sind nun freilich keine Freunde der Finsterniß; allein einestheils sind nicht alle, die sich Freunde des Lichtes nennen, auch wirklich solche, sondern gar Viele gebrauchen die Sache des Lichts nur als beliebte Parole, und verfolgen dabei ihre besonderen Zwecke oder Interessen; anderntheils gibt es unter euch solche Enthusiasten — um deinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen — die alles Bestehende nur als hemmende Schranke des beliebten Lichtes betrachten und darum alles ein- und niederreißen wollen, um die Wohlthaten dieses Lichtes recht allgemein und schnell zu verbreiten. Die Ersten huldigen im Princip, und die Leute der zweiten Art in dem Mittel dem Bösen, wozu noch solche kommen, die im Princip und im Mittel zugleich auf meiner Seite sind. Denke nur z. B. an die revolutionären Jakobiner.

Ich. Daran habe ich nicht gedacht; dieß ist allerdings begründet.

Mephi. Ihr Menschen denkt aus lauter Gedanken gar oft an das Nächste nicht, bis ihr mit der Nase daran stoßt. Und troß eures angeblichen absoluten Denkens sind eure Gedanken nur einseitig und beschränkt, was ihr freilich bei eurem Hochmuthe nicht zugeben wollt!

Ich. Das absolute Wissen, welches die Versöhnung der Gegensätze in ideeller Einheit auch im Leben zu vermitteln strebt, scheint deinen Beifall nicht zu haben. Uebrigens kennen, beiläufig gesagt, die Pfleger der absoluten Wissenschaft, d. i. die Philosophen par excellence, keinen Hochmuth; was du so nennst, ist nur edle Selbstachtung.

Mephi. Nach dem absoluten Wissen haben, wie selbst eure Theologen versichern, auch wir einst gestrebt und sogar versucht, eure Stammältern im Paradiese zu dieser Philosophie zu erheben. Darum hat das absolute Wissen, dem wir unsere Herrschaft zu verdanken haben, gewiß unsern Beifall, da es auch euch Menschen zu demselben Ziele, wie uns, führen wird, und ich gebe auch meinerseits gern zu, daß ich mich in puncto des Hochmuths geirrt habe, indem ich mich vielmehr für überzeugt halte, daß eure Philosophen eben so wenig den Hochmuth kennen, als wir ihn damals gekannt haben, als wir nach dem absoluten Wissen rangen. Du mußt Nachsicht mit mir haben, wenn ich manchmal aus eurer verblümten Sprache in nakte Prosa gerathe.

Ich. Du wirst doch euer einstiges stolzes Streben nicht mit dem Streben unserer Philosophen identificiren wollen, da ihr zur Verneinung der Wahrheit, zur Lüge gelangtet, während unsere Philosophen die Wahrheit in ihrer Reinheit erfaßt und so die Lüge vernichtet haben.

Mephi. Ich mag mich auch bei dieser Identificirung geirrt haben. Wir sind pure Geister und darum nicht so, wie ihr Menschen, qualificirt, das Wahre zu erfassen. Auch glaubten wir uns zum Schöpfer emporschwingen zu müssen, um ihm gleich zu werden, während eure Philosophen den weit bequemern Weg, welchen ausfindig zu machen wir zu dumm waren, hierzu wählten, und den Schöpfer zu sich herabsteigen ließen: Wir wollten uns vergöttlichen und eure Philosophen haben Gott vermenschlicht; ja, ich sehe ein, ich habe mich geirrt.

Ich. Du entstellst die Philosophie oder die Wissenschaft.

Mephi. Es kann sein, daß ich außer Stande bin, sie zu erfassen, obwohl die negative Methode, durch welche sie zu Stande kommt, uns sonst eigenthümlich zu sein pflegt. Wir kommen durch diese Methode nur zur Lüge, und eure Philosophen führt sie zur absoluten Wahrheit. Hierin sind sie unsere Meister, ich gestehe es gern; und da wir dieß nicht zu begreifen vermögen, so ist es sehr leicht möglich, daß wir unfähig sind, diese Philosophie zu erfassen. Dieß kann man uns, obwohl wir in der Methode des Negirens sonst sehr bewandert sind, um so weniger verargen, als es sogar sehr viele Menschen gibt, welche diese Philosophie noch nicht begreifen, ja die Philosophen selbst, troz der erkannten absoluten Wahrheit, noch gar nicht miteinander einig sind. Wir sehen es indessen sehr gern, wenn

die Menschen recht nach dem Absoluten streben; sei es nach absoluter Herrschaft, nach absoluter Freiheit oder nach absoluter Philosophie.

Ich. Du treibst mit dem Worte „absolut" ein wahres Spiel.

Mephi. O nein! ich spreche bloß euch Menschen nach, und ihr pflegt doch gewiß mit den Worten nicht zu spielen. Absolutheit ist Schrankenlosigkeit und deren Gegensatz die Beschränktheit. Die Beschränktheit hat aber für so hochmüth—erhabene Wesen, wollte ich sagen — wie ihr Menschen seid, so viel Demüthigendes und Drückendes, daß ich es ganz natürlich finde, wenn ihr derselben ebenso los zu werden strebet, wie der Gefangene der Ketten (hier sah mich Mephi schmunzelnd an). Und mittels der negativen Methode kommt ihr auch recht leicht zur Absolutheit, da nichts weiter nöthig ist, als die Beschränktheit zu negiren, um das Absolute hervorzubringen. Durch Negation des Gesetzes und der Herrschaft wird z. B. die absolute Freiheit, durch die Negation aller Constitution die absolute Herrschaft, durch die Negation alles Irrigen, die absolute Wahrheit, durch die Negation der Unwissenheit, das absolute Wissen ꝛc. hervorgebracht. Denn was ihr im Gedanken negirt, das ist im Gedanken — und folglich — da der Gedanke das allein Seiende ist, und man auch das Universum, uns Teufel mitbegriffen — nur als einen Gedanken aufzufassen hat — auch in der Wirklichkeit nicht vorhanden; und wenn ihr Menschen euch nur bis zur Negation alles Menschlichen erheben würdet, so könnte es gar nicht fehlen, euch zu Göttern empor zu negiren.

Ich. Du wirst mir mit deiner Sophistik unausstehlich.

Mephi. Und doch sind Sophistik und Philosophie stammverwandt. Ein Sophist muß sogar mehr sein, als ein bloßer Philosoph; jener ist ein Weiser, und dieser liebt die Weisheit nur; oder ist in die Weisheit verliebt, und darum blind, wie alle Verliebten, die oft das Häßliche für schön halten. Es wäre hiernach recht leicht möglich, daß ein Philosoph in seiner blinden Verliebtheit die Lüge als Wahrheit an seinen Busen drückte.

Ich. Laß mir die Philosophen ungeschoren.

Mephi. Ah! ich vergaß, daß ich in dir auch einen Doctor philosophiæ zu verehren habe. Ja, die Philosophen sind ganz herrliche Leute, sie abstrahiren alle Uebel von der Erde, und lassen bloß die Seligkeit übrig. Käme nur ein ächter Philosoph in unser Reich; er negirte unsere Hölle in einen Himmel um.

Ich. Es soll dir mit allen deinen Spötteleien nicht gelingen,

mich zu berücken, oder die Hochachtung, welche ich gegen die Philosophie und ihre Pfleger hege, zu erschüttern.

Mephi. Einen Menschen, zumal einen so charakterfesten, wie du bist, kann unser Einer natürlich nicht zum Wanken bringen. Ihr Menschen seid überhaupt ein felsenfestes Geschlecht, welches zuweilen sogar der üblen Laune und dem Schnupfen zu trotzen vermag, zumal wenn sonst nichts in die Quere kommt und der Aeolus der Begierden und Leidenschaften eben den Sabbat feiert, der auch bei ihm nach sechs Arbeitstagen am siebenten Tage wieder zu blasen pflegt, wenn er seine Kräfte nicht etwa durch übermäßige Anstrengung schon früher gelähmt hat und aus Schwäche vor dem Sabbat zu ruhen, genöthiget ist.

Ich. Fahre nur fort! ich bin fest entschlossen, gegen dein Spötteln recht tolerant zu sein.

Mephi. Recht! Freundchen, die Toleranz, welche in „eurem aufgeklärten Jahrhundert immer allgemeiner wird," ist etwas ganz Herrliches. Sie vindicirt dem lieben tolerirenden Ich den Besitz des Wahren und versetzt den Tolerirten in die Schatten des Irrigen, mit dem das Ich aus lauter Großmuth Nachsicht hat; sie kühlt den Enthusiasmus für das Wahre ab, und hegt und pflegt jene leutselige Lauheit, unter deren mildem Scepter Wahrheit und Irrthum, und Tugend und Laster unter der philosophischen Aegide der Égalité und Liberté miteinander fraternisiren.

Ich. Dachte ich's doch, du würdest auch an der Toleranz etwas zu tadeln finden.

Mephi. Alles hat, wie selbst eure Philosophie lehrt, zwei Seiten; eine positive und eine negative. Das Positive an einer Sache ist zugleich eine Bestimmung oder Determination derselben, und wird folglich, da nach Spinoza eine Determination eine Negation ist, selbst ein Negirtes, so daß nur das Negative an ihr übrig bleibt.

Ich. Du treibst mit der philosophischen Methode ein wahrhaft loses Spiel.

Mephi. Das wüßte ich nicht! Wenn eure Philosophen aus dem Negativen das Positive, aus dem Nichts ein Etwas produciren; so muß sich e contrario auch aus dem Positiven das Negative, aus dem Etwas das Nichts wieder herausfinden und herausargumentiren lassen. Wir bringen es einmal nicht weiter als bis zum Negativen, und stehen insofern euch Menschen sehr nach.

Ich. Dieses Räsonnement hat mit der Toleranz nichts zu schaf-

sen. Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß sie ein Negatives, ein Nichts sei?

Mephi. Ich behaupte gar nichts, sondern negire bloß; und wenn ich behaupte, so spreche ich nur euch Menschen nach. Nun gibt es unter euch sehr viele, welche die Toleranz einen verderblichen Mangel an Glaubenseifer, also ein Negatives nennen.

Ich. Dieß ich die Sprache des Fanatismus.

Mephi. Oder des Enthusiasmus.

Ich. O nein! der Fanatismus ist blinde Leidenschaft; der Enthusiasmus dagegen ist — —

Mephi. — sehende Leidenschaft.

Ich. Unterbrich mich nicht, oder ich —

Mephi. — gerathe in Enthusiasmus.

Ich. Diese Freude sollst du just nicht haben, da ich sehe, daß du es geflissentlich darauf anlegst, mich zu reizen.

Mephi. Das thue ich nicht. Dieser Mühe überhebt ihr Menschen uns. Ich beabsichtigte bei meiner Unterbrechung bloß, dir abermals eine Gelegenheit zu geben, deine bewunderungswürdige Geduld und Selbstbeherrschung zu zeigen. Dazu veranlaßte mich die ausnehmend feine Distinction, die ihr Menschen zwischen Fanatismus und Enthusiasmus zu machen pflegt. Die Gränzlinie ist so zart und fein, wie eine mathematische Linie, daß unser Einer kaum wagen würde, sich dem Enthusiasmus hinzugeben, aus Furcht in Fanatismus zu gerathen. Allein ihr Menschen wißt euch leicht zu helfen, da bei euch das Wort die Stelle der Sache vertritt; ihr braucht bloß zu denken, enthusiastisch zu sein, so seid ihr ganz sicher, nie fanatisch zu werden.

Ich. Ich bin nicht aufgelegt, mit dir über Worte und Begriffe zu disputiren. Du hast gegen Alles spöttische Einwendungen zu machen.

Mephi. Dieß ist pure Angewöhnung. Ich wohnte zu häufig den Kammerdebatten in euren Ständeversammlungen bei; und da ich eine besondere Neigung zur linken Seite habe, so wurde ich in die Manieren der Oppositionspartei ganz vernarrt, und habe mir dadurch diese üble Angewöhnung zugezogen.

Ich. Nein, ich kann es heute mit dir nicht mehr aushalten; die Geduld geht zu Ende.

Mephi. Wie die Geduld der Regierungen mit der Oppositionspartei.

Ich. Quäle mich nicht länger mehr.

Mephi. Ja, ja! ihr Menschen widersprecht der Meinung An-

derer gern, ihr könnt aber den Widerspruch gegen die eigene nicht ertragen. — Hier wurden wir — was mir sehr lieb war — durch den Eintritt meines Sancho Pansa unterbrochen. Mephi erhielt nur noch meine Zusage, daß ich ihn am Abend in die Versammlung der revolutionären Jakobiner begleiten würde; worauf er verschwand.

---

## Siebenzehntes Kapitel.

### Die Versammlung der revolutionären Jacobiner.

Am Abend, nachdem in allen Zellen den Gefangenen mit der üblichen, d. i. derselben Vorsicht, als wenn diese reißende Bestien wären, das Abendessen, bestehend in Wasser und Brod, insofern die Richter nicht die Gnade haben, ihnen durch die Angehörigen etwas Besseres zukommen zu lassen, gereicht und die Thüren mit Schloß und Riegel sorgfältig geschlossen worden waren, kam Mephi wieder, um mich zum verabredeten Besuche der Versammlung der revolutionären Jakobiner abzuholen. Ich gab ihm meinen Wunsch zu erkennen, dieser Versammlung ungesehen beizuwohnen. Du kannst ja, sagte Mephi, als ein Handwerksgeselle, z. B. — Mephi lächelte in gewohnter Weise — als Schustergeselle Leist auftreten — Ich entgegnete, ebenfalls, nur gemüthlicher, lächelnd, daß ich dadurch den Namen eines sehr angesehenen, und überaus consequenten Publicisten mißbrauchen würde.

Mephi. Dieser heißt ja von Leist, ist zudem Meister und nicht bloß Geselle in seiner Profession, und in der Versammlung, die wir zu besuchen vorhaben, nicht gekannt.

Ich. Wenn aber Hannoveraner in der Versammlung gegenwärtig sein sollten?

Mephi (nach einigem Besinnen). Du hast recht, wir müssen einen andern Namen wählen. Nenne dich Michel Deutsch.

Ich. Das geht wieder nicht wohl an; man könnte die Namen umkehren und mich für den leibhaftigen deutschen Michel halten. Du weißt, wie eingezogen und sittsam dieser wunderliche Kauz lebt; wie getreu seinem Wahlspruche: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht," er sich in seinem ganzen Thun und Lassen benimmt; wie er in puncto des Reformirens nicht leicht über die Bier- und Rauchtabakssorten hinausstrebt und hoch erfreut ist, wenn er hinsichtlich dieser solche Neuerungen erwirkt, welche der Gellert'sche Hut erfahren hat; wie

er bei einer Pfeife Tabak und einem Krug Bier die eigenen Leibesschmerzen vergißt, und dabei flennt, wenn er hört, daß der arme John Bull an Gicht leidet, oder sein Nachbar im Westen Jaques Bonhomme delirirt, oder der im Osten sich den Magen verdorben, oder der im Nordost vom Papa den Hintern gegerbt gekriegt hat, oder Bruder Jonathan so ausgelassen und muthwillig ist; wie bescheiden er seinen Maulkorb trägt; er kann ja dabei rauchen und das Bier hinunterschlucken, und darf sogar dann und wann seinem Schätzchen ein Küßchen geben, ein Liedchen (hinter seinen vier Wänden versteht sich) singen, und manchmal auch auf der Straße ein lautes Vivat rufen und den Hut schwingen. — Wie würden die Revolutionäre darüber sich breit und dick machen, daß dieser gute Michel einmal seine Zipfelmütze abgethan und einer ihrer Versammlungen beigewohnt habe. Am nächsten Tage würden sie dieses Wunder in allen Zeitungen ausplaudern, und der arme Michel müßte, noch ehe er seine schönen Träume ausgeträumt, seine schlaftrunkenen Augen geöffnet und mit der Nachtmütze ausgewischt hätte, ob dieses Zeitungsgeplauders vorläufig in's Gefängniß wandern und dort harren, bis man die nöthigen Indicien zu einem Hochverrathsproceß gesammelt hätte, und er würde dann darüber so kunstvoll inquirirt werden, daß er nach dem ersten Decennium noch nicht erfahren haben sollte, warum man ihn eigentlich eingesteckt habe, und was man denn von ihm eigentlich eingestanden haben wolle. Du weißt, man hat ihn ohnehin stets im Verdachte, er sinne auf Arges, weil er hie und da mal, wie der Affe bei einer Schachpartie, einem Nachbar freundlich zunickt, oder gar bravo zuruft, wenn dieser in der Kammer oder im Parlamente Trumpf geworfen, oder einen ministeriellen Matador überstochen, oder gar das Ministerium la bête gemacht hat. Nein, Mephi, den deutschen Michel mag ich nicht in Unannehmlichkeit bringen, und darum mich nicht Michel Deutsch nennen.

M e p h i. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß die Revolutionäre an ein solches Wunder, nämlich daran glauben würden, daß sich unter Michels Schlafmütze wirklich revolutionäre Gedanken eingenistet und ihn sogar in ihre Versammlung geführt haben sollten, da sie wohl wissen, daß ihn nichts aus seiner gemächlichen Ruhe herauszulocken vermag, als die süße Stimme seiner legitimen Hirten; gleichwohl möchte ich nicht im Entferntesten dazu beitragen, ihm irgend ein Ungemach zu bereiten. Er befindet sich in einer Lage, die uns nicht die geringste Veranlassung zum Neide darbieten könnte, und deßhalb haben w i r keinen Grund, dieselbe noch mehr zu verschlim-

mern. Es wird deßhalb allerdings am Besten sein, wenn du mich in puris spiritualibus begleitest.

D'rauf traten wir die Reise an
In Mephi's Equipage,
Wir fuhren durch die Sternenbahn
Mit wahrhaft nobler Rage.
Neun Rappen waren angespannt
An einen schwarzen Wagen;
Ein Kutscher aus dem Unterland,
Mit buntgesticktem Kragen,
Mit Stiefeln, wie ein Hofkurier,
Und einem Hut mit Tressen,
Noch größer als ein Grenadier
Aus Potsdam oder Hessen,
Mit einer Peitsche in der Hand,
Saß auf dem schwarzen Bocke;
Und hinten auf dem Wagen stand
Ein Pag' im grünen Rocke.
Ich selber saß im Wagen drin
An Mephi's linker Seite.
So fuhren wir durch's Blaue hin,
Die Sterne im Geleite.
Wir fuhren kreuz, wir fuhren queer,
Wir stiegen auf und nieder;
Bald braus'te unter uns das Meer,
Bald sahen Land wir wieder;
Bald stießen wir an einen Stern,
Daß d'rob die Donner grollten;
Und endlich sahen wir von fern
Die Stadt, nach der wir wollten.
In Blitzesschnelle waren wir
Dort auf den Markt gekommen;
Und haben dann sogleich Quartier
Im Sitzungshaus genommen.

Dieses Haus war ein Gasthaus geringern Ranges in einer etwas abgelegenen Straße der Stadt, welche ich gemäß eines, Mephi gegebenen Versprechens nicht nennen darf, welche man aber leicht errathen kann. In den Zimmern des Erdgeschosses zechten Arbeiter und Handwerksgesellen; Journale und Flugschriften verschiedener politischer Parteien wurden hier vorgelesen, commentirt, glossirt und besprochen; dort Lieder politischen und zottenhaften Inhalts gesungen; hier politische Fragen aufgeworfen und mit Heftigkeit und Lei-

denschaft discutirt; dort Betrunkene, die nicht mehr sprechen, sondern nur unarticulirte Töne ausstoßen konnten, aber gleichwohl laut brüllten und rumorten, von ihren Kameraden weggebracht. Im dritten Stockwerke befand sich das Versammlungslocal, ein Salon mittlerer Größe, mit verschiedenen Emblemen ausgeschmückt und mit zwei Reihen von Sitzen in Halbkreisen versehen. Auf der offenen Seite dieser Halbkreise stand ein Tisch mit einem erhöhten Lehnsitze dahinter für den Präsidirenden. An der Wand hinter dem Präsidentenstuhle, dem Eingange gegenüber, waren die Hauptembleme in kunst- und geschmackloser Malerei angebracht. Auf einem umgestürzten Altare rechts und einem umgestürzten Throne links stand ein Genius, welcher dreien vor ihm knieenden Männern, an deren Seiten blutige Schwerter lagen, Lorbeerkränze mit der einen und ein großes Buch mit der andern Hand übereichte, an dessen Rücken die Worte: „Codex der Freiheit und Gleichheit," in goldenen Buchstaben zu lesen waren. Ein anderer Genius, diesen Männern zulächelnd, deutete mit seiner Rechten auf eine Erdkugel hin, deren oben stehende Fläche, von der aufgehenden Sonne beleuchtet, zerstreute Hütten von gleicher Größe und Form mitten in üppigen Fluren und Wiesen, die mit blühenden Bäumen verschiedener Art geschmückt, jedoch ohne Umzäumung waren, und anmuthige Thäler, mit Flüssen durchschnitten und mit Bergen und rebenbewachsenen Hügeln begränzt, dem Auge darbot. Die andere Hälfte der Kugel war in tiefe Nacht versenkt; von dem äußersten Rande derselben stürzten, sichtlich durch die schnelle Bewegung weggeschleudert, zertrümmerte Paläste und Kirchen, Männer in Militär- und Civiluniformen, in Ritterrüstungen, im Priestergewande und im fürstlichen Ornate, alle reichlich mit Orden behangen, so wie ganze Buden, mit modischen Damenputze versehen, in ein dunkles, blutrothes Meer hinab, welches über die theilweise empfangene Beute seine berghohen Wogen zusammenschlug. Die übrigen Abbildungen, so wie die Sprüche, die hier und da zu lesen waren, übergehe ich mit Stillschweigen, um die Leser nicht mit Nebendingen zu ermüden. Bevor ich jedoch über die Versammlung selbst berichte, muß ich die Bemerkung vorausschicken, daß, da mein Geist ohne alle physische Hülle war, ich auch die geheimsten Gedanken, Gefühle und Gesinnungen der Anwesenden durchschauen konnte; ein Umstand, der mich mit Ekel und Abscheu erfüllte, da ich wahrnehmen mußte, daß die Meisten ganz anders sprachen, als sie dachten und fühlten, indem sie in ihrem Innern die selbstsüchtigsten Plane hegten, während ihr Mund von feurigen Reden

für das allgemeine Wohl der Menschheit überströmte und sich zu jedem Opfer für dasselbe bereit erklärte.

Die Versammlung bestand auch aus Männern der verschiedensten politischen Ansichten von extremer Richtung, welche nur der eine Zweck: „Umsturz des Bestehenden" äußerlich vereinigte, durch dessen Realisirung sodann jede Partei die eigenen geheimen Wünsche zu erreichen hoffte. Es waren Republikaner, Bonapartisten, Legitimisten, Communisten, Socialisten, Chartisten, Repealer, sogar Reactionäre und Jesuiten zugegen. Alle aber bekannten sich äußerlich zu der einen Fahne der Revolution; Alle sprachen von der Nothwendigkeit des gewaltsamen Umsturzes der bestehenden Zustände, um sodann das wahre Heil der Völker dauerhaft begründen zu können, und von den verschiedenen Mitteln, diesen Umsturz zu bewirken, in Ansehung welcher allenthalben der Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel," befolgt, und selbst offen ausgesprochen wurde.

Ueber das zu erwartende neue Heil der Völker ließ man sich im Detail nicht gern weiter aus, um nicht durch die verschiedenen Parteimeinungen hierüber dem gemeinschaftlichen nächsten Zwecke zu schaden. Man hielt es in Bezug auf diesen für angemessen und hinreichend, die bestehenden socialen Verhältnisse mit dem bittersten Tadel zu übergießen, sie als unerträglich und mit den angebornen Menschenrechten unvereinbar darzustellen, die durch dieselben allenthalten verbreitete und stets wachsende Unzufriedenheit der Völker mit den lebhaftesten Farben zu schildern, und aufzuzeigen, wie nothwendig, aber auch wie leicht und verdienstlich es sei, den morschen Bau dieser Verhältnisse rasch niederzureißen, um den Völkern das Glück und die Segnungen der Freiheit und Gleichheit nicht länger mehr vorzuenthalten. Denn auf eine Republik, als den Zustand vollendeter Freiheit und Gleichheit, und somit als das zu erwartende Heil der Völker hinzuweisen, machte theils der Zweck der Verbindung, die sich eine republicanische Propaganda nannte, theils der Umstand nothwendig, daß die niedern Volksklassen, durch welche man den nächsten gemeinsamen Zweck, die gewaltsame Umwälzung des Bestehenden, allein zu erreichen hofft, nur durch die Vorspiegelung einer, auf völliger Freiheit und Gleichheit zu basirenden Republik gewinnen zu können glaubt, wie denn auch die zahlreichen Genossen der Verbindung aus dem Handwerker- und Fabrikarbeiterstande wirklich nur für die Republicanisirung der Völker gewonnen und angeworben worden sind. Selbst die Legitimisten, Reactionäre &c. haben sich nur als angebliche Republikaner dem Bunde angeschlossen, obwohl sie die zu bewirkende Re-

volution sodann zu ihren besonderen Parteizwecken auszubeuten hofften. Sie beabsichtigen die Republicaner und deren Bund als Mittel zu diesen Zwecken zu benutzen. Die gebildeteren Republicaner wissen dieß zwar recht gut, sie lassen es sich aber nicht merken, sondern freuen sich vielmehr im Stillen, so fremdartige Elemente für ihren Zweck thätig zu sehen, und halten sich von dem Gelingen desselben zu sehr überzeugt, als daß sie diese geheimen Gegner der Republik fürchten könnten, welche sie auch ihrerseits als Mittel zu ihrem Zwecke zu gebrauchen vorhaben, da ihnen bekannt genug ist, daß auch diese Antirepublicaner die Revolution so aufrichtig, wie sie selbst, wenn auch zu anderen Endzwecken, wünschen. Allein auch unter den wirklich republicanisch Gesinnten konnte ich nicht Einen ausfindig machen, welcher nicht irgend einen selbstsüchtigen Gedanken im Hinterhalte gehabt hätte! Bei den gebildeteren Lenkern und Wortführern gewahrte ich vornehmlich die Herrschsucht, die, bereits genährt und gepflegt durch die Stellung im Bunde und durch den Einfluß auf diesen, sich im Voraus schon die souveraine Gewalt über das souveraine Volk der künftigen Republik zutheilte oder vorenthielt, und jetzt schon die Mittel und Wege überdachte, die rivalisirenden Competenten einst nach vollbrachter Revolution auf die Seite zu schaffen. Sie erblickte in den ungebildeten Mitgenossen des Bundes, die, obgleich nach dem Princip der Freiheit und Gleichheit Brüder genannt, sich als blinde Werkzeuge der Oberen gebrauchen lassen und sich zum knechtischen Gehorsame verpflichtet haben, nur Unterthanen des zu schaffenden neuen Staates. Und diese unterwarfen sich solchem Gehorsame in der süßen Hoffnung, dereinst, wenn die Revolution gelungen, in dem neuen Staate der Freiheit und Gleichheit die Herren spielen und im Wohlleben, das ihnen die zu vertheilenden Besitzungen und Schätze der Reichen verschaffen würden, ganz nach ihren Gelüsten schwelgen zu können. Denn — so dachten sie in ihrem Innern — sie hätten bei jener Theilung und im neuen Staate überhaupt billig den Vorzug, weil sie zur Begründung der neuen Ordnung der Dinge am Meisten beigetragen hätten. Dabei fühlte sich ihr Ehrgeiz nicht wenig geschmeichelt, daß man sie für würdig und wichtig genug hielt, um sie in die Verbindung aufzunehmen, sie in die Geheimnisse derselben einzuweihen, und ihnen zur Ausführung des Bundeszweckes thätige Rollen zuzutheilen.

Die politischen Flüchtlinge aus verschiedenen Staaten hofften mit dem Banner der Revolution in ihr Vaterland zurückzukehren, und dort sodann als Märtyrer und Helden der Freiheit und Gleichheit

20

mit einträglichen Aemtern und Ehren für die langen Leiden und Entbehrungen entschädigt zu werden, ja als Lenker an die Spitze der neuen Republiken zu treten. Die Reactionäre, welche an das Gelingen einer Revolution nicht glaubten, hofften durch einzelne, hie und da gemachte Versuche revolutionärer Ausbrüche, durch Emeuten und Krawalle, ihre Restaurationsplane zu fördern. Unter den Bonapartisten war nicht Einer, der sich nicht fähig gedünkt hätte, in der neu entstandenen Republik einen Napoleon zu spielen, und diese dereinst seinem Scepter zu unterwerfen. Die Legitimisten hofften unter Heinrich V. das alte Regime wieder hergestellt und sich mit Ehren, Titeln, Würden und Sinecuren reichlich belohnt zu sehen. Die Repealer und Jesuiten schmeichelten sich mit der Hoffnung, es werde dem Katholicismus in Folge revolutionärer Zügellosigkeiten immer mehr gelingen, den Protestantismus als Urheber derselben zu verdächtigen und ihn so allmälich ganz zu vernichten. Genug, jede Partei hatte ihre besondere Zwecke, Wünsche und Hoffnungen, zu deren Realisirung man die gemeinen Volksklassen als Mittel und Werkzeuge gebrauchen wollte, indem man ihnen Zustände in Aussicht stellte, an deren Möglichkeit die Führer des Bundes natürlich selbst nicht glaubten.

Der Bund hat in dieser Stadt seinen Centralpunkt, von dem aus er sich über die meisten Länder verbreitet, wie mir wenigstens Mephi versicherte. Es waren auch in der That von den meisten Ländern Repräsentanten der nach einem eigenthümlichen Systeme eingetheilten Bundes-Distrikte oder Kantone bei der Versammlung zugegen. Mephi vertrat auch hier wieder den Kirchenstaat. Er berichtete, gleich den übrigen Repräsentanten, über den Zustand, die Fortschritte, Hoffnungen und Wünsche der dortigen Filialverbindung. Sein Vortrag war auch in dieser Versammlung klar, beredt, eindringend und ergreifend, und der Inhalt desselben durch und durch radical. So bezeichnete er, um nur Einiges anzuführen, die Religion als den Urquell der Unfreiheit und Ungleichheit. Denn sie vernichte die Freiheit dadurch, daß sie dem Menschen den eigenen Willen entziehe und ihn einem göttlichen Willen, mit welchem die Machthaber und Priester ihren eigenen Willen geschickt zu verschleiern wüßten, unbedingt unterwerfe, und begründe die Ungleichheit schon dadurch, daß sie die Fürstengewalt für ein göttlichts Recht und die Priester für Dollmetscher des göttlichen Willens, für bevollmächtigte Minister der Gottheit erkläre, die Völker aber als Heerden hinstelle, welche die Gottheit den Fürsten in weltlichen und den Priestern in geistlichen Dingen unbedingt unterworfen und zum Gehorsame verpflichtet habe. Die Reli-

gion also heilige und verewige ebenso die Herrschaft und Knechtschaft, da sie beide als eine Anordnung des göttlichen Willens geltend zu machen wisse, als die Ungleichheit, da sie die Herrscher und Priester unter dem Namen von der Gottheit eingesetzter Führer und Hirten dem Unterthanen, d. i. den zu führenden und zu hütenden Heerden, gegenüberstelle. So hätten die Gewalthaber, die Fürsten und Priester, mit Hülfe der Religion die Völker geknechtet, in fügsame Werkzeuge für ihre Zwecke umgewandelt, sie am Gängelbande des Glaubens wie Drathpuppen nach ihren eigenen Launen gelenkt und genarrt, und sich die Erde, ihre Schätze und Freuden kraft göttlichen Rechtes angeeignet, während die gläubigen Knechte sich in ihrem Stumpfsinne für alle Lasten, die man ihnen aufbürde, für alle Entbehrungen, die man ihnen zur Pflicht und Nothwendigkeit mache, für Knechtschaft, Armuth und viehisches Frohnen mit einer Anweisung auf jenseitige Freuden in einem, von den Priestern kunstvoll ausgeschmückten Himmel abfinden ließen, und man die Ungehorsamen und Widerspenstigen mit ewigen Strafen in einer gräßlich geschilderten Hölle bedrohe. So lange die Menschen nicht die Binde des Glaubens von ihrem geistigen Auge rissen, so lange sie nicht den Muth hätten, ihren eigenen Willen an die Stelle des vorgeblich göttlichen zu setzen, die Phantome einer jenseitigen Seligkeit und Verdammniß in das Gebiet der Phantasie zu verweisen, und ihren Blick und Sinn auf dieses Leben, auf diese schöne Erde und ihre Freuden zu richten, so lange sei auch an keine Freiheit und Gleichheit zu denken. Die Verständigen und Muthigen — und als solche betrachte er die Genossen dieses Bundes — müßten vorangehen, als Beispiele andern vorleuchten, durch Wort, Schrift und That die Vorurtheile, welche die Freiheit und Gleichheit hinderten, eifrig bekämpfen, und sich als wahrhaft freie Männer, die keine Schranke als die des eigenen Willens und der eigenen Einsicht zu beachten hätten, in allem ihren Thun und Lassen practisch zeigen. Man hätte jedoch bei dieser Umgestaltung der Dinge, bei dieser Wiedereroberung der entrissenen Freiheit und Gleichheit, mit Klugheit zu Werke zu gehen, und die weltliche und geistliche Tyrannei durch geheimes Wirken zu schwächen, bis man sodann mit Gewalt über sie herfallen und sie stürzen und bewältigen könne. Man müsse durch ein ungebundenes Betragen, durch Spott, Hohn, Witz und Satyre die Religion allmälig zu untergraben, die Profanen zur Lust des Genusses zu ermuntern, um ihnen einen Vorgeschmack der Freiheit und Gleichheit beizubringen, überall Unzufriedenheit mit den die Freiheit unterdrückenden Zuständen zu verbreiten und den Regierungen durch

jedes Mittel neue Verlegenheiten zu bereiten suchen, um sie zu immer größerem Drucke und zu unvorsichtigen Reactionsmaaßregeln zu verleiten, so ihr Ansehen immer mehr zu untergraben und sie immer verhaßter zu machen.

„Und nun, liebe Brüder," so schloß er, „gehet hin, und suchet als eifrige Apostel die Segnungen der neuen Lehre der Freiheit und Gleichheit unter euren Standesgenossen mit Eifer zu verbreiten, zu wirken für die heilige Sache der Menschheit, euren Brüdern die Augen zu öffnen über die weltliche und geistliche Knechtschaft, in der sie schmachten, sie bei jeder Gelegenheit anzuleiten zu einem freien ungebundenen Leben und die Würdigen einzuweihen in die Geheimnisse des großen Männerbundes, welcher sich das erhabene Ziel gesetzt hat, die Völker von den Banden der Knechtschaft zu befreien, und die Erde in ein Paradies der Freiheit und Gleichheit umzuschaffen. Und die Völker werden einst, wenn der hehre Morgen angebrochen seie und die Sonne der Freiheit und Gleichheit ihre ersten goldenen Strahlen über sie ausgegossen haben wird, eure Häupter mit Lorbeern umschmücken, euch als ihren gefeierten Heroen Altäre errichten und euren unvergänglichen Namen jährliche Nationalfeste weihen."

Ich hätte, als die Acclamationen kein Ende nehmen wollten, laut aufrufen mögen: Glaubt ihm nicht, es ist der Teufel, der euch zu belügen sucht; allein ich konnte nicht, da ich ohne körperliche Sprachwerkzeuge war. Aber fest habe ich mir vorgenommen, diese Tücke des Teufels öffentlich bekannt zu machen, und ihn als den Erzbetrüger zu entlarven. Indessen standen ihm die übrigen Bundesglieder, welche außer ihm noch sprachen, an Radicalismus und teuflischer Bosheit nicht sehr nach, so daß ich auch in ihnen nur verkappte oder eingefleischte Teufel erblicken konnte. Ich führe zum Belege nur noch die Rede an, womit der Präsidirende die Sitzung schloß, in welcher außer den Berichten der Repräsentanten und den hierauf bezüglichen Anträgen und Beschlüssen nur noch einige neue Glieder aufgenommen wurden. Der Eid, den diese leisten mußten, befremdete mich am Meisten, weil er mit den Grundsätzen des Bundes, wornach alle Religion für Pfaffentrug und der Meineid für erlaubt gilt, zu sehr im Widerspruche steht. Es fiel mir jedoch wieder ein, was die Geschichte über das lose Spiel mit dem Eide erzählt, und mein Befremden verschwand. — Die Rede, um auf diese zurückzukommen, lautet folgendermaßen:

„Liebe Brüder und Vorkämpfer für die Sache der Freiheit und Gleichheit! Wir haben aus den ebenso bündigen wie klaren Berich-

ten und Vorträgen der würdigen Repräsentanten der verschiedenen Verbindungsgebiete vernommen, welch große Fortschritte unsere Bundesangelegenheit seit der Zeit unserer letzten Generalversammlung wieder gemacht hat. Unaufhaltsam schreitet sie ihrem erhabenen Endziele entgegen. Die Verlegenheiten der Regierungen mehren sich täglich; das Ansehen der Fürsten sinkt, die Unzufriedenheit der Völker steigt, und wird bald in Haß und Rache umschlagen und in einen allgemeinen Brand ausbrechen, aus dessen Asche sich, wie ein Phönix, die neue und wahre Republik der Freiheit und Gleichheit in jugendlicher Kraft erheben wird. Daß es bereits soweit gekommen, haben wir vorzüglich unserer Erzfeindin, der Reaction, zu danken, die, während sie mit ihren Maaßregeln auf unsere Vernichtung sinnt, unbewußt in unsere Hände arbeitet. Ich sehe Viele von Ihnen erstaunt über das, was ich so eben sagte. Glauben Sie nicht, liebe Brüder, daß ich die Reaction weniger, als Einer von Ihnen hasse, diese Pest, die dem jungen aufstrebenden Leben der Völker das Gift sogenannter historischer Rechte und positiver Glaubenssätze einimpfen und dessen Wachsthum und Gedeihen verderben will. Aber weil ich sie hasse, wünsche ich, daß sie in demselben Netze, das sie zu unserem Verderben stricken will, sich selbst fange und zu Grunde richte, daß sie selbst in die Grube sinke, die sie uns zu graben wähnt. Hasse den Feind und benutze ihn zum eigenen Heile und seinem Verderben, das ist mein Grundsatz in Bezug auf die Reaction und ihre Genossen. Auf sie baue ich auch, daß wir die sogenannten Reformer, welche die altermorschen, zerfetzten Staatsinstitutionen mit neuen Lappen ausflicken, und der schlauen, alle Gesetze höhnenden Reaction nur einen gesetzlichen Widerstand leisten, d. h. ihr leere Worte entgegensetzen wollen, endlich auch für unsere Sache gewinnen werden. Denn diese gutmüthigen, beredten und redseligen Thoren werden gewiß auch des Redens, des Bittens und Wünschens überdrüßig werden und die Geduld verlieren, wenn die Reaction, wie bisher fortfährt, ihren Bitten, Wünschen und Protestationen mit tauben Ohren, Spott, Hohn und Verfolgung zu begegnen. Ja! haben wir es nicht dieser Reaction zu verdanken, daß der Versuch des uns so gefährlichen constitutionellen Systems, welches die Völker mit den Fürsten auszusöhnen und in einen dauerhaften Frieden zu verbinden drohte, gänzlich mißlang, und die Constitutionen, die man wirklich hie und da einführte, zu bloßen Lügen und Täuschungen und so zu einer neuen Quelle der Unzufriedenheit wurden? War es nicht die Reaction, welche die Erfüllung der, von den Fürsten in den Tagen der Noth

gegebenen Versprechungen so glücklich hinderte, und dadurch das Ansehen der Fürsten bloß stellte, das Vertrauen auf sie untergrub und die Unzufriedenheit der Völker steigerte? Ist es nicht die Reaction, welche noch fortwährend die Befriedigung der dringendsten Volksbedürfnisse vereitelt, die freie Presse nur für ihre Zwecke gestattet, die Wissenschaft knechtet, den so unschuldigen und genügsamen Liberalismus verfolgt, durch offene und geheime Polizei, in vielen Ländern auch durch geheime und abhängige Justiz und Soldatenluxus, wie ein Alp, die Völker drückt und so auf tausenderlei Art die Saat der Unzufriedenheit ausstreut und deren Wachsthum fördert? Da nun ein löblicher Zweck — und welcher wäre löblicher als der unsrige? — jedes Mittel, das ihn zu fördern geeignet ist, heiligt, weil wer den Zweck will, auch das Mittel wollen muß, so dürfen wir auch die Reaction, obgleich sie der directe Gegensatz von unserm Systeme ist, nicht als ein solches Mittel verschmähen, da es, gehörig benutzt, ganz vorzüglich geeignet ist, unsern erhabenen Zweck zu befördern, wie aus dem, was ich so eben über die Reaction kurz vorbrachte, deutlich erhellet. Diesen Zweck im Auge, müssen wir daher der Reaction bei jeder Gelegenheit, die sich uns darbietet, scheinbar enthusiastischen Beifall zollen; sie durch übertriebene Schilderung der von Seiten der Revolution und des Liberalismus, der nur verschleierte Revolution sei, den Staaten drohenden Gefahren zu neuen Gewaltstreichen fanatisiren; sie in dem blinden Glauben, daß die Volksbedürfnisse bloße Vorspiegelungen überspannter und selbstsüchtiger Schriftsteller seien, mit deren Verstummung dieselben auch verschwinden würden, mit allen Künsten der Sophistik bestärken, und sie als die Retterin und Schützerin des Thrones und Altars gegen die destructiven Grundsätze der neuen, bloß auf die menschliche Vernunft gebauten Staats- und Religionswissenschaft und gegen die revolutionären Machinationen und Bestrebungen der Radicalen, Domokraten, Liberalen und Exaltirten (die man stets mit einander vermengen muß) mit den grellsten Farben ausmalen.

Bei solcher Förderung der Reaction, welche selbst auf die übertriebensten Lobeserhebungen gestützt werden kann, weil die Reaction in ihrem blinden Selbstdünkel sogar satyrische Lobsprüche als süßen Wohlgeruch einschlürft und sich damit zu neuen Gewaltstreichen berauscht, ist jedoch, wie es sich von selbst versteht, große Klugheit nöthig, damit nicht etwa dadurch die gemeinen Volksklassen und die Liberalen oder Constitutionellen verleitet werden, uns für wirkliche Reactionäre zu halten. Denn bei diesen wie bei jenen müssen wir

umgekehrt die Reaction auf jede erdenkliche Weise schwarz und verhaßt zu machen suchen; wir müssen die Völker und deren Stimmführer, die Liberalen, durch Uebertreibung der Reactionsmaaßregeln und deren Consequenzen, durch Fingirung vorhablicher neuer Schritte, kurz durch jedes zweckdienliche Mittel zum Widerstande gegen die Reaction aufreizen, und überhaupt den Regierungen in Allem, was sie thun oder zu thun verweigern, reactionäre Tendenzen unterschieben, und dieselben als bloße Maschinen der Reactionspartei zu verdächtigen trachten.

Wir müssen uns demnach bei den Reactionären als Reactionärgesinnte, bei den Liberalen als Liberale ausgeben, sprechen und betragen, und unsere wahre Gesinnung nur bei unseren Bundesgenossen kund geben. Dadurch täuschen wir sowohl die Reactionäre als die Liberalen, und benutzen wir beide Theile zu unserem Zwecke. Denn während wir beide Parteien gegeneinanderhetzen und sich im Kampfe auf Tod und Leben gegenseitig abmüden lassen, sind wir dabei die Dritten, die sich über ihre Thorheit freuen und aus ihren Balgereien am Ende den Nutzen ziehen.

Nur Kurzsichtige und in den Vorurtheilen angewöhnter Moral Befangene können ein solches Betragen zweideutig nennen. Denn in der Politik entscheidet, wie im Grunde in allen menschlichen Angelegenheiten, nur der Erfolg, bei dem man nicht mehr fragt, durch welche Mittel er erzielt wurde, da er ja die Rechtfertigung der Mittel in sich selbst trägt, in seiner Existenz enthält.

Hält die Tyrannei nicht jedes Mittel für erlaubt, wenn es gilt, sich selbst zu erhalten, die Völker zu knechten, und die Freiheit zu unterdrücken? Fragt man auf den großen Märkten, Congresse genannt, erst nach Moral, Gerechtigkeit oder Religion, wenn man dort über Länder und Völker schachert, alte Staaten zertrümmert und neue nach den Gelüsten und Launen der mächtigsten Despoten zusammenflickt und dabei die heiligsten Interessen der Völker mit Füßen tritt? Wer die Tyrannei bekämpfen und stürzen will, darf ihr an Klugheit und Schlauheit, und an Umfang der erlaubten Mittel nicht nachstehen. Wir sind freie Männer, und der freie Mann kennt keine Schranke, als welche ihm sein Endzweck nach den Regeln der Klugheit setzt. Am Wenigsten haben wir solche Schranken zu beachten, welche Tyrannen und Pfaffen zu ihrem eigenen Schutze und zur Unterdrückung, Niederhaltung und Benutzung der Völker ersonnen haben.

Gut ist, was zum Ziele führt, und böse, was von diesem ab-

lenkt, das ist die Quintessenz der Moral, und Tugend die practische Uebung derselben. Und was im einzelnen Falle gut oder böse sei, das hat der Verstand allein nach den Regeln der Klugheit zu bemessen. Gewissensangst ist nichts als die durch knechtische Dressur, Erziehung genannt, eingeschwätzte Furcht vor einer Hölle, welche die Pfaffen für ihre leichtgläubigen Heerden erfunden und geheizt haben. Der zu Verstand gekommene, freie Mann lächelt darüber, wie über die Gespensterfurcht, die ihn einst als Knaben geängstigt hat. Ebensowenig hält er sich durch Gesetze gebunden, womit die Fürsten ihre usurpirte Macht schirmen und die Völker in Unmündigkeit und Knechtschaft niederhalten, und von deren Kraft sich die Fürsten selbst wohlweislich ausnehmen.

Nach der natürlichen Gleichheit ist ja kein Mensch mehr als der andere; gibt es keine Fürsten und Unterthanen, sondern nur Menschen, welche mit gleichen Ansprüchen auf die Natur und ihre Schätze begabt sind, und ist jeder sein eigener Herr und Gesetzgeber. Alle sogenannten positiven Gesetze beruhen daher auf einer schnöden Verletzung dieses unveräußerlichen Rechtes der Gleichheit, sind Zwangsnormen der Mächtigen gegen die Schwachen und darum an sich unverbindlich, wenn uns auch die Klugheit gebieten mag, sie insoweit zu beachten, als sie Mittel zu unserem Zwecke sind und als deren Verletzung diesem schaden könnte. Vorurtheilslosigkeit, Furchtlosigkeit, Muth, Kühnheit und Klugheit sind die schönsten Eigenschaften, die den Mann zieren und ihn befähigen, in die Reihen der Kämpfer für Freiheit und Gleichheit, für die Wiederherstellung der natürlichen Ordnung einzutreten, welche herrische und pfäffische Usurpation zerstört hat. Aber es ist nicht genug, daß wir diese Eigenschaften besitzen, sondern wir müssen sie auch unter unseren leidenden Mitmenschen zu verbreiten suchen, um sie für den bevorstehenden großen Kampf zu gewinnen und zu befähigen. Ein jeder von uns sei daher bemüht, im Kreise seiner Umgebung, und seiner bürgerlichen Genossenschaft in diesem Sinne zu wirken, um so die bereits wankenden Grundsäulen des bestehenden Staatenbaues durch jedes Mittel unterwühlen zu helfen; aber ein jeder sei dabei klug, wie die Schlange, und stelle sich, wenn er mit der Gewalt und ihren Helfershelfern in Berührung oder Collision gerathen sollte, einfältig wie die Taube, um nichts von unserem Bunde zu verrathen. Ein jeder versehe sich im Geheimen mit Waffen und Munition, damit, wenn die Stunde zum entscheidenden Kampfe ruft, er zu diesem gerüstet sei. Wirken wir so vereint zusammen, so dürfen wir hoffen, daß wir bald das

große Werk vollendet haben werden. In dieser Hoffnung schließe ich hiermit die heutige Sitzung, und empfehle ich mich Ihrem brüderlichen Wohlwollen."

Nach geschlossener Generalversammlung hielten die Oberen noch eine geheime Sitzung, der auch Mephi beiwohnte, von der ich aber nichts berichten kann, weil ich selbst nicht zugegen war. Mephi gab mir nämlich zu verstehen, daß ich zu schwach wäre, die Vorgänge, Reden und Beschlüsse in derselben zu ertragen, da sich, wie er sehe, schon die Generalversammlung, in der es doch so moderat hergegangen sei, fast unerträglich gefunden hätte. Ich hatte in Wahrheit auch kein Verlangen, diese Sitzung zu behorchen. Sogleich nach derselben entfernten wir uns, indem Mephi bloß sein Bedauern ausdrückte, daß dringende Geschäfte ihn hinderten, an der Mahlzeit, die nach der Sitzung stattfand, Theil zu nehmen. Der Nachtwächter tutete eben die dritte Stunde des Morgens ab, als ich in meine Residenz zurückkam.

## Achtzehntes Kapitel.

Die Nachwehen. – Das Juste-Milieu und die Reformer. — Die Revolutionen.

---

Ich war nach meiner Zurückkunft in einer fürchterlichen Aufregung; in bunter Verwirrung traten die Bilder der Vorgänge in den Gastzimmern und im Sitzungssaale vor meine Phantasie. Ich sah die gräßlichen Gebärden und hörte das Brüllen der betrunkenen Freiheits- und Gleichheitshelden wieder und meine Phantasie fügte geschäftig das Gemälde des neuen Paradieses hinzu, welches, wenn das Vorhaben gelänge, von diesen Bestien geschaffen, bewohnt und regiert werden würde. Dort tauchten die geheimen Gedanken und Begierden in scheußlichen Thiergestalten, als Schlangen, Basilisken, Kröten, Molche, Hyänen, Tiger u. s. w. aus dem Innern der einzelnen Mitglieder der Versammlung auf und begannen, jedes Ungethüm in seiner eigenthümlichen Weise einfallend, ein schreckliches Concert und einen gräßlichen Kampf untereinander, so daß ich darob in Angst und Entsetzen gerieth. Wie gütig, dachte ich, als ich wieder etwas ruhiger geworden war, hat sich doch der Schöpfer gegen uns bewiesen, daß er uns den Blick in das Innere der Mitmenschen, in die geheime Werkstätte der Gedanken, Gefühle, Gesinnungen, Begierden und Leidenschaften vorenthalten hat! Wer diesen Blick hätte, würde des Lebens nie froh werden, sondern in Angst und Furcht seine Tage hinbringen, ja den Umgang der Menschen vermeiden und die Gesellschaft mit den Thieren demselben vorziehen, und den Tod sich als die größte Wohlthat herbeiwünschen. Wie würde er zurückschaudern, wenn dieser oder jener sich ihm als Freund nähern, ihm die Hand reichen, ihn umarmen und küssen wollte; wie zurückbeben vor jedem Gespräche mit Menschen, und wie klein, wie erbärmlich und armselig ihm dieser und jener große gefeierte Mann, dieser und jener angestaunte Held, dieses und jenes Wunder von Gelehrsamkeit, dieses und jenes gerühmte Muster der Tugend und Reinheit der Sitten erscheinen!

Ich durfte diese Betrachtung nicht weiter verfolgen, um nicht

den Glauben an die Menschheit zu verlieren, in dem mich schon die paar Stunden, die ich in der Versammlung zugebracht hatte, wankend gemacht haben würden, wenn nicht der Gedanke an die besondere Beschaffenheit der Versammelten dieß verhindert hätte. Ist nicht, — so dachte ich bei mir selber, als mich ein Zweifel in jenem Glauben beschlich, — ist nicht die Idee des Wahren, Rechten und Guten noch immer die Macht, unter deren Schutz und Leitung die Menschheit, im Ganzen genommen, unaufhörlich, wenn auch langsam, vorwärts schreitet auf der endlosen Bahn der geistigen und sittlichen Vervollkommnung, welche die Leidenschaften zügelt und sie geschickt, wie Dampfmaschinen, als Mittel zur Förderung des gemeinsamen Zweckes der Menschheit zu gebrauchen weiß, und selbst die beharrliche Opposition des Bösen stets zur Läuterung und Kräftigung des Guten wendet? Und diese Idee, der geistige Lebenskeim, die Blüthe und Frucht der Menschheit selbst, so wie ihr zu realisirendes Ziel, erfüllt auch den Schlechtesten noch immer mit einer solchen Scheu, daß er, wenn er nicht krank ist am Geiste, seinen innern Unrath nicht offen zur Schau zu tragen wagt, sondern ihn sorgfältig zu verschleiern sucht, und ihn nur im düstern Dunkel der Verborgenheit auskramt, aber selbst da noch ihm einen idealen Anstrich zu geben strebt. Darum verzage Keiner an der Sache der Menschheit, und sei nur Jeder nach Kräften bemüht sein eigenes Inneres stets rein zu erhalten, daß das Auge des Allsehenden mit Wohlgefallen an demselben verweilen möge. Was du heute gesehen und vernommen, dachte ich weiter, gehört, so widerlich und eckelhaft es auch an sich betrachtet sein mag, gleichwohl zur Oekonomie der Menschheit, die zur Pflege des Wachsthumes, der Aussaat des Wahren, Rechten und Guten auch des sittlichen Unrathes bedarf. Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen kehrte die Ruhe allmälig ganz wieder zurück, verschwanden die gräßlichen Gebilde aus meiner Phantasie, und mit erneutem Vorsatze, fest und treu im Wahren, Rechten und Guten zu verharren, schlummerte ich endlich ein.

Am Morgen nach dem Kaffee war ich wieder ganz in Gedanken über die fatale Sitzung vertieft, als Mephi eintrat. Nun, wie hast du dich in der gestrigen Comödie unterhalten? fragte er scherzend, Ich entgegnete etwas ärgerlich: Eine saubere Comödie! Von deinem Standpunkte aus freilich mag ein Vorgang solcher Art als eine Comödie ja wohl gar als ein recht ergötzliches Lustspiel erscheinen.

Denn je toller es die Menschen treiben, desto mehr muß es dich amüsiren. Allein dein Standpunkt ist nicht der Meinige, und

darum kann es dich nicht befremden, daß mich noch nichts in meinem Leben in solchem Grade angeeckelt hat, wie dieser Convent von Teufeln, welche die Erde in eine Hölle umwandeln möchten. Aber es soll ihnen nicht gelingen, man wird ihnen das Handwerk schon zu legen wissen.

Mephi. (mit einem ernsten, durchbohrenden Blicke auf mich) Welch' ein edler Zorn, welch' erhabener „Enthusiasmus" für die loyale Sache der Restauration! Nur schade, daß dich keine Regierung hört! Man würde dich sonst nicht nur sofort in Freiheit setzen, sondern auch mit einem beliebten Titel, z. B. eines geheimen Hof= oder Justizrathes, und noch überdieß mit einem Orden belohnen. Denn der Mann, den die revolutionären Umtriebe so entsetzlich „aneckeln", der die Genossen derselben sogar Teufel schilt, ist ein ächter Restaurationsmann, und verdient Belohnung. Ich erbiete mich zur Vermittelung, denn ich stehe mit gar mancher Regierung im innigen Verkehr. (Mephi's Blick und Worte wirkten wie Eis auf die Hitze, in die ich gerathen war; ich nahm mich zusammen und antwortete ganz gelassen:)

Von deinem Anerbieten kann ich keinen Gebrauch machen, obwohl ich nicht zweifle, daß du mit gar mancher Regierung in einem lebhaften Verkehre stehest, wie schon die, in der Versammlung der reactionären Jakobiner von dir entwickelten Grundsätze in Vergleichung mit der hie und da üblichen Staatspraxis jeden Zweifel beseitigen. Denn die Gesinnung, welche der wahren geistigen Ueberzeugung entsprießt, läßt mit sich nicht pactiren, wie du recht gut wissen wirst. Deßhalb kann auch dein Anerbieten nicht ernstlich gemeint sein. Wenn ich übrigens die Genossen des revolutionären Convents Teufel schalt, so hatte ich so unrecht wohl nicht, da ich wenigstens einen unter ihnen sah (hier machte ich eine Verbeugung gegen Mephi), mit welchen die übrigen Mitglieder in Gesinnung und Grundsätzen vollkommen harmonirten, obwohl ich dieses Prädicat auch den Reactionären nicht vorenthalten möchte, in deren Mitte ich ja ebenfalls meinen edlen Ver — nein — Besucher zu erblicken die Ehre hatte. Ich konnte mich dadurch zugleich überzeugen, daß die beiden extremen politischen Richtungen einen und denselben erhabenen Gönner und Förderer haben, und daher beide die Interessen der Menschheit im hohen Grade begünstigen müssen, da dieser Gönner es mit der Menschheit so gut und redlich meint. Kein Wunder ist es daher, daß mancher revolutionäre Jakobiner später zu den reactionären überging, da die Extreme überhaupt sich berühren, und ins=

besondere die politischen in demselben Zwecke der Menschheitsbeglückung zusammentreffen.

Mephi. Ich höre es sehr gern, wenn ihr Menschen über das, was ihr eure höchsten Angelegenheiten nennt, witzelt und spöttelt; es ist dieß auch unsere Methode, eure Angelegenheiten zu behandeln. Immer sitzt ein geheimer Groll, oder — „Enthusiasmus“ — in der Brust, welcher die Pfeile des Witzes und Spottes losdrückt, wenn nicht etwa bloß das — edle Streben, als witziges Genie bewundert zu werden, zu einem solchen Witzspiele treibt; und wenn diese Pfeile auch stumpf sind und nicht das richtige Ziel treffen, so streifen sie doch dem Gegenstande ihres Zieles das Colorit der Wichtigkeit und Heiligkeit ab: was bewitzelt und bespöttelt und natürlich auch belächelt wird, wird nicht mehr für wichtig und heilig gehalten; und das ist immerhin ein großer Gewinn für die Förderung jener Angelegenheiten. Darum zolle ich deiner Erwiederung meinen ganzen Beifall.

Ich. Die extremen Richtungen, welche meine Erwiderung betraf und deren Förderer ich dich — und gewiß mit Recht — nannte, sind doch wahrlich nicht identisch mit den höchsten Angelegenheiten der Menschheit, die mir allerdings als das Wichtigste und Heiligste gelten, und die gerade durch jene Richtungen gehemmt und in ihrem natürlichen Entwickelungsgange gestört werden.

Mephi. Die Extreme, das hat seine Richtigkeit, sind nicht die Mitte, aber diese ist doch ein Kind von jenen, das ohne die Aeltern weder geboren worden wäre, noch sein Leben fristen könnte. Die Juste-Milianer oder Reformer sollten also ja nicht über ihre eigenen Aeltern und Pfleger — die Extreme — schmähen; es wäre dieß eine gar zu große Verletzung der kindlichen Pietät. Sie leben und weben und erlangen ihre winzige Thätigkeit nur durch die riesigen Extreme. Wenn daher die Reformer sich den Ruhm der Vervollkommnung der höchsten Angelegenheiten in ihrer so ausnehmend großen Bescheidenheit allein beilegen wollen, so sollen sie dabei ihre Aeltern und Pfleger doch nicht ganz vergessen, und diesen an jenem Ruhme auch ein Theilchen gönnen. Aber es könnte sich alsdann, — nicht wahr, mein tiefdenkender Freund? — bei einigem Nachdenken recht leicht herausstellen, daß die Extreme die alleinigen Hebel seien, welche jene Vervollkommnung, den Fortschritt eurer Angelegenheiten, bewirken und für die Reformer kein anderes Verdienst, kein höherer Ruhm übrig bleibe, als von den reichen Spenden der Extreme zehren und mit den, von diesen gelieferten Materialen ihre armseligen Reparaturen und Flickereien bewerkstelligen zu dürfen. Bei einem solchen Resul-

tate würde freilich dann das ganze Verhältniß völlig umgekehrt erscheinen; das Juste-Milieu müßte mit Hochachtung auf die großartigen Extreme emporschauen, und sogar dem Teufel dafür dankbar sein, daß er unablässig bemüht ist, den Extremen Impuls und Thatkraft zu geben.

Ich. Die wahren Reformer sind keine Juste-Milieu-Männer, die bloß die richtige Mitte, das Centrum, suchen, um sich in derselben hinzustrecken und ruhig zu schlafen, und nur wieder aufwachen, wenn sie wähnen, man habe während ihres Schlafes ihre Lagerstätte aus dem Mittelpunkte gerüttelt, und dann bloß wieder nach diesem herumsuchen, um, wenn sie denselben wieder gefunden zu haben glauben, abermals dem süßen Schlummer zu huldigen. Die Reformer im ächten Sinne des Worts sind weder Kinder der Extreme noch von diesen abhängig, und verfolgen auch nicht den phantastischen, rein unmöglichen Zweck einer Vermittelung der Extreme. Ebensowenig ist es ihr Geschäft, an den Staatsinstitutionen bloß zu repariren und zu flicken, oder veraltete Einrichtungen etwa durch einen neuen modischen Zuschnitt als lebensfrische Formen empfehlen zu wollen. Versuche solcher Art überlassen sie den Männern der rechten Mitte, welche, um diese zu finden und zu erhalten, allein der Extreme bedürfen, welche fort und fort besänftigen und vermitteln, ohne die Vermittelung je zu Stande zu bringen, den Danaiden gleich, die unaufhörlich schöpfen und doch das Faß nicht zu füllen vermögen; welche durch mystische Zauberformeln politische Leichname zum kräftigen Leben erwecken und die zerstörungssüchtige Wolfsnatur der Extreme in geduldig-frommes Schaafsnaturell umwandeln zu können wähnen. Die Reformer, die sich nicht bloß so nennen, sondern es in Wahrheit sind, stehen über den Extremen, beide zügelnd durch zeitige und zeitgemäße Reformen, unter denen man aber keine bloßen Reparaturen oder Ausbesserungen veralteter Institute, sondern solche Fortschritte zu verstehen hat, welche durch die richtig erfaßte Geschichte und geistige Bildungsstufe des Volkes zum unabweisbaren Zeitbedürfnisse geworden sind. In solchen Reformen sind die Männer dieser Klasse zwar auch radical insofern, als sie das Veraltete vollständig beseitigt und das als Zeitbedürfniß erkannte Neue vollständig eingeführt haben wollen; aber niemals destructiv, wie die Extreme, indem sie weder die noch lebenskräftigen historischen Institute, wie die Revolutionäre, gewaltsam zerstören, noch, wie die Reactionäre, dem Neuen, weil es neu, fanatische Vernichtungswuth entgegen setzen. Sie huldigen weder bloß einer, nach Parteizwecken ent-

stalteten Geschichte, wie die Reaction, noch bloß subjectiven, vom Egoismus dictirten Doctrinen, wie die Revolutionsmänner, sondern bemessen ihre Reformen lediglich nach den Volksbedürfnissen, wie solche die objectiv und darum parteilos aufgefaßte Volks-Geschichte dem umsichtigen Forscher darstellt, und nach Theorien und Doctrinen, welche in der Gesammtvernunft, in dem geistigen Selbstbewußtsein, kurz in der sittlichen und intellectuellen Bildungsstufe des Volkes selbst wurzeln und darum allgemeine Anerkennung und Billigung finden. Ihre Reformen sind daher die nothwendigen Ergebnisse und Phasen der naturgemäßen, freien, selbstständigen und bewußten Selbstentwickelung des geistigen und materiellen Volkslebens von Stufe zu Stufe, stets die noch grünen, saftigen Stämme, Aeste, Zweige und Wurzelausschläge der geschichtlichen Institute, so wie die frischen Keime und Schößlinge, welche die Gegenwart, befruchtet durch die Vergangenheit, aus ihrem Schooße treibt, in ein organisches, lebensvolles Ganzes vereinigend. Diese Reformer sind es mit einem Worte, welche das geistige und materielle Volksleben sowohl vor historischer Verknöcherung, auf die es die Reaction, als vor zügelloser Selbstzerstörung, worauf es die Revolutionspartei abgesehen hat, zu bewahren, und so es in seiner natürlichen Entwickelung zu erhalten und zu fördern trachten.

Mephi. Sehr schöne, überausschöne Worte, die, in einer Volkskammer gesprochen, ganz gewiß von den Gallerien beklatscht werden würden. Die Reformer sind keine Juste-Milieu-Männer, nein! sie haben daher auch nicht nöthig, bei ihren Reformen die rechte Mitte, das rechte Maaß zwischen rechts und links zu beachten, sondern bleiben stets Reformer, wenn sie auch einen faux pas rechts oder links machen und sich da von der Reaction am historischen Rockzipfel festhalten oder sich dort von der Revolution an dem philosophischen fortreißen lassen; bleiben ja doch immer beide Rockzipfel bei einander und so Geschichte und Philosophie im Bunde. Die Männer der Mitte verfolgen bloß ein Ziel, die rechte Mitte zwischen den Extremen, welche sie, in deren Mitte stehend, an einem feindlichen Zusammenstoßen hindern, halten nur Einen — den Central-Punkt fest und sind darum höchst einseitig. Ihr Reformer dagegen wißt es weit pfiffiger zu machen; ihr haltet euch zwei Wege offen, und kommt darum nicht leicht in Verlegenheit, da ihr euch sowohl bei den Linken als den Rechten zu befreunden versteht. Ihr schwätzt heute über historische Rechte so eindringlich, daß euch die Reaction ein lautes Bravo zuruft, und schwadronirt morgen über die Forderungen der

Vernunft und über angeborne Menschenrechte so feurig, daß die Revolutionsmänner darüber in Entzücken gerathen. Es trifft euch dann freilich das gewiß unverschuldete Mißgeschick, daß man euch heute für Reactionsgenossen und morgen für eine Abart oder besondere Species von revolutionären Jacobinern hält, die nämlich den revolutionären Zweck aus Ueberfülle an Courage in einen ganz unverdächtigen Reformenüberzug einzuhüllen verstehen, um sich für unvorhergesehene Fälle das Privilegium der Fledermaus in der Fabel von dem Kriege zwischen den Vögeln und Mäusen nicht zu verscherzen, und daß euch am Ende beide extremen Parteien, die, wie du weißt, aus lauter entschiedenen Männern bestehen und ihrem, offen ausgesprochenen Zwecke ohne Rück- und Vorbehalt entgegenstreben, für Abtrünnige, für unschlüssige Chamäleonsnaturen erklären, die es mit keiner Partei zu verderben wünschen und darum heute dieser, und morgen jener ein bischen Weihrauch streuen.

Ich. Es ist leider nur zu wahr, daß die Anhänger des Reformsystems verkannt und geheimer Absichten beschuldigt und verdächtigt werden. Wann und wo wäre aber das wahrhaft Gute nicht mißkannt, mißdeutet und verleumdet worden? Man beschuldigt die Reformer der Unentschlossenheit, weil sie nicht zu roher physischer Gewalt ihre Zuflucht nehmen, sondern den extremen Richtungen nur gesetzlichen Widerstand entgegensetzen und sie mit den Waffen der parteilosen Geschichte und einer umsichtigen, die höchsten Interessen der Menschheit nicht sophistisch wegraisonirenden, sondern sie auf haltbare Vernunftgründe basirenden Philosophie und logisch richtiger Consequenzen aus beiden zu bekämpfen suchen. Wer dieses Verfahren unparteiisch und vorurtheilsfrei zu beurtheilen vermag, wird darin nicht Unentschlossenheit, sondern vielmehr jene charakterfeste Entschlossenheit erblicken, welche das ferne, aber sicher zu erreichende Ziel, weil es die Factoren der Volksentwickelung selbst gesteckt haben, mit besonnener Ruhe, mit unermüdlicher Beharrlichkeit und Ausdauer, mit einem, allen Hemmnissen trotzenden Muthe und mit einer Begeisterung für das allgemeine Beste verfolgt, deren nur Männer fähig sind, welche die Ueberzeugung hegen, daß der Patriotismus der alleinige, vernunftgemäße Egoismus des Staatsbürgers sei. Die Reaction geräth in Wuth und speit Gift und Galle, wenn die Reformer aus demselben Princip, worauf sie sich allein stützt, aus der Geschichte, das Unmögliche und Unsinnige ihres Bestrebens und die Nothwendigkeit des reformatorischen Fortschreitens sonnenklar nachweisen. Sie macht sich dick und breit mit der geschichtlichen Nothwendigkeit, welcher man

vergeblich widerstrebe, und vergißt dabei, daß ihr Bemühen, ihr Kampf gerade gegen diese Nothwendigkeit gerichtet ist. Wie es unmöglich und unsinnig wäre, einen Baum, der neue Blätter und Blüthen getrieben, zwingen zu wollen, diesen frischen lebensvollen Schmuck gegen die abgefallenen, verwelkten und verfaulten Blätter und Blüthen vergangener Jahre zu vertauschen, ebenso unmöglich und unsinnig ist es, dem organisch sich entwickelnden großen Völkerstamme die abgeworfene und vermoderte Vergangenheit an die Stelle der frisch getriebenen und lebenskräftigen Gegenwart einpfropfen zu wollen; und dahin ist das Streben der Reaction gerichtet, die ihr eigenes Princip verläugnet und zerstört, wenn sie die geschichtliche Nothwendigkeit nur der Vergangenheit vindicirt und die Gegenwart für ein Getriebe menschlicher Willkür ausgibt, weil die Existenz und Kraft der Nothwendigkeit verschwände, sobald sich die Willkür gegen sie geltend zu machen und zu behaupten vermöchte.

Die Revolutionspartei dagegen, welche die geschichtliche Nothwendigkeit mit der Macht der Willkür ganz zu vernichten strebt und jenen Völkerstamm sammt den Wurzeln aus dem geschichtlichen Boden reißen, ihn in das luftige Gebiet der Willkür verpflanzen, und dessen natürliche Blätter, Blüthen und Früchte nach Belieben modeln, ja selbst mit künstlichem Machwerke ersetzen will, — diese Partei kann es den Reformern nimmer vergeben, daß sie diesen Stamm in seinem geschichtlichen Boden schützen und dessen natürliches Wachsthum weder hemmen noch verzerren lassen, sondern es durch das Licht und die Wärme der Philosophie in seinem natürlichen Entwickelungsgange nur zu fördern bemüht sind. Allein der Haß und selbst die Verdächtigungen, womit die extremen Parteien die Reformer verfolgen und in ihrem Wirken zu hemmen suchen, sind nicht vermögend, sie in ihrem redlichen Streben irre zu machen. Mögen sie auch verkannt und selbst verfolgt werden, — die Achtung aller redlich Gesinnten, welche in ihnen die furchtlosen Interpreten und Vertheidiger der Volks-Bedürfnisse und die Organe erblicken, die den Ansichten, Gesinnungen und Wünschen des Volkes Worte, Kraft und Nachdruck verleihen, wird ihnen dennoch nie entgehen; und sollte auch die Gegenwart ihnen Anerkennung versagen, so wird doch die Nachwelt ihnen Recht wiederfahren lassen.

Mephi. Der Nachruhm eine Spanne Zeit hindurch ist ein vortrefflicher Ersatz für ein ganzes miserables Leben und eine köstliche Erquickung für die modernden Helden im Grabe! John Falstaff zöge ihm freilich ein Glas Sekt vor; aber dieser ist eine ganz pro-

saische Natur, und zu plump, um sich auf den leichten Schwingen der Phantasie in jenes Zauberparadies empor zu heben, wo die großen Geister, von Rosenguirlanden beschattet und von Ambrosia und Ambra umduftet, in wonniger Behaglichkeit an einer table ronde sitzen, um den Nectar des Nachruhms aus goldenen Pokalen zu schlürfen. Die Phantasie ist eine überaus gewandte Zauberin; sie macht auch das Bett der Ehre so hübsch zurecht, daß sich die Menschen wie rasend um dasselbe zu der Fürsten und unserer Ergötzlichkeit abzausen; sie verwandelt die irdischen Dornen in himmlische Rosen und —

„Halt ein,“ fiel ich unterbrechend in Mephi's Rede, „spare deine Religionsspöttereien für die revolutionären Convente, wo sie geneigtes Gehör finden, und bleibe bei dem bisher besprochenen Thema, wenn du anders noch etwas darüber zu sagen hast.“

Mephi. Ich hätte zwar noch Vielerlei über das wächserne und fügsame Reformsystem, z. B. über die staunenswürdigen Erfolge des gesetzlichen Widerstandes zu sagen, den man mit einer kunstvollen Retirade vergleichen könnte, indem die Helden dieses Widerstandes, die Hände auf den Rücken gebunden, Schritt für Schritt mit rednerischen Declamationen, insoweit der Knebel in dem Munde solche gestattet, vor der andrängenden Gewalt zurückweichen und bei jedem Schritte ihre trostreiche Feldparole: „Es ist noch nicht an der Zeit,“ unisono wiederholen; allein die junge Schule der absoluten Wissenschaft überhebt mich dieser Mühe; sie weiß die Reformer besser zu würdigen als ich's zu thun vermag. Die Jünger dieser jungen Schule sind capitale Leutchen, die mit der scharfen Scheere der logischen Methode allen alten Plunder, vor dem ihr bisher die Kniee zu beugen pflegtet, radical wegschneiden, und euch mit dem übrigen Gethier an die, allen so leicht begreifliche diesseitige Wirksamkeit beschränken. Ihr Reformer seid ihnen bloß eine Art Zwitter zwischen Thür und Angel, die wenig Glück haben und wenig Glückliche machen, was von eurer Halbheit und eurem Schaukelsysteme herrühre. Diese Philosophen, Freundchen, demonstriren dir auf das Bündigste, daß es mit den Reformisten aus sei, und diese von den Radicalen abgelös't werden müssen, daß der Radicalismus allein das System der Consequenz und dabei eine ehrliche Haut sei. Es ist eine wahre Lust, dieser absoluten Lehre zuzuhören! Wir kommen zwar selbst sehr übel weg dabei, indem wir geradezu mit sammt unserer Herrschaft vernichtet und zu dem übrigen alten Plunder geworfen werden. Wir zürnen ihnen jedoch darum keineswegs; unter-

ließ ja gar Mancher das Böse nur deßhalb, weil er uns und unsere Hölle im Hintergrunde erblickte. Fällt nun dieser abschreckende Hintergrund ganz weg, so ist zu hoffen, daß das Böse, das, von dem Gesichtspunkte der Wirklichkeit aus betrachtet, ohnehin großen attractiven Reiz besitzt, größeren Zuspruch erhalten werde, zumal es, nach dieser Lehre, ohnehin nicht so arg, sondern bloß das nothwendige Andere des Guten ist, so daß in diesem ebenso das Böse schon darin steckt, als in dem Bösen das Gute. Das Böse ist nur die Kehrseite des Guten, wie dieses die Kehrseite des Bösen. Es kann daher dem Menschen gar nichts verschlagen, wenn er zuweilen das Ding umwendet, die Kehrseite nach Außen trägt, und für diese eine ganz besondere Passion faßt; trägt er ja doch immer auch die andere Seite mit sich. Es war der glücklichste Gedanke, Freundchen, den Radicalismus zu einem philosophischen Systeme, und zwar zu einem so erhabenen, das alle früheren Systeme als bloße Unterlagen oder Fußschemel oder secernirte Excremente in sich trägt, kurz zu dem absoluten zu erheben; denn nun muß der Radicalismus, zumal bei euch Deutschen, die ihr das philosophische Volk par excellence seid, gewiß Furore machen, weil jeder ihm schon deßhalb huldigen wird, um als Philosoph zu gelten.

Ich. Da hast du wieder dein Müthchen an der Philosophie gekühlt, die du hier eben so verzerrest, wie leider manche von uns Menschen, welche sich für Philosophen halten, aber in Wahrheit keine sind, und über die absolute Wissenschaft schmähen, ohne sie zu verstehen.

Mephi. Es sei ferne von mir, über diese absolute Wissenschaft zu schmähen, die ich, aufrichtig gesagt, selbst nicht verstehe; aber daß ich alles, was ich von derselben zu begreifen vermag, benutze, insoweit es in meinen Kram paßt, und mir Procentchen abwirft, das kannst du mir um so weniger verargen, als ihr Menschen es ja eben so macht. So habe ich z. B. meinen Vortrag im letzten Convente, insoweit er die Religion betraf, vollständig aus den Schriften dieser Philosophie geschöpft, wie du mir sicher glauben darfst. Weiß ich doch aus langer Praxis gar zu gut, daß man bei euch Menschen keinen Beifall findet, wenn man sich nicht auf bewährte Auctoritäten der neuesten philosophischen Schule en voque stützen kann.

Ich. Ob, was du hier sagst, gegründet sei, vermag ich nicht zu beurtheilen, da ich die junghegel'sche Schule noch nicht aus eigener Prüfung kenne, und jetzt nicht einmal Gelegenheit habe, mich in derselben zu orientiren. Sollte sie übrigens über die Reformer wirklich so, wie du vorhin erwähntest, urtheilen, so hat sie offenbar bloß

die Juste-Milieu-Partei im Auge, die sich ebenfalls den Reformern aggregiren will. In keinem Falle soll es dir aber gelingen, mir die Lust zu benehmen, diese Schule kennen zu lernen.

Mephi. Das ist auch meine Absicht gar nicht; ich wünsche im Gegentheil nichts sehnlicher, als daß du dir diese Philosophie, sobald dein status quo aufhört, zum Gegenstand des eifrigsten Studiums machest. Vielleicht gelingt es den begeisterten Männern dieser Schule, dich aus einem bornirten Reformisten in einen ganzen Radicalen umzuwandeln, was mir bei meiner, in philosophischer Hinsicht leider ganz unbeholfenen Methode nicht glücken will, wie ich sehe.

Ich. Diese Freude wird dir nicht zu Theil werden, insofern du unter Radicalen die revolutionären Jakobiner verstehest.

Mephi. Diese Jakobiner, dächte ich, sind so übel nicht. Du wirst doch zugeben, daß die französische Revolution mehr bewirkt hat, als eine bloße Reform gethan hätte.

Ich. Die Revolutionen dürfen aber auch nicht mit den Bestrebungen der Revolutionspartei verwechselt werden. Jene sind Erzeugnisse der Nothwendigkeit und nicht das künstliche Machwerk irgend einer Partei, wie diese; jene gehen aus dem Volke selbst als einer Totalität nach den Gesetzen der Selbstentwickelung desselben hervor und sind darum stets allgemein, unaufhaltsam und unwiderstehlich, während diese nur aus den egoistischen Gelüsten Einzelner als einer, dem Volksgeiste widerstreitenden, besondern Partei entspringen, und deßhalb nie allgemein, sondern nur local, und leicht zu hemmen und zu unterdrücken sind, wenn sie wirklich in factische Ausbrüche übergehen. Bei einer Revolution erhebt sich der Volksgeist selbst in seiner Entrüstung über erlittene Schmach und unerträglich gewordenen Druck, und zerreißt die Ketten, die er getragen, schüttelt das Joch ab, das ihn geknechtet, und bricht die Kerkermauern durch, die ihn gefangen hielten; er erhebt sich, weil er muß, weil seine Selbsterhaltung ihn dazu zwingt. Zu solcher Erhebung läßt sich kein Volk sophistisch bereden; es erhebt sich nur, wenn es den Druck wirklich nicht mehr ertragen kann, jeder andere Ausweg, desselben los zu werden, unmöglich geworden ist, und darum die Nichterhebung sein Untergang sein würde. Wo stets zeitig und zeitgemäß reformirt wird, da wird nie eine Revolution. Mögen auch einzelne selbstsüchtige Parteien das Volk zur Unzufriedenheit künstlich aufzureizen suchen, so wird es ihnen doch niemals gelingen, dasselbe zu einer allgemeinen Erhebung zu bereden, eben weil es in seiner Totalität keine Ursache zur Unzufriedenheit hat und keinen

Druck empfindet. Es wird umgekehrt die aufreizenden Schreier seine ganze Entrüstung empfinden lassen, und sie als Verläumder, Lügner und Ruhestörer in jeder Weise verachten.

Die französische Revolution hat allerdings mehr bewirkt, als bloße Reformen thun können; aber diese würden, zeitig und zeitgemäß durchgeführt, die Revolution selbst, und alle jene Gräuelscenen, die mit ihr verbunden waren, verhindert haben, und das wäre gewiß noch mehr, besser und heilsamer gewesen. Die revolutionären Jakobiner werden niemals eine Volksrevolution zu bewirken vermögen, welche vielmehr stets nur das Werk der Reactionspartei sein wird. Denn wenn diese die zeitigen und zeitgemäßen Reformen hartnäckig verhindert, die Bedürfnisse des Volks verkennt, verhöhnt und mit Gewalt unterdrückt, überhaupt das Volk in seiner naturgemäßen Entwickelung gewaltsam hemmt, so wird eine Revolution die nothwendige Folge hiervon sein, sobald der Volksgeist nicht gänzlich erdrückt worden, sondern noch die nöthige Einsicht und Kraft besitzt, um sich zu diesem einzigen noch übrigen Rettungsmittel zu ermannen. Es ist eine eigene Verblendung, daß Regierungen sich von der Reaction aus Furcht vor Revolutionen gerade zu solchen Maßregeln verleiten lassen, welche geeignet sind, dieselben zu fördern. Die revolutionäre Partei arbeitet dabei der Reaction in die Hände, insofern deren wirkliche oder fingirte Umtriebe jene Maßregeln beschönigen müssen. Darum darf es mich auch nicht befremden, daß du bei beiden Parteien geschäftig und thätig bist, da beide, nur auf verschiedene Weise, zu demselben Ziele zusammenwirken, dessen Erreichung dir stets erwünscht sein muß. Nur das Reformensystem vermag, wo es Eingang findet, die Erreichung dieses Zieles zu verhindern, und muß dir natürlich ein wahrer Dorn im Auge sein.

Mephi. Die wahren Reformen, Freundchen, sind so selten, daß sie mich und meine Freunde sehr wenig incommodiren. Es gibt nicht bloß bei euren Gerichten reformationes in pejus, wenn auch der Zusatz: „in pejus“ im öffentlichen Rechte, weil er in diesem nicht technisch ist, weggelassen zu werden pflegt. Man kann auch alten Möbeln durch eine neue Politur das Ansehen ganz neuer geben. So kann auch die Reaction — hier trat mein Phylax ein, um mich zu einer Conversation mit meinem liebenswürdigen Inquisitor abzuführen und unterbrach so unsere politische Unterhaltung; was mir im Grunde recht angenehm war, da Mephi dieselbe auf einen Gegenstand überlenkte, dessen Erörterung ich gern vermied.

## An
# Herrn Franz Dingelstedt.

(Erwiederung auf sein „Osterwort aus Hessen." 1840.)

---

Der Blüthenkranz, den Du gewunden
Im Schloßhof' hier mit kunstgeübter Hand,
Er hat den Weg zu mir gefunden
Und pranget nun an düst'rer Kerkers-Wand.

Was die gepreßte Brust empfunden,
Als Deine Leyer meinem Ohr erklang;
Wie lindernd in die Herzenswunden
Des Kranzes Blüthenduft als Balsam drang,

Und welch' Gefühl' in mir erwachten,
Als ich Dein tröstend Osterwort durchlas;
Vergeblich wär', fürwahr! mein Trachten,
Es auszusprechen in dem vollen Maaß'.

Selbst dann wär' eitel dieß Bemühen,
Wenn ich der Dichtung heil'ge Weihe hätt',
Und gleiches Feuer mich würd' durchglühen,
Wie Dich, du deutscher Sänger Dingelstedt!

Denn Worte sind zu schwach, zu schildern
Was in der tiefsten Tiefe regt die Brust;
Der Dichtkunst selbst fehlt es an Bildern,
Zu malen treu des Geistes Schmerz und Lust.

Und dennoch treibt's mich, auszusprechen,
Was ich bei Deinem warmen Gruß empfand;
Mein Herz, es würde bluten, brechen
Bei länger fortgesetztem Widerstand.

Geschieht's auch nur in schwachen Zügen,
So öffnet's doch dem innern Drang die Bahn;
Das Wen'ge wird dem Geist genügen,
Der in dem Buch des Herzens lesen kann.

Warum ich schmacht' in dieser Lage,
Darüber muß verstummen jetzt mein Mund;
Am Ende meiner Prüfungstage
Erfährt die Welt Zusammenhang und Grund.

Wer nach dem Wahren ringt und Rechten;
Wer nur dem Guten seine Kräfte weiht;
Wer kühn es wagt, für Licht zu fechten;
Den finstern Mächten keck die Stirne beut;

Mit Muth der Völker Recht' vertheidigt,
Und frecher Willkür opponirt beherzt:
Der ist's, der Mächt'ge leicht beleidigt,
Und leichter noch sich Fürstengunst verscherzt.

Der, traun! kann nicht auf Rosen wandeln;
Dem lächelt nicht Fortuna's Liebesblick;
Die Willkür wird ihn schnöd' behandeln;
Verfolgung ist sein irdisches Geschick.

Doch ihm ist höh'res Glück beschieden,
Ein Glück, das keine Macht zerstören kann:
Ein reines Herz und inn'rer Frieden
Beblümen seine ird'sche Lebensbahn.

Sein Blick ist stets emporgerichtet
Zu dem, vor dem allein sein Knie er beugt,
Zu dem, der Herz und Nieren sichtet,
Und sich dem rein Erfund'nen huldvoll zeigt.

Wenn sturmbewegt der Erdball zittert,
Er wankt in seinem festen Vorsatz nicht;
Selbst wenn das Weltall bräch' und splittert',
Beharrt' er fest und treu bei seiner Pflicht.

Auch ich fühl' mich in meinem Kerker,
Der mich umschließt im zehnten Monat schon,
Zufried'ner, freier, geistig stärker,
Als mancher Fürst auf seinem gold'nen Thron.

Die schweren Leiden um die Meinen
Erdulde ich mit Gottergebenheit,
Und so trägt dieses Dulden, Weinen
Nur bei zur geistigen Vollkommenheit.

Denn hartes Leiden, Schicksals Streiche
Erhöh'n den Geist, den Muth, die Willenskraft,
Wär' ohne Stürme wohl die Eiche,
Des Waldes Stolz, so stark, so riesenhaft?

Der freie Geist läßt sich nicht zügeln
Durch Bande, Zwang, durch physische Gewalt;
Selbst hinter Thürmen, Schloß und Riegeln
Gewinnt er nur an Schwungkraft und Gehalt.

Sind auch von Kummer grau die Haare,
Und des Gesichtes Züge bleich, entstellt;
So glüht mein Geist doch für das Wahre,
Und schwelgt im Reiche der Ideen-Welt.

Vielleicht erhält die Welt einst Kunde
Wie ich die trägen Stunden hier verbracht;
Wie wandernd in dem Weltenrunde *)
Mein Geist selbst Schloß und Riegel hier verlacht.

Zwar bin ich nicht so ganz verlassen,
Da die Natur so freundlich zu mir spricht;
Und doch — Du, Sänger, kannst es fassen,
Ein Jeder, ach! ein Jeder faßt es nicht! —

Und doch befällt mich oft ein Grauen,
Das frostig, eisigkalt die Brust durchbebt,
Wenn meine Augen ringsum schauen,
Und nichts erblicken, was sich regt, was lebt;

Wenn nichts ertönt in grauser Stille,
Als Glockenschlag, Geächze, Wind und Sturm,
Der heulend braus't durch jede Diele,
Und grimmig schüttelt Fenster, Thür und Thurm;

Wenn dann die Sehnsucht nach den Kindern,
Nach der geliebten Gattin drängt das Herz,
Und, um die heiße Qual zu lindern,
Nach einem Freunde stöhnt der tiefe Schmerz;

Und eitel ist mein lautes Stöhnen;
Kein Aug' sich zeigt, das eine Thräne weint,
Und theilnahmslos die Wände höhnen
Den Schmerzensschrei nach einem warmen Freund!

---

*) Bezieht sich auf vorliegende Auswanderungen.

Doch Alles dieß ist nicht so schmerzlich,
Als der Gedanke, daß in jenem Land',
Das mich geliebt und einst so herzlich,
Ja rühmend selbst, den Seinigen genannt —

Daß im gewählten Vaterlande,
Dem Herz und Kopf so redlich ich geweiht,
Für treue Liebe man mir Bande,
Und düstern Kerker als Entgeltung beut!

Doch diesen Schmerz hast Du gelindert
Durch Dein gemüthlich warmes Osterwort;
Vielleicht tönt es, wo ungehindert
Das Herz sich öffnet, auch in Andern fort.

Und so will ich mit Muth ertragen
Was Gott auch immer über mich verhängt;
Nicht murren will ich und nicht klagen,
Da Gottes Liebe All's zum Besten lenkt.

Der Zug der Völker geht zum Lichte
Da Geistesmacht am Ende immer siegt;
Denn es verbürgt's die Weltgeschichte,
Daß Lug und Trug im Kampfe unterliegt.

Leb' wohl, Freund! und gedenke meiner,
So oft die Hand der Lyra Saiten schlägt;
Ich werde nie vergessen Deiner,
Wohin auch immer mich das Schicksal trägt.

Am 18. Juni 1840.

---

„Geht an den Verfasser, als zur Abgabe gänzlich ungeeignet, zurück.
Wangemann." *)

---

„Es geht zurück an den Verfasser;
Es eignet sich zur Uebergabe nicht."
Enthält es denn nur sumpfig Wasser,
Daß so der Untersuchungsrichter spricht?

---

*) Diese Resolution erfolgte auf die Bitte, das Gedicht an die Familie Jordan's zur Beförderung an F. Dingelstedt verabfolgen zu lassen.

Gebricht's dem Ganzen denn an Wahrheit?
Ich schrieb nur nieder, was das Herz empfand;
Vielleicht an Harmonie und Klarheit?
O, dann verwirrte Schmerz mir den Verstand!

Und fehlt's an höh'rer Dichterweihe,
So ist's natürlich; ich schrieb kein Gedicht;
Im schlichten Reim wollt' ich als Laie
Die Brust erleichtern nur, daß sie nicht bricht.

Daß ich der Dichtung Form erkoren,
Verarget mir gewiß der Dichter nicht;
Ich bin zum Dichter nicht geboren,
Und bloße Reime sind noch kein Gedicht.

Wozu jedoch nach Gründen spüren?
Genug, daß das Gericht das Blatt verdammt;
Dagegen hülft kein Raisonniren;
Die Gründe für den Spruch verbürgt das Amt.

Es sei! ich soll den Trost nicht haben,
Mich auszusprechen gegen einen Freund!
So bleib' denn, Blatt! bei mir vergraben,
Bis mir die Sonne der Erlösung scheint.

Dann sollst du auch zum Sänger fliegen,
Und ihm erzählen dein und mein Geschick.
Der Zög'rungsgrund wird ihm genügen;
Er weis't dich sicher lieblos nicht zurück.

Am 20. Juni 1840.



